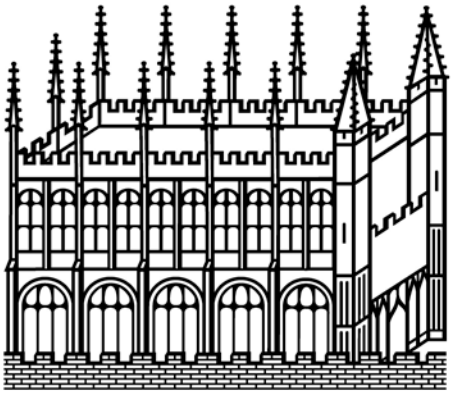


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

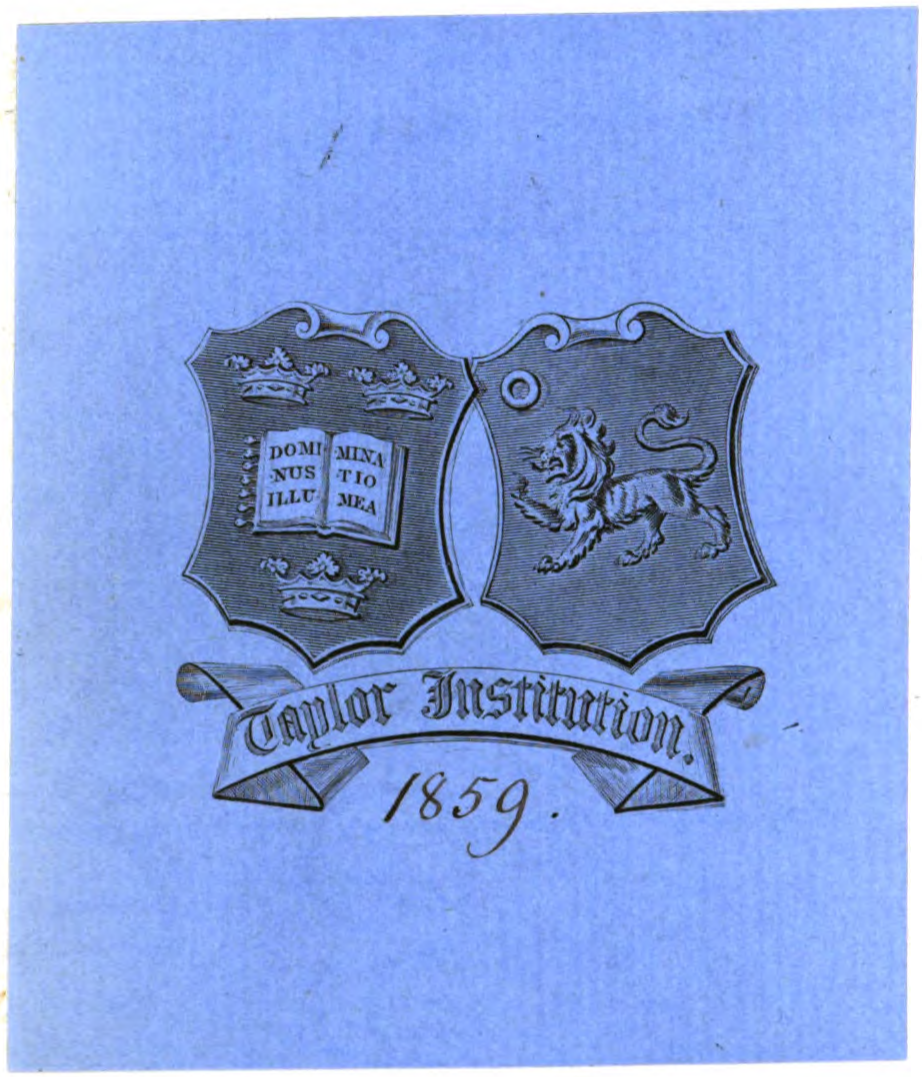
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

36. c. 35



Drei Jahre von Dreissigen.

Dritter Band.

Erste Abtheilung.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Dritter Band.

Erste Abtheilung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und in andere Sprachen vor.

Siebzehntes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz ging mit ſeiner Gemahlin auf der Terraſſe des heidelberger Schloſſes in eifrigem Geſpräch auf und nieder.

„Ew. Liebden ſind wirklich zu unſchlüſſig“, ſagte die Kurfürſtin franzöſiſch, und etwas förmlich, wie ſie immer pflegte, wenn ſie eifrig wurde, „hier wo des Himmels Winke ſo klar ſind! Wie auch in ſeiner letzten Rede der würdige Doctor Scultetus ſo einleuchtend dargelegt hat!“

„Er hat kein Wort von dieſer Sache geſagt, meine Liebe“, antwortete der Kurfürſt.

„Mit Namen hat er ſie allerdings nicht bezeichnet, aber doch ſo ſcharf darauf hingedeutet“, erwiderte die Kurfürſtin, „daß Niemand ihn misverſtehen konnte! — Sagte er nicht zum Beiſpiel: «So der allmächtige Herrgott uns einen Schatz auf unſerm Wege finden ließe, ſollten wir ihn nicht aufheben? Sollten wir es nicht als einen Wink betrachten, daß er unſerer Hand vertraut, wir werden ihn gut verwalten, mit dem Pfunde reichlich wuchern?»“

„Ei, ſieh doch, meine Liebe“, erwiderte der Kurfürſt lächelnd, „wie geläufig du bereits das Deutſche ſprichſt!“

„Ich ſpreche nur nach, was ich gehört!“

„Allein ſo genau und hurtig“, ſcherzte der Kurfürſt, „daß ich eine echte Heidelbergerin zu hören glaube!“

„Ach, Ew. Liebden, mir iſt gar nicht ſcherzhaft zu Sinn ....“

„Ei, meine Liebe“, unterbrach ſie der Kurfürſt; „wer ſagt dir, daß ich ſcherze! Allein ich meinte, du wolleſt ſcherzen mit dieſem feierlichen «Ew. Liebden» wie vor unſerm Hochzeittage!“

„Ew. Liebden weiß“, entgegnete die Kurfürſtin etwas empfindlich, „daß ich, wenn ich ernſt und von Geſchäften rede, die häusliche Vertraulichkeit nicht recht an ihrer Stelle finde. Zumal wenn ich franzöſiſch ſpreche. Ich kann in dieſer Sprache nicht Du ſagen!“

„Ich weiß, meine Liebe, daß du etwas förmlich zu mir wirſt, wenn du empfindlich biſt“, erwiderte der Kurfürſt freundlich, „ſonſt gelingt dir das Du im Franzöſiſchen auch zuweilen! Nicht wahr!“ Und er legte vertraulich den Arm um ihren Leib.

„Ich leugne es nicht, ich empfinde es ſchmerzlich“, antwortete Eliſabeth mit kaum unterdrücktem Weinen, „daß dir der Muth fehlt, die Hand nach einer Königskrone auszuſtrecken, da du ihn doch hatteſt, um nach einer Königstochter zu greifen!“ *)

„Eliſabeth! Der Muth fehlte mir?“ rief Friedrich verletzt, „ſoll ich nicht reiflich erwägen, was ſo gefahrvoll iſt?“

„Und iſt es denn noch nicht reiflich genug erwogen? Seit dem Mai, wo der Kanzler hier war — und jetzt haben wir Auguſt!“

„Liebe Eliſabeth, iſt es zu viel, drei Monate zu prüfen,

*) Hiſtoriſch.

was unſer ganzes Leben entſcheiden ſoll?“ fragte Friedrich und ſah ſie liebevoll an, da er fühlte, daß er ihrem Zürnen wie ihren Thränen nicht zu widerſtehen vermöchte.

„Wenn es ein Uebel, ein Kampf, eine ſchwierige Unternehmung wäre!“ ſagte die Kurfürſtin lebhaft. „Allein du beſinnſt dich, ein Glück ſondergleichen, Macht und Ehre als Geſchenk anzunehmen! Nur weil es vielleicht auch einen Kampf geben könnte! — Und wenn auch! Willſt du weniger muthig ſein als ich? Ich bleibe bei Dem, was ich dir von Amberg geſchrieben, als ich zuerſt die Kunde von den geheimen Unterhandlungen erhielt. Es war nicht unbedacht, keine bloße Aufwallung; es war mein feſter Entſchluß, denn ich fühle königliches Blut in meinen Adern und deshalb will ich königlich handeln! — Ich habe Gottes Wink erkannt, der Alles auf Erden leitet. — —“

„Ja, ſo ſchriebſt du, liebe, feurige, muthige Eliſabeth“, unterbrach ſie der Kurfürſt.

„Und ich würde nie anders denken, noch ſprechen, noch ſchreiben“, antwortete ſie. „Was ich dir damals ſchrieb, rufe ich dir auch jetzt zu: «Nimm die Krone an! Ich folge mit dir dem göttlichen Geheiß und leide und trage, was der Himmel ſendet! Alles, was ich vermag und habe, will ich für die Erfüllung des hohen Berufs einſetzen!»“

„Eliſabeth!“ rief Friedrich feurig und umſchlang die junge, reizende Gemahlin mit der Wärme des Danks und der Liebe.

„O glaube mir, Friedrich“, ſagte ſie innig und vergaß jetzt das froſtige „Ew. Liebden“, „glaube mir, es iſt ein hohes Glück, was dir die Gnade Gottes zuwendet. Du wirſt eine der ſchönſten Kronen tragen, die Deutſchland darzubieten vermag; das edelſte, tapferſte Volk beherrſchen! Dir wird der hohe Beruf eines Schutzherrn des echten gereinigten Glaubens! Gottes Segen wird über dir und mit

dir ſein! Die Freiheit des Gewiſſens, die Reinheit der Andacht beſchirmſt du vielen Hunderttauſenden, die ſeit zweihundert Jahren dafür gekämpft und vergeblich danach gerungen haben, ſich die ungeſtörte Uebung dieſer heiligen Rechte zu gewinnen. Immer neu ſiegend, aber immer neu wieder unterdrückt durch Argliſt, Misbrauch des Vertrauens und der Gewalt, werden ſie endlich frei athmen und glücklich ſein durch dich! Du wirſt der Hort der Kirche ſein, die du bekennſt, und es wird erfüllt werden, was Scultetus ſagte mit Bezug auf dich: «Heil Denen, die die ewige Krone erwerben können durch eine glanzvolle irdiſche! Sie hat Gottes Gnade auserwählt und reichen Segen über ſie geſchüttet!»“

Der Kurfürſt ſtaunte über den Strom ihrer Rede. Nie hatte er ſeine junge Gemahlin, die ſich ſtets mit heitern Lebensangelegenheiten beſchäftigte und die ernſten gern vermied, in einem ſolchen Feuer geſehen. Im erſten Augenblick hinderte ihn die Ueberraſchung, zu erkennen, daß dieſer Aufſchwung kein ſo ganz unvorbereiteter war, ſondern daß Scultetus ſeinen geiſtlichen Einfluß ſehr ſtark ausgeübt hatte, um der Kurfürſtin dieſe Gedanken, die freilich ihrem Sinn und Worten ganz entſprachen, in ſo geläufige Form zu bringen.

Da trat die verwitwete Kurfürſtin Luiſe Juliane, Friedrich's Mutter, aus der Schloßkirche, wo ſie eben ihr Gebet verrichtet hatte, auf den Altan.

„Laß es gut ſein, Eliſabeth“, ſagte daher der Kurfürſt raſch und etwas betreten; „dort kommt meine Mutter; du weißt, ſie iſt anderer Anſicht und voller Sorge über dieſe Sache.“

„O ich weiß, ich weiß“, antwortete Eliſabeth, und ihre Züge drückten eine Miſchung von Bitterkeit und Spott aus.

Sie zog ihren Arm aus dem des Kurfürſten zurück, ging, getäuſcht über die Wirkung ihrer begeiſterten Rede, unmuthig an den Rand des Altans und blickte auf die Gebüſche unter ihr hinab. Unwillkürlich drängte ſich ihr die Erinnerung an den Vorfall vor drei Monaten auf, als ſie ihren Handſchuh verlor und der wilde Herzog Chriſtian von Braunſchweig ihn ſo keck heraufholte. „Wenn Friedrich ſo entſchloſſen wäre!“ dachte ſie und die Thränen traten ihr ins Auge, „ſo würde ihm die Königskrone nicht entgehen! Seinetwegen habe ich Anſprüchen, wie meine Geburt ſie mir gibt, entſagt, und jetzt, wo ich ſie wieder erwerben kann — wo das Glück vor ſeinen Füßen niederfällt, hat er nicht den Muth es aufzuheben, weil er fürchtet, ſein Geſchenk gegen den Neid Anderer vertheidigen zu müſſen.“

Während ſie in dieſe und ähnliche Gedanken verſenkt, achtlos in die Landſchaft hinausblickte, war der junge Kurfürſt ſeiner würdigen Mutter entgegen gegangen und hatte ihr ehrfurchtsvoll die Hand geküßt.

„Haſt du einen Zwiſt mit ihr gehabt?“ fragte die Kurfürſtin leiſe und ließ einen Blick auf ihre Schwiegertochter hinübergleiten.

„Ich denke nicht, theure Mutter. Allein du weißt, wie lebhaft ſie iſt, wenn ſie für etwas ſpricht, das ihr am Herzen liegt!“

„Hm!“ ſummte die Kurfürſtin und wiegte das Haupt, als wolle ſie ſagen: „O ich verſtehe!“ Doch ſie ſprach dieſe Worte nicht aus, ſondern ſagte nur nach einiger Zeit: „Haſt du Nachrichten von Wichtigkeit erhalten, Friedrich?“

„Es hat ſich noch nichts Weiteres entſchieden“, erwiderte er.

„Entſchieden? Was denn?“

„Ich meine in der böhmiſchen Sache“, erwiderte der

Kurfürſt etwas verlegen. „Auch nicht in Frankfurt“, ſetzte er raſch hinzu, um nicht allein an jene Angelegenheit gedacht zu haben. Und doch ſtanden beide in dem innigſten Zuſammenhange, denn in Böhmen handelte es ſich um die Wahl eines neuen Königs, in Frankfurt um die eines neuen Kaiſers. Dort hatte Ferdinand bereits eine Königskrone verloren, hier hegte er die Hoffnung, eine Kaiſerkrone dafür zu gewinnen.

„Du haſt mit mir noch nicht über die Nachrichten aus Prag geſprochen, die dich geſtern ſo beſchäftigten, lieber Sohn“, nahm die Kurfürſtin in einem Tone ſanften Vorwurfs wieder das Wort. „Allein ich bekenne dir, ich war ſoeben in der Kirche, um mein Gebet zum Himmel zu ſenden, daß er dir in dieſer wichtigen Angelegenheit die höchſte Gnade verleihen möge, die man von ſeiner Huld empfangen kann. Die Gabe, um die König Salomo flehte: «Ein weiſes Herz!»“

Der Kurfürſt fand ſich etwas empfindlich berührt durch die Worte ſeiner Mutter. Ein ſchwankender Charakter wie er war, ohne Sicherheit eigenen Entſchluſſes, hielt er der Mutter gegenüber gerade die Anſicht feſt, die er ſeiner Gattin gegenüber angriff.

„Um ein weiſes Herz“, ſprach er nach einer Pauſe, „bitte ich den gnädigen Gott alle Tage, Frau Mutter; aber ich glaube, ein weiſes Herz muß auch ein muthiges ſein! Ihr verlangt, ich ſolle zaghaft zurücktreten, wo ſich mir der Weg zu Ruhm und Macht öffnet und wo ich berufen werde, der Streiter für unſern gereinigten Glauben zu ſein.“

„Nein, Friedrich“, ſprach die Kurfürſtin mit Würde, „das verlange ich nicht, daß du ein muthloſes Herz habeſt. Es würde einer Tochter Wilhelm's von Oranien

ſchlecht anſtehen, ihrem Sohne Zaghaftigkeit zu predigen. Allein dein Großvater prüfte mit Vorſicht, bevor er mit unerſchütterlicher Entſchloſſenheit handelte. Prüfe ſo ſorgſam wie Wilhelm von Oranien, und dann handle ſo kühn wie er. Der Graf Egmont war ihm an Muth gleich, aber nicht an Vorſicht! Das entſchied ſein Schickſal!"

Es trat eine große Pauſe ein. Friedrich, der ſeine Mutter verehrte und ſeine Gattin liebte, hatte eine harte innere Prüfung zu beſtehen. Seine ehrgeizigen Wünſche griffen nach der Krone Böhmens, ſein Rechtsgefühl, das er vergeblich durch Vorwände zu täuſchen ſuchte, widerſtrebte der Lockung. Gegen das Drängen ſeiner Gattin erwachte dieſes in ihm, bei den Abmahnungen ſeiner Mutter verſtärkte ſich jene. Doch war, im Ganzen gewogen, der Reiz bei ihm größer als das Bedenken, und die Frage um den Ausſchlag legte noch immer ein ſtarkes Gewicht in die Wagſchale der letztern.

„Was haſt du eigentlich aus Prag erfahren, lieber Friedrich", nahm die Mutter wiederum das Wort; „ich weiß, du warſt mit Rippell lange in Berathung."

„Es iſt noch nichts entſchieden, liebe Mutter", antwortete der Kurfürſt, in welchem bei ihrem wieder milder gewordenen Tone auch ſogleich wieder die kindliche Liebe die allein herrſchende Empfindung wurde. „Der Landtag iſt nur darüber einig geworden, daß er den König Ferdinand der Krone für verluſtig erklärt hat."

„Alſo offener Aufruhr! Entſetzung des Königs! Der äußerſte Act der Empörung gegen ihren angeſtammten und zugleich erwählten Herrſcher!" rief die Kurfürſtin in frommer Entrüſtung.

„Eins von beiden, theure Frau Mutter", entgegnete der Kurfürſt, „iſt doch nur möglich; angeſtammt oder er-

wählt. Iſt er das erſte, ſo bedurfte er des letztern nicht, und iſt er erwählt, ſo gibt es keinen angeſtammten König für Böhmen."

„O, mein Sohn, ſage das nicht", antwortete die Kurfürſtin, „ſeit vielen Geſchlechtern hat das Haus Habsburg die böhmiſche Krone getragen!"

„Und ebenſo viele Könige haben aus andern Geſchlechtern in Böhmen regiert. Das Haus Habsburg hat vergeſſen und will vergeſſen, daß Böhmen ein Wahlreich iſt. Und das eben iſt die Frage, über welche jetzt entſchieden iſt. Die böhmiſchen Stände, zu denen ſie diesmal, weil es einem ſo wichtigen Gegenſtande galt, auch die ſchleſiſchen und mähriſchen gezogen, haben das Wahlrecht Böhmens neu feſtgeſtellt. Und ſie erheben gerechten Proteſt gegen die Gültigkeit der Wahl des Königs Ferdinand. Aus doppeltem Grunde: weil nicht geſetzmäßig dabei verfahren wurde, und weil der König die Bedingungen, an die ſeine Wahl geknüpft war, gebrochen hat!"

„Friedrich! Wenn Ferdinand dir thäte, wie du ihm, dir deine Krone raubte!"

„Ich raube ſie ihm nicht! Er beſitzt ſie nicht mehr! Darüber hat der böhmiſche Landtag entſchieden! Das war die Nachricht, die ich empfangen. Der Thron iſt erledigt; es handelt ſich nur darum, wer ihn beſteigen ſoll. Und ſoll ich dabei nicht in die Schranken treten?"

„O, mein Sohn! Belade dein Haupt nicht mit ungerechtem Gut, taſte fremdes Eigenthum nicht an!" ſagte die Kurfürſtin in bittendem und warnendem Tone.

„Nehme ich es denn gewaltſam? Dränge ich nur danach?" fragte Friedrich. „Es wird mir dargeboten!"

„Darfſt du fremdes Gut als Geſchenk annehmen? Hat Jemand ein Recht, es zu verſchenken?"

„Böhmen verfügt, als ſein eigener Herr, frei über ſich ſelbſt. — Es ſchwankt nur noch zwiſchen verſchiedenen Fürſtenhäuſern. Und iſt das unſere nicht alt, edel, fürſtlich genug, um nach ſolchem Ziele zu ſtreben? Der Ahnherr der Habsburger war ein einfacher Graf der Schweiz und ſtreckte die Hand nach der Kaiſerkrone aus, und ſeine Enkel tragen ſie noch!“

„Und wenn derjenige ſeiner Enkel, deſſen Königskrone du zu tragen denkſt, nun bald ebenfalls die Kaiſerkrone trüge? Würde er nicht als Kaiſer, als Oberhaupt des Reichs, alle Reichsfürſten auffordern, die an Einem von ihnen verübte Unbill zu ſtrafen? Der deutſche Kaiſer wird den entthronten König von Böhmen in Schutz nehmen; darauf verlaſſe dich, Friedrich. Und wenn nicht alle, ſo wird doch die Mehrzahl der deutſchen Reichsfürſten ihm zur Seite ſtehen. Denn was ſie Einem unter ihnen ungeſtraft geſchehen laſſen, das kann auch die Andern treffen!“

Friedrich fühlte die Wahrheit dieſer Einwürfe und ſah ein, wie nahe und wahrſcheinlich ihre Erfüllung ſei. Dennoch entgegnete er: „Es werden ſo viele Reichsfürſten auf meiner Seite ſein wie auf Ferdinand's, falls es ihm wirklich gelingt, die Kaiſerkrone zu erwerben. Allein ich zweifle noch!“

„Und wenn dem ſo wäre, mein Sohn, denke an den furchtbaren Kampf, der ſich daraus entzünden würde, an das Blutvergießen, deſſen Ende kein Auge abzuſehen vermöchte!“

„O, Mutter! Ihr wollt finſter in die Zukunft ſehen! Ihr wollt nicht ſehen, was ſie Großes und Glänzendes bringt! — Hätte Euer Vater ſo gedacht, wie Ihr von Eurem Sohne fordert, wären dann die Niederlande des ſpaniſchen Druckes ledig geworden?“

„Mein Sohn!“ rief die Kurfürſtin und richtete ſich edel

empor, „verwechſele deine Sache nicht mit dieſer großen eines ganzen Volks! Da galt es Aller Leben und zeitliche Güter einzuſetzen für die höchſten geiſtigen, für Freiheit und Glauben! Da hatten die Edlen und Fürſten nur die Wahl, unter eines Alba Henkerbeil zu fallen oder ruhmvoll mit dem Schwerte in der Hand! Jeder Tropfen Blutes, der in dieſem Kampfe gefloſſen iſt, hat eine Martyrkrone erworben. Das war Opferblut auf dem Altar des Herrn! Es befleckt keine Stirn, laſtet auf keiner Seele! Meines Vaters Lorber grünte friſcher, genetzt von dieſem Blut, und der Denkſtein ſeines Ruhms erhebt ſich reiner aus dieſer blutgedüngten Erde! — Wähnſt du, das von dem Kampfe hoffen zu können, den du zu entzünden im Begriff biſt?“

„Iſt Böhmen nicht ein Land, das ſchweren Druck erduldet hat?“ antwortete Friedrich aufwallend. „Iſt es nicht aufgeſtanden für ſeinen Glauben, für ſeine Rechte! Hat es die eiſerne Hand der Unterdrücker, die finſtre Herrſchaft der Mönche, die argliſtige der Jeſuiten nicht tragen müſſen gleichwie die Niederlande? Für was hat denn der Böhme das Schwert gezogen als für die Vertheidigung verbriefter Rechte und des von den Vätern überkommenen Glaubens? Der Kampf dort iſt ein ſo heiliger wie der der Niederländer! Ich entzünde ihn nicht, ſchon ſeit Jahr und Tag lodern die Flammen wieder hell gen Himmel auf aus der Glut, die ſeit Jahrhunderten unter der Aſche glimmt, weil mönchiſche Tücke ſie unabläſſig nährte und anfachte! Das Blut, das jetzt in Böhmen fließt, wird nicht auf mein Haupt kommen, ſondern auf das Haupt Derer, die durch übermüthigen Druck die Nothwehr der Verzweiflung aufgerufen haben.“

„Mein lieber Sohn!“ begann die Kurfürſtin wieder,

nachdem ſie einen tiefen, innern Kampf gekämpft. „Du glaubſt dir ſelbſt nicht! Es iſt wahr, den Böhmen iſt viel Unbill geſchehen und ich verurtheile ſie nicht, daß ſie offene Gewalt gebraucht haben, um ihre Rechte zu bewahren. Doch es iſt ihnen auch die Hand der Verſöhnung geboten worden. So weit iſt es in Böhmen nie gegangen wie in meinem Vaterlande! Einzelnes Unrecht, ja, ich will es ſogar Verbrechen nennen, iſt, wie es überall geſchieht wo Leidenſchaften gegeneinander kämpfen, in Böhmen geübt, ſogar oft wiederholt worden. Iſt aber das ausreichend, um im ganzen Lande die blutige Fahne der Empörung zu ſchwingen? Jede Ehrfurcht, jeden Gehorſam aufzukündigen gegen die Majeſtät des Königs und des Kaiſers? Alle Vorſchläge der Begütigung zurückzuweiſen, den Funken der Zwietracht immer neu anzufachen, ſtatt ihn zu löſchen? O, mein Sohn, glaube mir, der älteren Frau, die viel ſchwere und wildbewegte Zeiten geſehen hat, an ſolchen Thaten haben Ehrgeiz, Herrſchbegier und Habſucht Einzelner ebenſo großen und größern Antheil als die gerechte Nothwehr des Volkes! So rein iſt der Böhmen Sache nicht, daß du dein Leben und deine Krone dafür einſetzen ſollteſt!“

Friedrich wollte antworten; doch ein Diener trat auf den Altan und meldete den Rath Camerarius.

„Schon aus Frankfurt zurück?“ rief der Kurfürſt freudig überraſcht; „ich erwarte ihn; ſogleich, hier.“

„Ich will in den Geſchäften nicht ſtören“, ſprach die Kurfürſtin; „nur die Mutter darf zu ihrem Sohne ſprechen; die Witwe des dahingeſchiedenen Beherrſchers hat nicht einzureden in die Thaten und Beſchlüſſe des gegenwärtigen. Lebe wohl, mein Sohn!“

Friedrich küßte ihr ehrerbietig die Hand; — ſie ging.

Zweites Capitel.

Der Rath Camerarius erſchien mit einer Mappe voller Papiere unter dem Arme.

Die Kurfürſtin Eliſabeth, welche ſich bis dahin ganz auf dem entfernteſten Theile des Altans aufgehalten hatte, um mit ihrer Schwiegermutter, deren Anſicht ihren Wünſchen ſo entgegen war, nicht zuſammenzutreffen, näherte ſich jetzt gleichfalls. Denn ſie hatte es allmälig ſchon dahin zu bringen gewußt, daß ſie faſt an allen Geſchäftsverhandlungen theilnahm und ihren Einfluß geltend machte.

„Nun, lieber Rath“, redete Friedrich den ſich ehrfurchtsvoll Verbeugenden an, „Ihr ſeid zurück? Was bringt Ihr uns aus Frankfurt?“

„Darf ich zuhören, lieber Friedrich“, fragte Eliſabeth mit dem einnehmendſten Ton und Weſen, „oder ſind es Geheimniſſe für mich?“

„Gewiß nicht! Nicht wahr, Camerarius? Die Kurfürſtin darf unſere Unterredung hören!“

Der Rath verbeugte ſich ſtumm.

„Aber laßt uns Platz nehmen“, ſprach der Kurfürſt. In der einen Ecke des Altans ſtanden mehrere Seſſel um einen großen ſchweren Tiſch aus Eichenholz mit vielem künſtlichen Schnitzwerk. Dort ſetzte ſich der Kurfürſt; ſeine Gemahlin ihm zur Seite, und der Rath nahm dem fürſtlichen Paar gegenüber Platz.

„Ihr habt zwar, wie ich ſehe, gleich die Mappe, vermuthlich mit den laufenden Geſchäftsſachen, mitgebracht, doch

das laſſen wir bis nachher; jetzt erzählt mir von Frankfurt. Wie iſt dort die Stimmung über die Wahl."

„Gnädigſter Herr", erwiderte Camerarius, „entſchieden iſt die Wahl noch nicht. Allein ich verharre bei meiner Meinung, ſie wird auf den König von Ungarn fallen!"

„Sollte das doch der Ausgang ſein?" fragte Friedrich nachdenklich.

„Ich kann's nicht denken", rief Eliſabeth lebhaft aus.

„Ich habe mich mit vielen einſichtsvollen Herren, unſern wirklichen Freunden beſprochen. Sowol in Frankfurt als in Mainz und auch in Darmſtadt", erwiderte Camerarius. „Sie alle theilen meine Meinung und glauben mit mir, dies ſei das Vortheilhafteſte."

„Wenn aber Herzog Maximilian ſich dennoch bereit finden ließe, die Krone anzunehmen?" fragte der Kurfürſt.

„Möchte mein gnädigſter Herr ſich nur recht lebendig Deſſen erinnern, was wir von München ſelbſt darüber erfahren. Es iſt nicht glaublich, daß der Herzog von Baiern ſeine Geſinnung ändert. Und in dieſem Falle hat kein anderer Fürſt als König Ferdinand Ausſicht, die Stimme zu erhalten. Wir waren vorgeſtern Abend noch unſerer Mehrere in Frankfurt beiſammen, um uns nach Ew. kurfürſtlichen Gnaden Wunſch über die Angelegenheit zu beſprechen und die Meinung und Stimmung ſo vieler Länder des Reichs zu erfahren als möglich. Doch die allgemeine Meinung war die, welche ich Euch berichtet."

„Wen habt Ihr geſprochen, Herr Rath?" fragte die Kurfürſtin.

„In der letzten Verſammlung waren aus unſerer Gegend der Graf Erbach, der Herr von Berlichingen der Aeltere, der Kammerrath von Gemmingen; dann aus Mainz der Prälat von Dürkheim. Ferner aus Baiern der Graf

Rothkirch und der Freiherr Hans von Thüngen, ein ſehr unterrichteter Mann in Staatsſachen. Aus Köln der Domherr Graf Weſterhold, aus Brandenburg der Herr von Quitzow. Auch noch etliche Andere, als der Schöff von Frankfurt, Herr Effinger, der Rath von Hanau, Niklas Blum, der Graf Rothenburg von Kaſſel. Gegen Zwanzig, die wir uns hier und dort einzeln geſprochen und berathen hatten."

„Es waren alſo Männer aus allen Gegenden Deutſchlands", ſprach der Kurfürſt beifällig.

„War aus Böhmen Niemand zugegen?" fragte Eliſabeth.

„Niemand, gnädigſte Frau Kurfürſtin", erwiderte der Rath; „allein ich höre, daß die Böhmen eine Geſandtſchaft ſchicken wollen, um die Kurſtimme durch die dreißig Directoren ausüben zu laſſen, dieweil ſie behaupten, daß der König Ferdinand, den ſie des Thrones für verluſtig erklärt haben, ſeine Stimme als Wahlfürſt nicht geltend machen dürfe!"

„Und mit vollem Recht, wie ich denke", ſagte Eliſabeth; „ſo weit ich wenigſtens jetzt Deutſchlands Reichsgeſetze kenne, wäre es doch nicht möglich, daß ein Fürſt eine Wahlſtimme für ein Land abgeben könne, wo er nicht mehr regiert."

„Laſſen wir das jetzt auf ſich beruhen, Liebe", bat der Kurfürſt. „Was habt ihr in eurer Verſammlung verhandelt?"

„Wir haben die Lage des geſammten Vaterlandes, Böhmens insbeſondere, viel und gründlich beſprochen. Und das Ergebniß war, daß, Alles in Allem erwogen, König Ferdinand die meiſte Bürgſchaft für die Ruhe, Sicherheit und Feſtigkeit des Reiches geben würde!"

„Unglaublich!" rief die Kurfürſtin lebhaft aus.

„Geſtattet, daß ich Ew. kurfürſtlichen Gnaden berichte,

was die Meinung der Herren war. — Es war die erſte Frage, ob es rathſam ſei, einen proteſtantiſchen Kaiſer zu erwählen. Anfangs waren wir aus proteſtantiſchen Landen dafür, doch die Einwendungen dagegen waren zu erheblich.“

„Zum Beiſpiel?“ fragte Friedrich.

„Das Reich, meinten faſt Alle, werde dann ganz in Zwietracht zerfallen. Die katholiſchen Länder, doch an Größe und Volkszahl noch überwiegend, würden ſo von Mistrauen erfüllt werden, daß ſelbſt, wenn die Fürſten Ruhe und Frieden wollten, es die Bewohner nicht dazu kommen laſſen würden. Gegen einen proteſtantiſchen Kaiſer würden der Papſt, Italien, Spanien ihre Feindſchaft richten, und ſelbſt auf Frankreich möchte wenig zu zählen ſein!“

„Aber auf England“, ſagte Eliſabeth ſtolz.

„Wenn dann das Reich in ſich in Zwietracht läge, dann würden die fremden Hände ſich überall ausſtrecken und zugreifen.“

„Das freilich wäre zu fürchten“, ſprach Friedrich, „wir haben zu viel der Art ſchon erfahren!“

„Auch fragte ſich's, wen man wählen ſolle von den evangeliſchen Fürſten. Ein kleiner Regent würde kein Anſehen haben. Der Kurfürſt von Sachſen würde die Krone nicht annehmen.“

„Er iſt auch zu erzlutheriſch und immer den Habsburgern geneigt geweſen“, meinte Friedrich.

„Der Kurfürſt von Brandenburg“, fuhr Camerarius fort, „ſei überhaupt nicht der Mann zu ſolchem ſchwierigen Amt.“

„Und ich“, fiel Friedrich ſchnell ein, „bin dem auch nicht gewachſen. Ihr kennt darüber ſchon längſt meine Anſicht, Camerarius!“

„Wenn ich in deiner Stelle wäre, Friedrich, ich ſchlüge die Kaiſerkrone wahrlich nicht aus", erwiderte ebenſo ſchnell Eliſabeth, und ihr ſchönes Auge funkelte mit erhöhtem Glanz.

„Demnächſt war die Rede von dem Herzog von Savoyen!"

„Er iſt zu abenteuerlich, ehrgeizig und ränkeſüchtig, der würde das Reich in tauſend Verwickelungen bringen", ſagte der Kurfürſt entſchieden.

„Dieſelbe Anſicht ſprach ſich auch in der Verſammlung aus. Graf Rothenburg nannte den König von Dänemark; allein Alle meinten, der würde gar wenig Anhang und Vertrauen gewinnen. Die Dänen hätten es von jeher nicht wohl mit den Deutſchen gemeint. Das Land liege zu fern. — Genug, das Ende der Berathung war, es ſei doch das Beſte, die Kaiſerkrone beim Hauſe Habsburg zu belaſſen und den König Ferdinand zu wählen. In dieſem Sinne wollte jeder der Herren ſeinem Landesherrn berichten. Ob nun die Herren Kurfürſten die Anſicht theilen werden, iſt freilich eine andere Frage!"

„Friedrich", ſagte die Kurfürſtin ſehr erregt; „du biſt in einer Lage, wo du unmöglich dem Könige von Ungarn deine Stimme geben kannſt."

„Vergebt mir, gnädigſte Frau", wandte Camerarius ein, „ich bin anderer Anſicht, und die Freunde, mit denen ich mich berathen habe, desgleichen. Da es nach der ganzen Lage der Dinge, die ich erkundet, nicht wohl zu bezweifeln iſt, daß der König von Ungarn gewählt werde, ſo dünkt es mich auch am angemeſſenſten, daß unſer gnädigſter Herr Kurfürſt ihm ſeine Stimme nicht verſage."

„Ich glaube, Ihr habt Recht, Camerarius", ſprach Friedrich. „Läßt ſich der Widerſpruch nicht durchſetzen, ſo iſt es beſſer, man erhebt ihn gar nicht."

Die Kurfürstin schien anderer Meinung. Sie sah verstimmt aus, schwieg aber.

„Ich glaube, meine Liebe", wandte sich Friedrich zu ihr, „der Rath hat uns durch diese Erkundigung einen großen Dienst geleistet."

Die Kurfürstin sah zur Erde und spielte mit den Goldfranzen an ihrem Oberkleide.

„Sie schienen mir wenigstens so wichtig", bemerkte Camerarius, „daß ich alle Mühe und Sorgfalt darauf verwandt habe, Ew. kurfürstlichen Gnaden so genaue Auskunft als möglich zu verschaffen, wie die Meinung in dieser wichtigen Sache steht. Denn da die Herren Fürsten selbst, oder durch ihre Stellvertreter, hier zu Heidelberg noch sich berathen werden, so ist es gewiß gut, gleich von Anfang an diejenige Meinung festzuhalten, die sich durchführen läßt. Niemand zwar kann wissen, was geschieht, die Umstände können sich ändern, und die Gesinnung der Menschen ist veränderlich. Allein was hier berathen wird, kann doch erst in Frankfurt zu festem Beschluß gedeihen!"

„Ich kann mir nicht denken", sagte die Kurfürstin aufstehend, „daß es wohlgethan ist, Demjenigen zur größten Macht zu verhelfen, der unser Feind sein wird und muß. Wir müßten denn Alles aufgeben, was uns Gottes große Gnade fast von selbst in den Schoos wirft." Und mit diesen Worten, in denen sie ihren Unmuth kaum so zu beherrschen wußte, daß sie die Thränen zurückhielt, ging sie schnellen Schrittes über den Altan und verschwand im Schloß.

„Sie ist zu ehrbegierig", seufzte Friedrich vor sich hin.

Camerarius schwieg ehrerbietig und blätterte in den Papieren, welche er in der Mappe mitgebracht hatte, als achte er nicht auf den Vorfall, sondern sei nur mit seinen Acten beschäftigt.

„Darf ich Ew. kurfürſtlichen Gnaden noch Vortrag halten über mehrere laufende Geſchäfte?“ fragte er.

„Verſteht ſich; können wir hier bleiben oder müſſen wir in das Arbeitszimmer gehen?“ fragte der Kurfürſt.

„Es wird ſich Alles ohne weitere Acten hier abthun laſſen, nur der Unterſchriften bedarf es. Es kann aber Ew. kurfürſtlichen Gnaden Alles nachher zur gnädigen Zeichnung vorgelegt werden.“

„Oder ich laſſe Schreibzeug hier herausbringen“, antwortete der Kurfürſt und ergriff eine Handglocke, die auf dem Tiſche ſtand. Auf ſein Schellen erſchien ein Lakai. — „Feder und Tinte!“ — In wenigen Augenblicken war das Verlangte gebracht, und der Rath hielt ſeinen Vortrag.

„Die Stadt Ladenburg iſt eingekommen um Hülfsgelder bei dem neuen Kirchbau. Er iſt auf dreißigtauſend Gulden veranſchlagt. Wollen Ew. Gnaden etwas dazu genehmigen?“

„Es iſt eine gut calviniſche Einwohnerſchaft“, antwortete Friedrich; „ich will ſie mit fünftauſend Gulden unterſtützen.“

„Der Pfarrer zu Weinheim hat das Unglück gehabt, bei dem Beſuch, den er einem Kranken tief in den Bergen gemacht, um ihm das Abendmahl zu reichen, Nachts auf dem Rückwege zu fallen und ein Bein zu brechen. Er iſt in bedrängter Lage und bittet Ew. Gnaden um eine barmherzige Beiſteuer zur Tilgung der Curkoſten.“

„Es ſollen ihm funfzig Gulden gezahlt werden. Er iſt ein gottesfürchtiger Mann, der allem katholiſchen und lutheriſchen Götzendienſt abgeſagt hat. Er reicht das Mahl des Herrn an einem einfachen Tiſche, wie unſer Herr ſelbſt an ſolchem geſeſſen, nicht an einem mit Prunk heidniſch

aufgeſchmückten Altar. Ein ſolcher ſchlichter, glaubensrechter Mann hat ſtets einen Freund an mir."

„Der Gaſtwirth Walter zum Goldnen Hirſch ..."

„Das iſt Der, welcher den Handel mit dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig gehabt hat", fiel der Kurfürſt ein, „das iſt ein ungläubiger, gottloſer Menſch!"

„Nicht mehr! Ihro kurfürſtlichen Gnaden", bemerkte Camerarius ernſt.

„Hat er ſich bekehrt?"

„Das weiß der gnädige Herrgott allein, denn er iſt allbereits vor deſſen Antlitz getreten. Vor acht Tagen iſt er verſtorben."

„In ſeiner ſündigen Verſtocktheit?" fragte der Kurfürſt mit dem Tone des Eiferers.

„Iſt mir nicht bekannt", entgegnete der Rath. „Allein ſeine Witwe und Tochter flehen Ew. kurfürſtlichen Gnaden um Hülfe an in großer Noth."

„Soll man die Frauen und Kinder der Gottloſen unterſtützen, wie ſoll man Mittel behalten für die Witwen und Waiſen der Gottesfürchtigen?" fragte der Kurfürſt aufwallend. „Und wie kommt es, daß Rippell dieſe Sache mir nicht vorträgt, da er mir doch über den Fall mit dem Herzog von Braunſchweig berichtet hat? — Ich weiß ja auch, daß er das Mädchen, die Tochter des verſtorbenen Gottloſen zu ſich genommen hat ...."

„Ew. kurfürſtlichen Gnaden erlauben mir zu berichten, daß dieſelbe ſchon ſeit ſechs Wochen nicht mehr im Hauſe meines Collegen ſich befindet."

„Und wo denn?"

„In ihres Vaters Hauſe, um dieſen zu pflegen. Derſelbe erkrankte ſchon gleich nach dem Vorfall, da das heftige Unwetter im Mai, deſſen Ew. kurfürſtlichen Gnaden ſich

erinnern werden, ihn überfallen und dergeſtalt durchnäßt hatte, daß er ſchwer erkältet war. Er achtete des Uebels anfangs nicht ....“

„Er achtete überhaupt nichts!“ warf der Kurfürſt unwillig dazwiſchen.

„Und ſo wurde aus dem Fieber und Huſten, den er davongetragen, endlich ein unheilbares Bruſtleiden. Die Sorge um die Tochter und um große Einbuße, da das nämliche Ungewitter ihm ſeinen Weinberg, Garten und Felder ganz verwüſtet hatte, drückte ihn ſchwer danieder.“

„Er hat ſich verſündigt an dem Herrn, der Herr hat ihn geſtraft! Er war ein Götzendiener und meinte, es ſei einerlei, ob er den Tempel Gottes eitel aufputze und Bilderdienſt darin treibe oder ob man im reinen Glauben verweile. Nun hat er Gottes Hand erfahren!“

„Ja, ſie hat ihn ſchwer getroffen“, ſprach der Rath, „darum wendet ſich die Witwe an Ew. kurfürſtlichen Gnaden ....“

„Sie ſoll ſich an Gottes Gnade wenden, an des Gottes Gnade, dem ſie und ihr Mann gedient. Ich unterſtütze keine Frevler am Glauben!“

„Die Witwe, geruhen Ew. Gnaden zu erwägen, war eine fromme Frau. Auch ſie iſt an Sorgen und Kümmerniß ſchwer krank. Haus und Hof werden ihr über dem Kopfe verkauft, weil Alles zu Grunde gerichtet iſt und der Mann den Grundzins nicht zahlen konnte ....“

„Ihr geſchieht recht! Wer das Haus des Herrn nicht ehrt und es zum Götzentempel machen will, dem muß ſein eigenes Haus zerſtört werden durch Gottes Gericht. Ich werde nicht fürwitzig die ſtrafende Hand des Herrn hemmen!“

„Die Witwe .....“

„Sie hätte dem gottloſen Manne nicht blind anhängen ſollen!“

„Die Tochter, die Tag und Nacht am Sterbebette gewacht hat .....“

„Sie hätte wohlgethan, den Vater zu bekehren, es wäre beſſer und mehr werth, ſeine kranke Seele zu heilen als ſeinen kranken Leib!“

„Nur eine kleine Unterſtützung ...“

„Nichts, nichts, lieber Rath“, ſprach der Kurfürſt aufſtehend.

Camerarius ſchwieg und ſah nur den Kurfürſten bittend an.

„Ich muß erſt mit Scultetus darüber ſprechen, ob ich mein Gewiſſen nicht verletze. Durch ihn weiß ich von der Gottloſigkeit der Familie. Er wird wiſſen, ob Frau und Tochter ſich reuig bekehrt haben.“

Camerarius blieb traurig ſtehen.

„War das Euer Letztes, lieber Rath!“

„Für jetzt habe ich nichts mehr!“

„Guten Morgen denn.“ — Er ging, um Eliſabeth aufzuſuchen. — Camerarius verließ langſam die Terraſſe.

Drittes Capitel.

Pater Lamormain trat aus dem Cabinet König Ferdinand's mit einem ſo heitern Antlitz, als er nur in den ſeltenſten Fällen zeigte.

„Ich fange an frei aufzuathmen", dachte er bei ſich ſelbſt, „der Schein der unbedingten Zuverſicht, mit dem ich bis jetzt meine ſchweren Sorgen bedecken mußte, kann nun endlich eine Wahrheit werden. Wir haben Berge abgewälzt in dieſen letzten Monden! Jetzt, da es geſchehen, erſtaune ich erſt über das Gigantiſche der Arbeit." — An dieſe Gedanken knüpfte er unmittelbar die Worte zu einem der Lakaien im Vorgemach: „Laßt meinen Wagen vorfahren, guter Antonio, doch ſo dicht an die Treppe als möglich. Trotz der Sommerzeit ſpüre ich mein Podagra und muß jede Zugluft ſcheuen!"

Der Lakai verbeugte ſich ehrerbietig und eilte dann dem Pater voran die Treppe hinab. — Bald rollte der Wagen mit ihm durch das Burgthor.

In ſeiner Wohnung warteten bereits zwei Perſonen auf ihn; Benedetto Maſchino und Pater Thyßka. Auf ihre ehrfurchtsvolle Begrüßung nickte Lamormain mehr wohlwollend als herablaſſend. „Vergebt, lieber Bruder in Jeſu", wandte er ſich zu Thyßka, „wenn ich die Geſchäfte mit dieſem jungen Manne zuerſt abthue. Ich beſorge aber, der Graf Khevenhüller erwartet ihn ſchon lange. — Wir haben dann deſto gemüthlichere Zeit für uns. — Folgt mir, lieber Benedetto."

Er trat voran in ſein Gemach; Benedetto folgte ihm. Sie waren allein.

Der Pater nahm eine ernſte Miene an, als der junge Menſch, der nicht viel über zwanzig Jahre zählen mochte, vor ihm ſtand.

„Du biſt nicht wahrhaft gegen mich, Benedetto", redete er ihn an. „Du haſt mir in deinem Berichte nichts von deiner Zuſammenkunft mit der Gräfin Alphonſine geſagt!"

„Ehrwürdigſter Vater!" rief der Jüngling hocherröthend und beſtürzt. „Ich glaubte — ich . . ." er ſtockte.

„Du ſiehſt, Benedetto, ich kenne deine geheimſten Schritte", fuhr Lamormain mit derſelben Strenge des Blickes fort, „mein Auge iſt unabläſſig wachſam! Dein Verſchweigen zeigt einen Mangel an Vertrauen und eine Verletzung des Gehorſams. Du haſt als Beichtkind gefehlt und zugleich dich gegen die Geſetze des Ordens vergangen!"

„Vergebt mir, ehrwürdigſter Vater", begann Benedetto; „ich glaubte nicht ein Vergehen begangen zu haben!"

„Dein Erröthen ſchuldet dich der Unwahrheit an, Benedetto. Biſt du gleich weder Mitglied des Ordens, noch in den geiſtlichen Stand getreten, ſo bereiteſt du dich doch dazu vor, und haſt als Zögling die Geſetze um ſo ſtrenger zu beachten! Berichte mir jetzt genau, was zwiſchen dir und der Gräfin geſchehen iſt."

Der Jüngling kämpfte einen ſchweren Kampf. Die Gräfin Alphonſine war die Tochter ſeines Herrn und Beſchützers, des Grafen Khevenhüller. Da das Italieniſche ſeine Mutterſprache war, hatte der Graf ihm den Unterricht dieſer ſiebzehnjährigen Tochter in dieſer Sprache wie in der ſpaniſchen anvertraut, indem ſie ihn nach Madrid begleiten ſollte. In beiden jugendlichen Herzen hatte

ſich die Knospe einer Neigung gebildet, ihnen ſelbſt noch unbewußt. Benedetto hatte kleine unſchuldige Zeichen ihrer Gunſt empfangen; ein Taſchenbuch, auf das die Gräfin Alphonſine den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens mit Gold geſtickt, eine feine venetianiſche Kette mit einem Medaillon, die er einmal wegen ihrer Arbeit bewundert hatte. Er hatte ihr dafür die ſchönſten Sonette Petrarca's, einige Stellen aus Taſſo und Dante mit kunſtreicher Hand, da er ein Meiſter in der Schönſchreibekunſt war, abgeſchrieben und ſie mit ſauber gemalten Initialen und Randbildchen verſehen. Nichts Sträfliches hatte ſich in dieſe gegenſeitigen Zeichen der Neigung gemiſcht, allein nach der Weiſe jugendlicher Herzen hatten Beide die Weihe der Verſchwiegenheit darüber gebreitet. Jetzt ſollte Benedetto, im unbedingten Gehorſam gegen Lamormain's Beſtimmungen aufgewachſen, durch die Ordenslehren daran gewöhnt, dieſes zarte Heiligthum enthüllen! Er bebte davor zurück; auf der andern Seite hielt ihn ſcheue Ehrfurcht in dunklen Banden, und er zitterte, ein Geſetz der Religion oder Deſſen, was man ihn als ſolche gelehrt hatte, zu verletzen.

Sein Erröthen und Erblaſſen ließ Lamormain vermuthen, daß viel mehr und Bedenklicheres geſchehen ſei. Er vermochte nicht mit ſo reinem Auge ein Verhältniß aufzufaſſen wie der unſchuldige, in religiöſer Schwärmerei erzogene Jüngling.

„Ich erwarte deine Antwort, Benedetto", begann der Pater wiederum, da der junge Mann ſein Schweigen noch nicht zu brechen vermochte. Er ſagte die Worte aber mit weniger ſtrengem Tone, um ihn nicht einzuſchüchtern. „Sage mir aufrichtig und ganz, denn es iſt deine Pflicht, was iſt zwiſchen dir und der Gräfin vorgegangen?"

Zum erſten male trat ein innerſtes, heiliges Gefühl in

Widerſpruch mit den Grundſätzen, welche Benedetto bisher als die ſtrengſten Pflichten eingeflößt waren. Er empfand, daß er ein Vertrauen verletze, welches um ſo heiliger war, je zarter und leiſer es ſich angedeutet hatte. Doch die Gewohnheit des Unterwerfens, der Einfluß Lamormain's waren zu mächtig; mit zitternder Stimme bezeichnete er daher die Geſchenke, die er gegeben und empfangen.

Es koſtete Lamormain Mühe das Lächeln zurückzuhalten, welches ſich auf ſeine Lippen drängte, da er dieſe unſchuldigen Geſtändniſſe vernahm. Er hatte andere erwartet, wenn auch nicht eben ſträfliche, doch ſolche, die ein tieferes Erröthen erzeugen durften. Um ſo nothwendiger ſchien es ihm jedoch, ſeinen ganzen Ernſt zu behaupten, damit Benedetto nicht von ſeiner Seite leicht über das Verhältniß des Gehorſams zu ihm denken lerne.

„Du haſt ſchwer gefehlt, Benedetto", ſprach er ernſt, „nicht nur durch deinen Wandel auf gefahrvollem Wege der Verſuchung und Sünde, ſondern auch noch mehr durch dein Geheimhalten Deſſen, was du, wie Alles was dich treibt und bewegt, zu bekennen mir ſchuldig warſt. Ich muß dir eine Buße auflegen. Du wirſt drei Wochen ſtrenge Faſten üben! Ueberdies erwarte ich von dir, daß du durch doppelt ſtrenge Pflichtübung in Treue und Gehorſam dein Unrecht wieder gut machſt." —

Benedetto bückte ſich demüthig über die zum Kuß dargereichte Hand Lamormain's.

„Eben jetzt", nahm dieſer das Wort wieder, „bietet ſich dir die Gelegenheit dazu dar, durch pünktliche Ausführung meiner Aufträge und Aufmerkſamkeit in deinen Pflichten. Du wirſt in dieſen Tagen die Reiſe nach Spanien mit dem Grafen antreten. Das Vertrauen des Ordens und der Wille des Kaiſers ehren dich dabei mit einem be-

ſondern Auftrage. Du haſt mir feierlich hier vor dem Crucifix zu geloben, daß du ihn genau vollziehen werdeſt, ohne irgend Jemandem auf der Welt, als mir ganz allein, hörſt du, einzig mir, Mittheilungen zu machen. Du weißt, unbedingter Gehorſam iſt die Prüfung, welche allen übrigen voranſteht; haſt du den Muth ſie zu beſtehen?"

„O gewiß, gewiß, theuerſter Vater; vergebt mir nur meinen Irrthum!"

„Nimm die Buße auf dich, gehe den Weg der Beſſerung, ſo weißt du, daß die Vergebung dir gewiß iſt. Jetzt vollführe das Gelübde für dieſen beſondern Fall. Lege die Linke auf das Crucifix und erhebe deine Rechte zum Schwur."

Benedetto gehorchte.

„Du gelobſt bei dem einigen Gott", ſprach Lamormain feierlich, „der da iſt der Vater, der Sohn und der Heilige Geiſt, daß du während deines Aufenthalts zu Madrid alle Befehle, welche ich dir hier mündlich ertheile oder ſchriftlich ſende, oder durch beglaubigte Perſonen dir zukommen laſſe, auf das pünktlichſte treu, gewiſſenhaft, ohne Zaudern und eitle Selbſtprüfung erfüllen wirſt!"

„Ich gelobe es!" antwortete Benedetto; doch ein leiſer Schauer durchzitterte ihn.

„Den Eidbruch trifft die Ausſtoßung aus der Gemeinſchaft der heiligen Kirche, Gefängniß, Marter, Tod ohne Sündenvergebung", ſagte Lamormain und ſein Auge haftete finſter, bohrend auf des Jünglings Antlitz. Dieſer erbleichte, ſeine Knie bebten.

„Jetzt höre!" — Lamormain ging an ſeinen Schreibtiſch und nahm aus einem der Fächer einige Briefe hervor. „Dieſes erſte Schreiben übergibſt du, ſobald ihr in Madrid angelangt ſeid, ohne daß irgend wer es erfährt, dem

Herzog von Uzeda. Du wirſt leicht Gelegenheit haben zu ihm zu gelangen, da du in Aufträgen des Grafen Khevenhüller gewiß viel in ſeinem Palaſt oder doch in der Kanzlei zu thun haben wirſt. — Das zweite Schreiben hier iſt für den Großinquiſitor Ludovico Alliaga beſtimmt. Du darfſt dich ihm nicht in auffallender Weiſe nähern. Es iſt beſſer, daß du einige Zeit mit Abgabe des Schreibens zögerſt. Gewiß aber ergibt ſich bald ein Anlaß, der dich äußerlich in die Nähe Sr. Eminenz führt. Dann flüſtre ihm nur verſtohlen zu, du habeſt einen geheimen Auftrag von mir an ihn. Der Großinquiſitor wird dir alsdann ſelbſt den Weg angeben, wie du, ohne unſere Zwecke zu gefährden, zu ihm gelangen kannſt. — Endlich iſt hier ein dritter Brief; er iſt an den Grafen Balthaſar de Zuniga gerichtet; dieſen bewahrſt du auf, bis ich dir von hier aus nähere Weiſung ſende, oder bis der bairiſche Geſchäftsträger, der Rath Leuker in Madrid, eintrifft. Ihn magſt du alsdann befragen: ob du den Brief abgeben ſollſt oder nicht; aber keinen Andern." —

Benedetto Maſchino hörte in unterwürfiger Ergebenheit zu.

„Und nun das Hauptſächlichſte. Ueber Alles, was ſich in Madrid zuträgt, über alle Schritte des Grafen Khevenhüller, über die Perſonen die er ſieht und ſpricht, über Das, was er über den Erfolg ſeiner Sendung äußert, gegen dich oder Andere, führſt du ein genaues Tagebuch in lateiniſcher Sprache. Ich werde dir die ſichern Perſonen und Gelegenheiten bezeichnen laſſen, durch welche ich es erhalten kann. Niemals aber beförderſt du es mit den Depeſchen, die der Graf an Se. Majeſtät den König Ferdinand abſendet. Niemals! Hörſt du!"

Benedetto verbeugte ſich.

„Jetzt kennſt du deine Aufträge, mein Sohn. Reiſe unter dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau. Biſt du treu und gehorſam, ſo ſteht dir der höchſte Lohn bevor. Den Ungehorſamen, den freilich trifft die unentrinnbare Strafe!“ —

Der Ton dieſer letzten Worte und der Blick, mit dem Lamormain ſie begleitete, ließen Benedetto erblaſſen. Demuthvoll beugte er ſich abermals zum Kuß auf die dargereichte Hand des furchtbaren Mannes und ging.

„Noch Eins!“ winkte Lamormain, als er ſchon die Thür berührte. „Ich habe nichts dawider, daß du den Unterricht der Gräfin Alphonſine fortſetzeſt; doch — hüte dich!“ —

Viertes Capitel.

Thyßka trat ein, ſobald Benedetto die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte. —.

„Setzen wir uns, lieber Bruder in Jeſu“, redete ihn Lamormain herablaſſend, freundlich an. „Ich habe lange, verdrießliche Geſchäfte mit Sr. Majeſtät verhandelt und hier mit dieſem jungen Menſchen auch keine ſehr erfreuliche Unterredung gehabt. Wahrlich, ich bin müde! Laßt uns denn recht behaglich von unſern Angelegenheiten ſchwatzen!“

Thyßka, der da wußte, wie hoch Lamormain ſeine äußere Stellung anſchlug, war um ſo ehrfurchtsvoller und vorſichtiger, je zwangloſer jener ſich zeigte. Der vertrauliche Ton konnte daher ſeinen tief ehrfurchtsvollen nicht ändern.

„Es iſt mir in der That unbegreiflich, hochwürdigſter Herr, wie Ihr dieſer unermeßlichen Arbeit und Thätigkeit nicht unterliegt", ſagte er mit dem Ton der Bewunderung, indem er beſcheiden auf einem Seſſel Platz nahm.

„An ſich wäre die Arbeit wol nicht ſo groß", erwiderte Lamormain, „wenn ſie nur nicht ſo unabläſſig die innerſten Kräfte in Anſpruch nähme! — Auch das Podagra erſchwert ſie mir etwas!" Er ſtreifte dabei mit der linken Hand den linken Fuß hinab und ſeine Miene verzog ſich ſchmerzlich. „Doch, Dank ſei es dem allmächtigen Gott, wir gewinnen ja Früchte von unſerer harten Arbeit, und das im Schweiß des Angeſichts beſtellte Feld reift zur Ernte heran. Erinnert Ihr Euch, theurer Bruder, wie Ihr vor Jahr und Tag kleinmüthig waret? Wie Ihr meintet, nie werde ſich die heilige Kirche, werde ſich unſer heiliger Orden von dem ſchweren Schlage erheben? Und nunmehr? Was ſagt Ihr nun?"

„Gottes Gnade hat Wunder an uns gethan; Euer unerſchütterlicher Glaube, hochwürdigſter Vater, hat die Krone errungen!"

„Freilich verzagte ich nie an dem Schutz des Allmächtigen für ſeine heilige Kirche, guter Thyßka; allein auch nur weltlich betrachtet, erſchien mir die Gefahr niemals ſo groß als Andern. Schon im verwichenen Jahre ſagte ich Euch: Ihr werdet einen Sommer wo anders wohnen, allein wir werden nach Böhmen zurückkehren. Wo iſt der Glaubensfeind Thurn mit ſeiner Macht? Er muß fechten für den Schutz des eigenen Herdes und Hauptes; aber ich denke, ebenſo vergeblich, als er ſich zu unſerm Verderben gewaffnet hat!"

„Das Blatt wandte ſich allerdings urplötzlich im äußerſten Augenblicke der Gefahr", bemerkte Thyßka, der im

Stillen die Rettung auf das Glück des außerordentlichsten Zufalls ſetzte.

„Es waren nicht St.=Hilaire's Küraſſiere, lieber Bruder in Jeſu", ſprach Lamormain ernſt, „es war die Fügung aller Geſchicke, die hier nur ihren Wendepunkt nahmen; es war der feſtgehaltene Wille Derer, die auf die Gnade Gottes vertrauten, es war vor allem der unerſchütterliche Muth des Königs!"

„Den Ew. Hochwürden mit dem Feuer der Beredtſamkeit und der Macht des Beiſpiels immer wieder neu belebten!"

„Laſſen wir das, lieber Thyßka! Unſer Heil darf uns kein Capua werden. Jetzt erſt recht iſt die unabläſſigſte Anſtrengung nöthig, um das feſtzuhalten und dauernd zu begründen, was uns der Augenblick wieder in die Hand gegeben hat. Ich darf es ſagen, Se. Majeſtät geht uns mit dem würdigſten Beiſpiele voran. Vor zwei Monaten war der Boden unter unſern Füßen, wohin wir treten mochten, unterhöhlt. Jetzt öffnen ſich durch des Königs weiſe Maßregeln und beharrliche Thatkraft Auswege nach allen Seiten. Ich will nicht ſagen, ſichere, aber doch ſolche, die Hoffnung und Vertrauen einflößen, wenn wir unſere eigenen Kräfte und Thätigkeiten nicht einſchlummern laſſen!"

„Da ſei Gott vor!"

„Ich habe auch einen beſondern Auftrag für Euch", lieber Bruder Thyßka, ſprang Lamormain jetzt von den allgemeinen Betrachtungen auf das Beſondere über. „Se. Majeſtät der König hat mit einer Ausdauer und Kraft, welche die ſpäteſten Jahrhunderte anſtaunen werden, alle die ſchwierigen und ſchwankenden Verhältniſſe ſeiner Erblande jetzt geordnet, ſoweit dies außerhalb der offenen

aufſtändiſchen Provinzen möglich iſt. Auf des allmächtigen Gottes Schutz vertrauend, geht der König getroſt ſeinem noch größern Beruf entgegen; er erhebt die Hand zu der Kaiſerkrone, die in ſeinem Hauſe das rühmliche Erbtheil geworden. Es iſt kein geringes Wagſtück, aber der König will es unternehmen, jetzt ſeine Hauptſtadt und Oeſterreich zu verlaſſen, um ſich nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu begeben. Zunächſt indeſſen geht Se. Majeſtät nach München, zum Herzog Maximilian von Baiern. Dorthin will ich auch Euch ſenden, Pater Thyßka!"

„Ich bekenne", erwiderte Thyßka, „daß ich mir ſchon einige Hoffnung dazu gemacht, als ich im Frühjahr in Ingolſtadt war."

„Und nicht mit Unrecht", antwortete Lamormain; „das Gebiet Eurer Thätigkeit dort wird ein ſehr wichtiges ſein. Euer öffentlicher Auftrag wird Angelegenheiten des Ordens betreffen, die Ihr zu München und auch wieder zu Ingolſtadt betreiben ſollt. Ich werde Euch darüber das Einzelne ſpäter mittheilen. Der geheime iſt der, für die Wahl Sr. Majeſtät des Königs Ferdinand zum deutſchen Kaiſer thätig zu ſein. Ihr wißt, daß der Herzog Maximilian von Baiern ſelbſt keine geringe Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, erwählt zu werden!"

„Ich weiß davon, doch ich halte es für unmöglich, daß dieſer innigſte Freund und Jugendgenoſſe unſers Königs...."

„Still, ſtill", unterbrach ihn Lamormain mit ſeinem eigenthümlichen ſcharfen Lächeln, „eine Kaiſerkrone iſt eine ſo ſchwere Prüfung der Freundſchaftsbande, daß die ſtärkſten unter dieſem Gewicht reißen könnten! Wir müſſen vorſichtig ſein, Thyßka. Es wird ein gefährlicher Minenkrieg gegen uns ausgeführt. Ihr wißt, daß ſchon im Frühjahr der Kurfürſt von der Pfalz in München ſeinen

Vetter Maximilian bereden wollte, ſich um die Kaiſerkrone zu bewerben. Es gelang uns damals die Sache zu hintertreiben. Der Herzog ſelbſt lehnte ab. Doch jetzt iſt der Plan wieder aufgenommen! Friedrich, dem bei gewiſſen andern Planen, die er jetzt hegt, kein deutſcher Kaiſer gefährlicher wäre als der König von Böhmen, trachtet natürlich aus allen Kräften, die Wahl unſeres Herrn zu unterhöhlen, und ſucht von neuem den Herzog Maximilian zur Annahme der Krone zu verlocken."

„Was Ihr ſagt, ehrwürdigſter Herr", rief Thyßka aus, der ſtets ſo klug war, ſich durch Lamormain's Mittheilungen möglichſt überraſcht zu ſtellen, ſelbſt wenn ſie ihm nicht eben unerwartet kamen, wie zum Beiſpiel jetzt; „es iſt doch unbegreiflich, daß der calviniſtiſche Fürſt für einen katholiſchen Kaiſer arbeitet!"

„Viel lieber als er es für einen lutheriſchen thun würde", antwortete Lamormain. „Glaubt mir", fuhr er fort, indem er Thyßka auf die Schulter klopfte und wahrhaft dämoniſch lächelte: „Er gäbe ſeine Stimme lieber dem Sultan als dem Kurfürſten von Sachſen! Ja, es iſt ſo, der Calviniſt ſetzt die deutſche Kaiſerkrone lieber auf die Hörner des Erbfeindes als auf die Stirn eines lutheriſchen Fürſten!"

„Ihren Haß gegeneinander kenne ich, allein bis zu ſolchem Grade ...."

„Und es iſt nicht das allein", unterbrach ihn Lamormain. „Die Herren von der Union wiſſen, das Reich fiele auseinander, wenn ein proteſtantiſcher Fürſt die Stimmenmehrheit erhielte! Man könnte wieder wie vor Zeiten einen Gegenkaiſer erleben! Das ſchreckt ſie denn doch etwas! Darum haben die proteſtantiſchen Candidaten ſo gut als gar keine Wahrſcheinlichkeit. Der Ehre halber

wird man ſie nennen, den König von Dänemark und den Kurfürſten Georg. Doch Ernſt wird es mit Keinem, ſo wenig wie mit dem Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, noch mit dem Herzog von Savoyen.“ Thyßka wollte etwas erwidern; doch Lamormain, der ſich ungern unterbrochen ſah und es liebte ſich in flüſſiger Darlegung der Verhältniſſe ein gewiſſes Uebergewicht zu geben, hielt ihn durch einen Wink zurück und fuhr fort: „Zwiſchen Sr. Majeſtät dem König Ferdinand und dem Herzog Maximilian allein ſchwankt das Zünglein der Wage. Jetzt noch ſehr zu Gunſten unſeres Herrn, allein ein leichter Anſtoß kann den Stand ändern. Darum, träte Herzog Maximilian eifrig werbend auf, ſo wäre er äußerſt gefährlich! Drei Stimmen hätte er entſchieden für ſich; erſtlich natürlich die der Pfalz, dann die ſeines eigenen Bruders des Kurfürſten von Köln und die der Kur Brandenburg. Und ob dann nicht Sachſen mit dieſen proteſtantiſchen Kurfürſten ſein würde, — das iſt die große Frage! Geſchähe es, ſo trüge Baierns Herzog die Kaiſerkrone! — Ihr geſteht, Thyßka, bei ſo großer Wahrſcheinlichkeit iſt die Lockung groß; und wenn Ihr ein Kenner des menſchlichen Herzens ſeid, was Ihr als Geiſtlicher und Bruder unſeres Ordens doch ſein ſollt, ſo werdet Ihr auch Schwächen der Herzen genugſam kennen, um zu ſehen, wie leicht ſelbſt Herzog Maximilian ihnen nachgeben könnte, und daß bei ſolcher Entſcheidung die Erinnerungen an die gemeinſame Jugendzeit des Herzogs mit unſerem Könige, als unſere Zöglinge in Ingolſtadt, nicht ſehr ſchwer wiegen dürfte!“ — Thyßka machte wiederum einen vergeblichen Verſuch zur Gegenrede; Lamormain fuhr fort: „Ließ ſie ſich doch ſchon leicht genug erfinden, zwiſchen beiden Fürſtenhäuſern, Kaiſer Mathias gegenüber, in den

Verhältniſſen der Liga! — Indeſſen, das führt uns auf Abwege! Herzog Maximilian muß alſo auf alle Weiſe dahin geſtimmt werden, daß er ſeiner jetzigen günſtigen Geſinnung nicht untreu wird. Von Seiten des geiſtlichen Einfluſſes müſſen die gemeinſame Erziehung beider Fürſten, ihre Freundſchaft und die Pflichten gegen die heilige Kirche beſtändig als ſchwere Gewichte in ſein Herz geſenkt werden. Das iſt bereits geſchehen, muß aber noch ferner geſchehen. Ihr, Pater Thyßka, ſollt gleichfalls darauf hinwirken. Ihr müßt Euren Beſuch in Ingolſtadt bei dem Pater Dominicus erneuern; Ihr werdet ihn zwar noch ſo geſinnt finden wie vor drei Monaten; allein der gemeinſame, verehrte Lehrer beider Fürſten kann jetzt einen ſo entſcheidenden Einfluß üben, daß man ſich ſeiner nicht genug vergewiſſern kann. Von dort erſt ſollt Ihr nach München, woſelbſt ich Euch durch Briefe an den Beichtvater des Herzogs, Pater Euſebius, und an den Hofkaplan, den Doctor Johann Klesheim, Kanäle verſchaffen werde, wirkſam zu ſein. Das iſt indeſſen nur das Nebenſächliche. Ihr ſollt vorzüglich, was Eurer Sinnesart und Eurem Geſchick angemeſſener ſein wird, auf dem weltlichen Gebiet, geradehin auf dem politiſchen thätig ſein."

„Ich ſchätze es mir zur höchſten Ehre, daß Ew. Hochwürden mich für ein taugliches Werkzeug erachtet", entgegnete Thyßka endlich, anſcheinend demüthig, innerlich voll Selbſtgefühl. Denn er hatte ſich auf dieſem Felde mehrfach bewährt.

„Ich wollte, ich bekenne es Euch offen, den Geheimſchreiber Fabricius von Hohenfall näher in mein Vertrauen ziehen", fuhr Lamormain fort. „Allein, reiflicher erwogen, halte ich es für angemeſſen, ihn auf dem untern Stand-

punkte, wo er ſich befindet, zu erhalten; auch iſt er mir zu vertraut mit Slawata, um nicht mit großer Vorſicht bei ihm aufzutreten."

„Sollte Slawata's Geſinnung noch jetzt Beſorgniſſe erregen müſſen?" warf Thyßka fragend ein.

„Er gehört uns an, es iſt wahr", fuhr Lamormain fort, „aber er wird zu mächtig. Seit er das Glück gehabt hat, durch dieſen hündiſch ſchmiegſamen, aber gewandten Zaloska, bevor wir Alle irgend etwas davon ahnten, dem Könige die erſte Nachricht von Mansfeld's Niederlage, die Wien gerettet hat, zu bringen, iſt er mir dem Könige zu nahe gekommen. — Doch, auf Eure Miſſion zurückzugehen. Ihr ſollt Euch denn, Pater Thyßka, in München zunächſt an den Grafen Martiniz wenden. Er iſt Euch unſtreitig perſönlich bekannt?"

„Ich habe ihn zu Prag öfters geſehen und geſprochen", erwiderte Thyßka.

„Ihr wißt, daß er in Folge der erſten Zuflucht, die er nach ſeinem Unglück in Prag zu München gefunden, dauernd mit dem dortigen Hofe in Verbindung geblieben iſt, und mittels wiederholten und dauernden Aufenthalts unſere Angelegenheiten daſelbſt als Hauptagent betrieben hat. Gegenwärtig tritt nun für ſeine Thätigkeit der wichtigſte Augenblick ein. Wenn Se. Majeſtät der König auf dem Wege nach Frankfurt einige Zeit in München verweilt, ſo muß ſich dort entſcheiden, ob Herzog Maximilian wirklich die Kaiſerwürde mit aller Beſtimmtheit ablehnt oder ob er nur dieſen Schein annimmt, bei günſtigem Ausfall der Wahl aber dennoch die Krone nicht zurückweiſen würde. Ich hoffe nicht nur ſein Herz und Gewiſſen, ſondern auch eine richtige Politik, die Erkenntniß ſeiner wahren Vortheile ſollen ihn zur Ablehnung beſtimmen. Ueber dieſe letz-

tern ſollt Ihr dem Grafen Martiniz einige Mittheilungen machen.“

Thyßka horchte auf.

„Der Kurfürſt von der Pfalz iſt es, wie geſagt, der hauptſächlich Herzog Maximilian's Wahl betreibt. Kennt Ihr aber den wahren Grund, weshalb gerade dieſer calviniſtiſche Kurfürſt ſo eifrig für einen katholiſchen Fürſten thätig iſt und für einen, der bis jetzt von dem höchſten Eifer für die heilige Kirche beſeelt geweſen iſt?“

„Ich vermuthe, daß er für den Dienſt, dem Herzog Maximilian zur Kaiſerwürde verholfen zu haben, Vortheile für die proteſtantiſche Union oder auch wol für ſein eignes fürſtliches Haus als Gegengabe hofft.“

„Ihr vermuthet wie ein Mann, der Welt und Menſchen kennt, lieber Thyßka“, ſagte Lamormain freundlich. „Es ſind beſonders die letztern Vortheile, die für ſein kurfürſtliches Haus, ja ſogar für ſeine kurfürſtliche Perſon, die er im Sinn hat. Er möchte gern, — hm, eine Kleinigkeit, — König von Böhmen dafür werden!“

„Wie?“ rief Thyßka und rückte verwundert auf ſeinem Seſſel.

„So iſt es. Ich weiß zuverläſſig, daß der Kanzler Wenzel von Budowa im Monat Mai ſchon den Kurfürſten unter der Hand ausgeforſcht hat, ob er einen derartigen Antrag der böhmiſchen Stände annehmen würde. Er hat anfangs gezaudert; er hatte ein Auge oder eine Ahnung für die Gefahren dabei; ſpäter iſt man von vielen Seiten in ihn gedrungen. Auch der wilde, übereifrige Rath Procopius Dworſchetzki von Olbramowitz iſt zu Heidelberg geweſen und die Frau Kurfürſtin ſowie der Herr Doctor Abraham Scultetus haben den jungen leichtſinnigen Herrn

unabläſſig bearbeitet. Jetzt iſt er mit dem Gedanken ſchon ganz vertraut.“

„Er ſollte es wagen, wider Recht und Ehre einen fürſtlichen Bruder vom Thron zu drängen?“

„Die fürſtliche Brüderſchaft hat zuweilen eine ſehr ſtiefbrüderliche Farbe“, bemerkte Lamormain achſelzuckend. „Genug, die Sache iſt ſo. Daß der böhmiſche Landtag jetzt in Prag den letzten äußerſten Act der offenen Rebellion begehen wird, Se. Majeſtät den König Ferdinand des Throns verluſtig und dieſen für erledigt zu erklären, iſt wie Ihr wißt, außer Zweifel und wir erwarten mit jeder Stunde die Nachricht davon. Die böhmiſchen Herren warten nur noch auf die ſichere, wenn auch vorläufig geheime Zuſage des Kurfürſten Friedrich, damit ſie nach Sr. Majeſtät Entſetzung nicht herrenlos ſind, ſondern ſogleich auf den Beiſtand eines mächtigen Fürſten zählen können. Die Sachlage iſt nun einfach die: Se. Majeſtät der König wird entſetzt, dem Kurfürſten der erledigte Thron Böhmens angetragen; dieſer nimmt ihn nach einigen ſcheinbaren Zögerungen an. Wird König Ferdinand Kaiſer, ſo muß ſich der Kurfürſt darauf gefaßt machen, daß derſelbe zu ſeiner Erbmacht auch nach Kräften die ganze Macht des Reiches fügen wird, um ſich in ſeinem Recht zu behaupten. Wird dagegen Herzog Maximilian Kaiſer, und verdankt er es dem Kurfürſten Friedrich, ſo hofft dieſer, daß der Kaiſer ihm hinwiederum ebenſo förderlich ſein werde, ſeinen neuen Königsthron zu beſteigen, wenigſtens ihn nicht von Reichs wegen daran hindere!“

„Verzeihen mir Ew. Hochwürden“, wandte Thyßka ein, „indeſſen es ſcheint mir doch ganz unmöglich, daß des Reiches Oberhaupt eine Gewaltthat gegen einen Reichsfürſten jemals gutheißen könne!“

„Seht Ihr, Thyßka“, rief Lamormain aus und ſeine Adleraugen funkelten, „da ſteckt es eben! Das iſt der Punkt, wo man dem Herzog Maximilian zeigen muß, daß es ſein wahrer Vortheil erfordert, die Kaiſerkrone nicht anzunehmen. Wird ſie ihm aufgeſetzt durch Friedrich von der Pfalz, ſo kommt er in die ſchwierigſte Lage. Entweder er muß undankbar gegen dieſen ſein oder er muß feindſelig, treulos, verrätheriſch wider ſeinen älteſten Freund und wider alle geſunden Geſetze der Reichsverwaltung handeln. In beiden Fällen hat er Unruhe, Zwietracht und Haß ohne Maß zu erwarten. Denn Friedrich würde dann mit aller Kraft die proteſtantiſchen Fürſten zum Widerſtande gegen ſeine Reichsverwaltung auffordern. Dagegen, wird Se. Majeſtät der König Ferdinand Kaiſer .... ſo erwachſen dem Hauſe Wittelsbach die größten Vortheile daraus. Nicht zu gedenken, daß der Herzog ſein Gewiſſen rein behält und der heiligen Kirche als guter Sohn hochwichtige Dienſte leiſtet, ſo wird die Gunſt der kaiſerlichen Macht ihm überall nützlich ſein können. Ja“, hier ergriff Lamormain mit einer gewiſſen Feierlichkeit Thyßka's Hand und ſprach mit leiſerer Stimme, wie wenn er ſich hüten wollte, ein wichtiges Geheimniß zu verrathen, „ja, ich ſehe einen noch ganz andern ſichern Lohn in der Ferne für den Herzog, und der muß ihm gezeigt werden. Die Böhmen ſtürzen jetzt in ihrer tollen Raſerei blind vorwärts, ſie werden die Abſetzung ausſprechen, und wir müſſen Alles thun, was in unſern Kräften ſteht, um Friedrich von der Pfalz zu bewegen, daß er die angetragene Krone annimmt.

„Annimmt?“ rief Thyßka mit dem äußerſten, diesmal wahrhaften Erſtaunen.

„Annimmt“, wiederholte Lamormain mit nachdrücklichem Ton und ſeinem unbeſchreiblichen Lächeln.

„Das verſtehe ich nicht“, bekannte Thyßka und ſah Lamormain fragend an.

„Ei, ei, ei! Lieber Pater, vergeßt Ihr denn, daß man ein thöricht heftiges Kind gar nicht ſchwerer ſtrafen kann, als wenn man ſeinen unverſtändigen Willen erfüllt, ihm das Meſſer gibt, wonach es greift?“

„Freilich wol, allein ....“

„Betrachtet die Dinge nur ruhig, wie ſie kommen werden“, ſprach Lamormain mit kalter Sicherheit. „Friedrich nimmt die Krone an. Er iſt König, gut. Aber es iſt ein übler Poſten! Er hat zu kämpfen mit dem rechtmäßigen Könige von Böhmen, mit dem Könige von Ungarn, den Erzherzögen und Herzögen von Steiermark, Oeſterreich, Mähren, Schleſien, — und mit dem deutſchen Kaiſer! Der deutſche Kaiſer hat bei einer Gewaltthat wider einen Reichsfürſten die Reichsfürſten ſämmtlich zu Bundesgenoſſen, wenigſtens nicht zu Gegnern. Halb Böhmen iſt auch Friedrich's Gegner und, ſowie ihm das Glück umſchlägt, liegen drei Viertheile des Landes in der Wagſchale wider ihn! Mich dünkt, der gute Kurfürſt ſetzt ſich eine Dornenkrone auf das Haupt und wird ſie nicht lange tragen!“

„Glaubt mir, Pater Thyßka“, wies Lamormain abermals deſſen Verſuch zu ſprechen mit der Hand winkend zurück, „Kurfürſt Friedrich kommt in ſchwere Bedrängniß, wenn wir nur keinen Tag, keine Stunde, keine Secunde verſäumen, Himmel und Erde wider ihn und für die heilige Kirche in Bewegung zu ſetzen! Dann muß er klein beigeben, dann ſchreiben wir Bedingungen vor, und dann wird Herzog Maximilian eine Entſchädigung für ſeine aufgegebene Kaiſerkrone erhalten, die ihrer werth iſt!“

„Er wird darin, fürchte ich, nur einen Vogel auf dem Dache ſehen!“

„Pah“, lachte Lamormain. „Die Kaiſerkrone iſt auch nichts Anderes für ihn! Und ſie iſt nur einer mit goldglänzenden Federn, den Andern aber einer mit nahrhaftem Fleiſch! Seht, ich denke ſo. Die Oberpfalz liegt ſo bequem für Baiern. Amberg gäbe ein hübſches zweites Hauptſtädtchen. Der Kurfürſt denkt Böhmen mit der Pfalz zu verbinden; ſollten wir nicht denken dürfen, ein Stücklein der Pfalz mit Baiern zu vereinigen? Vielleicht ließe ſich auch ein Wort von den Kurhüten reden, nach welchen die bairiſchen Herzöge ſchon länger ausſchauen als nach der Kaiſerkrone.“

„Ein Kurhut gegen eine Kaiſerkrone!“

„Der Kurhut bleibt dem Hauſe, die Kaiſerkrone entſchlüpft wieder!“

„Wird aber der Herzog nicht fragen: «Wenn ihr die Kaiſerkrone geringer achtet, weshalb würdet ihr mir nicht lieber dieſe gönnen?»“

„O Pater Thyßka“, ſprach Lamormain mit erhobener Rede. „Eins iſt nicht daſſelbe für Alle. Das Oberhaupt des Habsburgiſchen Hauſes hat einen andern Maßſtab an ſeine Rechte und an ſeinen Beruf zu legen als ein Herzog von Baiern! Es darf die Kaiſerkrone als ſein Erbtheil betrachten, das nur noch in einzelnen unglücklichen Fällen angefochten wird. Für das Haus Habsburg iſt die Kaiſerwahl nur noch eine Form der Reichsverfaſſung, damit die Wahlcapitulation vorgelegt werden kann. Wenn irgend ein neues Fürſtenhaus in Deutſchland das Gewicht in die Wagſchale der Weltgeſchicke legen könnte, welches das Haus Habsburg einlegt, dann erſt könnte es ſein Nebenbuhler ſein. Es iſt jetzt nicht mehr möglich, wie

vor Jahrhunderten, daß ein Graf und kleiner Fürſt durch den bloßen Wahlact Ehrfurcht und Gehorſam bei den geſammten Uebrigen gewinne. Was glaubt Ihr, daß das Geſchick des Reiches wäre, wenn man jetzt einen Grafen Solms oder Hohenlohe, oder ſonſt einen der bis dahin auf ſeinem Stammſchloß geſeſſen, auf den Kaiſerthron ſetzen wollte, daß er Anſehen und Recht haben ſolle über die ſeit Jahrhunderten hundertfach Reicheren und Mächtigeren? Bei dieſem Religionszwiſt zumal! — Alles fiele auseinander, verflöge wie Spreu, und wir würden dem Türken, dem Ungarn, dem Schweden, dem Franzoſen zum Raub! Herzog Maximilian wird das bei ruhigem Urtheil Alles ſelbſt ſehen, doch um die Wirkung ſeiner Betheiligung aufzuheben, muß man es ihm klar, warm, überzeugend darlegen. Und er wird ſich überzeugen, daß ein vergrößertes Beſitzthum, der Kurhut auf ſein Haus übertragen, ein beſſerer Gewinn für ihn iſt, als ein paar Jahre hindurch der Glanz einer Kaiſerkrone, der lange nicht reich genug iſt, um alle die Schatten der Sorgen, Unruhen und Gefahren, die ſie für ihn mitbrächte, zu überſtrahlen. Vollends aber für ſeine Kinder und Enkel, denen ein größeres Erblehn und eine höhere Erbwürde doch wol lieber ſein muß als etliche vermoderte Pergamente im Archiv, worauf einer ihrer Ahnen den Kaiſertitel trug.“ —

Der Gewandtheit ſeiner Rede und des Eindrucks ſeiner Perſönlichkeit bewußt, wo er ihn ausüben wollte, ſprach Lamormain immer raſcher und eindringlicher; denn es war ihm darum zu thun, daß Thyßka ihm nicht nur gehorchen möge, das verſtand ſich von ſelbſt, ſondern daß er von der Wahrheit ſeiner Anſicht durchdrungen werde, weil dann die Ausführung um ſo glücklicher geräth. Er faßte daher deſſen beide Hände mit der ſeinigen und ſprach feurig:

„Von dieſer Seite muß die Lage der Dinge dem Herzog Maximilian gezeigt werden! So müßt Ihr ſie mit Graf Martiniz beſprechen! Das habt Ihr dem Pater Euſebius und dem Hofkaplan klar zu machen! Auf einer Seite ein Bruch heiliger Pflichten gegen die Kirche, ein Verrath an der Freundſchaft, eine von Ehren und Erfolg zweifelhafte Bewerbung um die Kaiſerkrone, die, wenn ſie gewonnen wird, ein noch zweifelhafteres Glück für den Herzog iſt. Auf der andern Seite die ehrenvollſte Pflichterfüllung, kein Wagniß noch Gefahr und die höchſte Wahrſcheinlichkeit großen Gewinns an dauernder Macht und dauerndem Glanz für den Herzog ſelbſt wie für ſein Haus! Kann der Herzog ſchwanken? Thyßka, kann er, wenn Ihr redlich das Eure thut? Eure Hand darauf!“

Thyßka, ſelbſt ergriffen von Lamormain's umſpinnender, fortreißender Gewalt, beugte ſich ehrfurchtsvoll auf die dargebotene Hand nieder, drückte einen frommen Kuß darauf und gelobte feierlich: „Was ich an Geiſteskraft und Thätigkeit aufzubringen vermag, will ich an die Erfüllung Eures Auftrags ſetzen, hochwürdigſter Herr, und meine Pflicht als getreueſter Diener der Kirche üben!“

„So iſt“, entgegnete Lamormain mit einem frommen Blick aufwärts, „Euch der Lohn jenſeits gewiß; und“, fügte er, das Haupt bedeutſam und mit ſchlauem Ausdruck wiegend, hinzu, „die Kirche vergißt auch nicht, daß ihre befähigten, gehorſamen, pflichteifrigen Söhne auch diesſeits Anſprüche auf ihre Dankbarkeit haben.“

Sie ſchieden.

Achtzehntes Buch.

Fünftes Capitel.

In der Kauffinger Straße zu München ſtanden vor dem Thore eines ſtattlichen, alterthümlichen Hauſes drei Diener und unterhielten ſich eifrig miteinander, indem ſie auf einen kleinen, reich aufgezäumten und ritterlich geſattelten Grauſchimmel blickten und zeigten, den ein Reitersmann, welcher ſeinerſeits auf einem großen, ſchwerfälligen Rappen vor dem Hauſe hielt, am Zügel hatte. Das kleine Thier machte dem Reitknecht viel zu ſchaffen; bald ſtieg es bäumend auf, bald ſuchte es den Kopf zwiſchen die Vorderfüße zu klemmen, oder that Sprünge ſeitwärts und ſchlug wild aus. Genug, es blieb keinen Augenblick ruhig und entwickelte, wie unſcheinbar es war, eine Kraft und eine eigenſinnige Ausdauer, deren Bändigung nur durch einen ſo kraftvollen, ſachkundigen Reiter möglich war, als der Mann auf dem ſchweren brabanter Pferde zu ſein ſchien. Denn bei allen wilden Sprüngen und ſcheuen Bewegungen des Schimmels ſaß der Reiter des Rappen in ſeinem ledernen Koller mit dem gewichtigen Harniſch darüber, wie angeſchmiedet im Sattel und ließ die Zügel nur ſo viel nach, oder zog ſie ſo weit an, als es gerade nothwendig war.

„Eine Teufelskrabbe, der kleine Schimmel“, rief der eine der drei Diener im Thor, „ich möchte ihn nicht reiten.“

„Es würde dir auch ſchlecht dabei ergehen, du Haarkräusler“, ſpottete der Zweite, deſſen Tracht den Reitknecht kundgab. „Aber wenn der Oberſt daraufſitzt, geht der Schimmel ſo ruhig wie ein Lamm!“

„Sacht, Johann! Das muß ich erſt ſehen, ehe ich's glaube“, bemerkte der Dritte; „ich denke, ich verſtehe auch etwas von Pferden! Das iſt ein deſperates Thier!“

„Es iſt aber doch, wie ich ſage, Niklas“, antwortete Johann eifrig. „Ich habe ihn erſt vorgeſtern reiten ſehen, als der Herzog das neue Küraſſierregiment beſichtigte. Das Thier ging ordentlich furchtſam unterm Zügel!“

„Der Kerl iſt freilich ein Eiſenfreſſer und ſieht aus, als ob er den Gottſeibeiuns ſelbſt im Leibe habe“, erwiderte Johann, „aber ein Pferd iſt doch nur ein Pferd und ....“

„Still, Niklas, er kommt!“ rief der Reitknecht und deutete in das offene Thor des Hauſes, wohin alle Drei jetzt die Blicke wandten.

„Er iſt noch im Geſpräch mit dem Herrn, auf der Treppe“, flüſterte der Haarkräusler, wie die Andern ſpottend ihren Gefährten, den Kammerdiener, nannten. — Sie ſtellten ſich ehrfurchtsvoll auf die Seite und ſchielten nur verſtohlen ſeitwärts nach den die Treppe Herabkommenden.

In dieſem Augenblick trat von der Gaſſe her ein Mann, der das ſchwarze lange Kleid eines Geiſtlichen trug, auf die Diener zu und redete ſie an. „Guten Morgen, meine lieben Freunde! Iſt dies das Haus, in welchem der Herr Oberſtburggraf von Martiniz aus Prag wohnt?“

„Ja, ehrwürdiger Herr", antwortete der Kammerdiener, „der Herr Obriſtburggraf wohnt hier!"

„Iſt er zu Haus", fragte der Geiſtliche und war im Begriff einzutreten.

„Ich bitte, ehrwürdiger Herr, verzeiht einen Augenblick. Der gnädigſte Herr hat ſoeben einen Beſuch gehabt, dem er das Geleite bis auf die Treppe gibt. Jetzt eben kann ich Euch nicht eintreten laſſen. Allein, wen hätte ich nachher die Ehre anzumelden?"

„Ich bin der Pater Thyßka aus Prag und komme aus Wien mit Aufträgen an den Herrn Obriſtburggrafen."

Die drei Diener verbeugten ſich ehrfurchtsvoll und der Haarkräusler ergriff des Paters Hand mit den Worten: „Ehrwürdiger Herr, laßt mich Eure Hand küſſen und gebt mir Euren Segen! Ich heiße Stephan Harneck und bin ſelbſt aus Prag, von der Kleinſeite. Ich erinnere mich jetzt ſehr wohl, Ew. Ehrwürden oft geſehen zu haben."

„Es freut mich, daß Ihr mich erkennt, mein Sohn", entgegnete Thyßka. „Die Gnade des Herrn ſei mit Euch", ſprach er feierlich und legte die Hände ſegnend zuerſt auf das Haupt Stephan's, dann auf das der andern Diener, die in Ehrfurcht die Knie vor ihm beugten.

Als ſie ſich wieder erhoben, hörte man ganz nahe klirrenden Sporenklang, doch von langſamen ruhigen Schritten. Raſch traten die Diener auf die Seite; Thyßka blieb ihnen gegenüber, gleichfalls etwas zur Seite zurückgezogen.

Ein kleiner Mann in vornehmer Kriegstracht, doch von ganz eigenthümlichem Schnitt, ſchritt auf das Thor zu; im Gehen drückte er ſich den hohen, ſpitzigen Hut auf die Stirn und rückte ihn zurecht. Dieſe Bewegung zog die Blicke unwillkürlich zunächſt auf ſein Angeſicht. Ein paar

finſtre Augen rollten unruhig unter einer breiten, tief gerunzelten Stirn. Ein langer verwilderter Zwickelbart verdeckte die Oberlippe faſt ganz; kurzes graues Barthaar ums Kinn und ſpärliches, nachläſſiges Haupthaar von gleicher Farbe gaben dem Geſicht einen wilden Ausdruck, der ſich durch eine große gebogene Naſe, ſtarke Backenknochen, hohle Wangen und ein ſcharfgeſpitztes Kinn noch verſtärkte. Die geſammten Züge hatten, mit Ausnahme der unſtet rollenden Augen, eine ſteinerne Unbeweglichkeit. Die kleine, hagere Geſtalt erſchien noch kleiner unter dem hohen Spitzhut, von dem eine rothe Straußenfeder bis auf den Rücken herabwallte. Ein ſpaniſches Wams von hellgrünem Atlas, geſchlitzte Beinkleider von demſelben Stoff und ein kurzer ſchwarzer Mantel bildeten die Tracht des Kriegsmannes. An einer faſt handbreiten Binde, die er über dem Wams trug, hing ſein Degen, auf den er die linke Hand nachläſſig gelegt hatte, damit ihm die Spitze nicht zwiſchen die breitſtulpigen Reiterſtiefeln ſchlage. Er ging langſam, faſt ſchleichenden Schrittes, wie Einer, dem jede Eile überflüſſig iſt; aber trotz des leiſen Auftretens ſo feſt, als ob ihn Niemand aufhalten könne. Die ſcheu auf die Seite getretenen, ſich tief verbeugenden Diener ſah er mit keinem Blick an, doch als ſein Auge zufällig auf Thyßka traf, deſſen Kleidung durch Farbe und Schnitt den Geiſtlichen, und zwar den Jünger der Geſellſchaft Jeſu zweifellos bezeichnete, nahm er den Hut ab und grüßte, ſich tief verbeugend, mit einer Ehrerbietung, die an Demuth ſtreifte. Doch ſprach er kein Wort, ſondern ging ſchweigend auf den Grauſchimmel zu, der von dem Augenblick an, wo er ſeinen Herrn und Reiter kommen ſah, die muthigen, wilden Augen feſt auf dieſen heftete, ihm den Kopf zuwandte und durch regungsloſes Stillſtehen ihn gleichſam zum Aufſitzen einzu-

laden ſchien. Der Reitersmann des Rappen hatte ſich abgeſchwungen und hielt dem Aufſteigenden Zügel und Bügel. Mit derſelben langſamen Sicherheit, wie er ging, ſaß der Oberſt auf, und ritt, ohne ſich umzuſehen, im ruhigen Schritt davon. Wirklich ging der Grauſchimmel unter ihm wie ein Lamm; es ſchien, als wage er nicht mehr, nur das Haupt zu ſchütteln.

„Siehſt du, Niklas", rief der Reitknecht Johann, „es iſt wie ich ſage. Unter ihm rührt ſich der Schimmel nicht mehr!"

„Hm!" murmelte dieſer, „es iſt wahr, aber ich glaube nicht, daß das Teufelsthier einen Andern auf ſeinem Rückgrat duldete!"

Thyßka hatte trotz des demüthigen Grußes, den er von dem Krieger empfing, doch ein unheimliches Gefühl mächtiger Ueberlegenheit deſſelben empfunden und ſich ſelbſt noch viel demüthiger verneigt. Er blickte dem Hinwegreitenden lange nach, und erſt als er um die nächſte Ecke bog, fragte er mit dem Tone des Staunens und der Ehrfurcht: „Sagt mir, meine Freunde, wer war der Offizier?"

„Oberſt Tſcherklas, Graf von Tilly, des Herrn Herzogs Maximilian erſter Feldhauptmann", antwortete der Kammerdiener. „Jetzt kann ich Euch melden, ehrwürdiger Herr", ſetzte er ſogleich hinzu. „Befehlt Ihr?"

Thyßka bejahte. Wenig Augenblicke darauf ſtand er im Gemach vor Martiniz.

Es war jetzt über anderthalb Jahre her, daß Thyßka denſelben nicht mehr geſehen hatte. Einige Monate vor der Gewaltthat, die ihm zu Prag geſchehen, war er ihm in der prager Schloßkirche bei einem feierlichen Hochamt

begegnet. Schon damals flößte die lange, hagere Geſtalt deſſelben, ſein ſchwarzes Haar, die ſtarren Züge und das finſtre Auge eine eigene Scheu ein. Jetzt hatten ſich dieſe ſchroff hervortretenden Eigenthümlichkeiten noch weit erhöht. Es war als habe ſich ein Geiſt der Erbitterung in den ſchon ſo herben Zügen feſtgeſetzt, der jedem Muskel noch eine ſchärfere Zeichnung gab. Nimmermehr hätte man in dem verſteinerten Haupte die geſchickte Beweglichkeit des Geiſtes vermuthet, die doch ihren Wohnſitz darin aufgeſchlagen hatte, ſich aber durch kein einziges äußeres Zeichen verrieth. Nur der Stempel der zähen Beharrlichkeit prägte ſich in dieſen ſcharfumgrenzten, feſtgeſchloſſenen Lippen aus, drückte ſich auf die felſige Stirn und ſchimmerte aus dem tiefbohrenden Blicke. Man würde einen Eid geſchworen haben, daß niemals ein Lächeln über dieſes Angeſicht hingeſchwebt ſei. Selbſt der Anblick eines Mannes, der ſo entſchieden ſeiner Partei zugehörte, völlig die gleichen Beſtrebungen mit ihm verfolgte, und der da kam, um ſein eigenes eifriges Thun zu unterſtützen, entlockte ihm auch nicht die leiſeſte Andeutung des Wohlwollens bei der Begrüßung. Er winkte dem Pater nur Platz zu nehmen, ſetzte ſich ihm gegenüber, nahm den Brief, den ihm Thyßka überreichte, ſtumm entgegen, murmelte, indem er ihn erbrach, nur die Worte: „Von Lamormain!“ und las ſtarr, unbeweglich. Nur einmal wurde das bleiche Geſicht noch bleicher, als ob ein fahler Blitz ſeinen Schein darauf geworfen hätte; doch es war wie ein einziges Zucken, und dann lagerte ſich wieder die alte Todtenbläſſe auf Wangen und Stirn.

„Ich freue mich, Euch hier zu ſehen, Pater Thyßka“, ſagte er tonlos, nachdem er den Brief mit ſchärfſter Aufmerkſamkeit bis zu Ende geleſen; „wir werden alſo gemein-

ſchaftlich arbeiten. Ihr kennt die hieſigen Verhältniſſe bereits?"

Thyßka erwiderte, indem er die Mittheilungen, welche ihm Lamormain mündlich gemacht hatte, in der Kürze wiederholte.

„Pater Euſebius, ein gewichtiger Mann, ein ſehr gewichtiger Mann", nahm Martiniz nach einigem Schweigen das Wort; „nicht minder der Hofkaplan, Doctor Klesheim. Se. Hochwürden haben Euch an die rechte Stelle verwieſen, Pater Thyßka."

„Ich möchte Euch wol fragen, Herr Obriſtburggraf", begann Thyßka, da Martiniz nach dieſen wenigen Worten wiederum ſchwieg, „ob Ihr glaubt, daß dieſe beiden würdigen Herren unſere Meinung theilen werden."

Martiniz wiegte den Kopf mit einem lang gezogenen „Hm! — Wenn ſie unſere Anſicht ſo ohne weiteres theilten, wäre es nicht nöthig, Pater Thyßka, ſich beſonders mit ihnen zu verſtändigen. Es kommt nur darauf an, ob ...."

Er machte eine Pauſe. Thyßka ſah ihn fragend an. Abzuleſen war aber dieſem finſtren verknöcherten Angeſichte nichts.

„Ihr habt ein Bedenken, gnädigſter Herr?" fragte der Pater nach einigen Augenblicken.

„Ich glaube, Pater Thyßka, daß die Herren, wenn ſie auch Eines und Daſſelbe mit uns wollen, es doch gern ſehen würden, wenn wir uns einige Mühe um ſie gäben!"

„Gewiß, gewiß!" antwortete Thyßka. „Man wird ihnen zeigen müſſen, daß man das größte Gewicht auf ihre Meinung legt."

„Wie weit habt Ihr Vollmacht zu gehen?" fragte Martiniz trocken.

Thyßka ſah ihn zweifelhaft an.

„Mit Einem Wort, wie hoch habt Ihr das Gewicht ihrer Stimmung abzuſchätzen?“

„In Wahrheit, ich habe keine Inſtructionen der Art erhalten“, antwortete Thyßka gemeſſen.

„So hätte ſich der ehrwürdige Pater Lamormain dieſe Wege ſelbſt vorbehalten? Denn ich kenne ſein Geſchick im Unterhandeln zu lange, um anzunehmen, daß er die Pfade, die zuletzt doch allein mit Sicherheit zum Ziele führen, nicht einſchlagen werde. Ich rathe Euch denn, Pater Thyßka, daß Ihr Euch darüber Gewißheit verſchafft.“

„Sollte die Klarheit der Vortheile, welche in der Ausführung unſerer Abſichten liegt, nicht hinreichend ſein, dieſe Herren zu beſtimmen?“ fragte Thyßka.

Martiniz wiegte wiederum den Kopf und ließ jenen ſummenden Ton hören, durch den er ſeine Zweifel auszudrücken pflegte. „Klarheit der Vortheile?“ hub er endlich an. „Wenn ſie ſo klar ſind, weshalb ſich ſoviel Mühe geben, die Herren davon zu überzeugen? Würde ſie dann der Herzog Maximilian nicht auch ſehen? Für unſere Zwecke iſt die Wahl unſeres gnädigſten Herrn zum deutſchen Kaiſer unbedingt die vortheilhafteſte. Könnten aber nicht dem Herzog Maximilian andre Ziele vorſchweben? Oder könnte es nicht in den Vortheilen ſeiner Rathgeber liegen, ihm andre als vortheilhafter zu ſchildern? Ich rathe Euch, das wohl zu überlegen, Pater Thyßka. Wer am höchſten bietet, kauft am ſicherſten. Das iſt ein unumſtößlicher Satz; Ihr ſolltet ihn auch kennen, meine ich!“

„Kennen, aber nicht Jeglichem bekennen“, dachte Thyßka und ſchwieg. Da aber auch Martiniz ihn nur forſchend anſah, ohne weiter zu ſprechen, nahm er das

Wort wieder auf: „Ich denke, Herr Obriſtburggraf, in gewiſſer Beziehung muß dieſer Satz auch überall gelten. Es kommt nur darauf an, was Jedem als das höchſte Gebot erſcheint! Freilich, den Einen lockt Ehre, den Andern Gold, den Dritten irdiſche Macht. ... Viele aber erwärmen ſich auch für eine große, heilige Sache, und Dieſe, denke ich, werden durch die richtigſte Förderung derſelben gewonnen!“

Martiniz warf nur ſein „Hm!“ dazwiſchen.

„Was den Herrn Pater Euſebius und den Herrn Hofkaplan angeht ....“, hub Thyßka wieder an.

„So werdet Ihr, würdiger Vater“, unterbrach ihn Martiniz raſch, „ohne Zweifel ſehr ſchnell den Grund und Boden zu erkennen wiſſen, auf dem ſie ſtehen. — Dieſe werden aber nicht die Einzigen ſein, die wichtig für unſere Zwecke ſind und auf die Ihr Einfluß zu gewinnen ſuchen müßtet.“

„Auf dem weltlichen Gebiet“, antwortete Thyßka, „kann unſere Sache in keiner beſſern Hand ruhen als in der Eurigen, gnädigſter Herr.“

„Ihr irrt. Es gibt hier ſo Manchen, der nicht dem geiſtlichen Stande angehört, auf den Ihr jedoch vielleicht mehr einwirken könnt als ich. Jedenfalls verrichten zwei Hände mehr Arbeit als eine. Soeben verließ mich ein Mann ....“

„Der Graf von Tilly?“ fragte Thyßka etwas eilfertig dazwiſchen.

„Ihr kennt ihn?“

„Er wurde mir von Euren Leuten genannt, da ich ihm an der Hausthür begegnete“, antwortete Thyßka.

„Er iſt ein Mann, von dem Vieles abhängt, aber auf den Ihr viel mehr Einfluß haben werdet als ich. In Allem

was er als Soldat zu thun hat, ſieht und handelt er ſelbſt, fragt Niemand. Allein wer und was in Glaubensſachen am förderlichſten ſein möchte, darüber nimmt er Rath an, und mehr von Euch als von mir. Mit Einem Wort: hat er einmal den Degen gezogen, ſo weiß er, wie er ihn brauchen ſoll; aber es iſt mit ihm darüber zu reden, für wen und für was er ihn ziehen muß."

„Ich habe ihn mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachtet; ein Mann, der ein Fels der Kirche zu ſein verheißt!"

„Ein Schwert derſelben genügt. — Ich will Euch näher mit ihm bekannt machen, Pater Thyßka."

Thyßka verbeugte ſich dankend.

„Es wird gerade heut glückliche Gelegenheit dazu ſein, und zu mancher andern Bekanntſchaft. Für dieſen Abend iſt ganz plötzlich, mir ſelbſt höchſt überraſchend, großer Empfang bei Sr. Hoheit dem Herzog Maximilian angeſagt. Ich werde mich ſogleich zum Obermarſchall begeben und es einleiten, daß Ihr noch heut nach der Vorſchrift des Ceremoniells eingeführt werdet und für den Abend die Einladung erhaltet. Dort werdet Ihr faſt alle Männer beiſammen treffen, die von Einfluß in unſerer Sache ſind. Ich will ſtets an Eurer Seite ſein und Euch die Pforten öffnen; wie Ihr Euch dann in den Irrgängen, zu denen ſie führen, zurecht findet, das ſei Eure Sache, Pater Thyßka!"

„O", erwiderte dieſer ſich verneigend, „durch Eure gräflichen Gnaden eingeführt und berathen, hoffe ich die rechten Wege zu finden."

„Ich will es wünſchen. — Wo ſeid Ihr abgeſtiegen, Pater Thyßka?"

„Im Sanct-Aegidiuskloſter."

„Dort hole ich Euch um Mittag ab, zum Obermarſchall.

Allein vergeßt nicht die goldene Regel mitzuführen, die ich Euch vorhin gab!“

Thyßka lächelte. „Gewiß nicht!“

Martiniz hatte die ganze Unterredung mit unbeweglich ſtarren Zügen geführt, bis auf jenes eine, blitzähnliche Zucken, das ſie beim Leſen des Briefes überflog. Sonſt bewahrten der ernſte Widerſpruch, die vorſichtige Zurückhaltung, die freiere Eröffnung, ſelbſt die halb ſcherzende Hindeutung dieſelben ſtarren Linien; nur daß das eintönige Schattendunkel ſich zuweilen noch tiefer darauf lagerte. Er ſchien, da er ſich auf ſeinem Seſſel nicht bewegte, noch nicht abbrechen, ſondern auf einen andern Gegenſtand übergehen zu wollen. So entſtand eine längere Pauſe. Wie zufällig bewegte er die Hand über die Bruſt in das halb aufgeknöpfte Kleid, wohin er den Brief geſteckt hatte. Er ſchien ihn unwillkürlich berührt zu haben und dadurch an etwas darin Enthaltenes erinnert zu werden; denn derſelbe unheimliche Anflug von ſtärkerem Erblaſſen ſeines bleichen Geſichts wiederholte ſich.

„Ihr ſeid lange nicht in Böhmen geweſen?“ fragte er, und in ſeinen zuſammengezogenen Lippen drückte ſich eine gewaltſam verhaltene Leidenſchaft aus.

Thyßka erwähnte kurz ſeiner letzten Anweſenheit dort.

„Thurn hat Euch ſeitdem vor Wien beſucht“, warf Martiniz mit regungsloſer Stirn hin.

„Allein nicht in Wien!“ war Thyßka's Antwort.

„Ich denke ihm in Prag den Gegenbeſuch zu machen!“ klang es mit dumpfer Schwere von des Grafen Lippe, wie Erzſtufen, die mit ſchwerem gedämpften Fall in die Tiefe ſchollern.

„Der Weg nach Prag führt über Frankfurt, denke ich“, entgegnete Thyßka gewandt.

„So iſt's!“ antwortete der Graf und ſtand auf.

Thyßka empfand, daß er jetzt abbrechen müſſe. Er verbeugte ſich und ging.

In dem Augenblicke, wo ſich die Thür hinter ihm ſchloß, war es, als ob Martiniz durch eine elektriſche Gewalt aus ſeiner eiſigen Erſtarrung emporgeriſſen werde. Aus einem Erzbild wurde er zu einem blutloſen Dämon, dem jeder bleiche Muskel, jeder Nerv von krampfhafter Lebenskraft zuckte. Er riß den Brief aus dem Buſen, that, darauf hinſtarrend, einige heftige unwillkürliche Schritte, und blieb dann plötzlich wieder, wie mit zum Schwur gehobener Hand ſtehen. „Und wenn ich das Tauſendjährige Reich überlebe“, murmelte er dumpf, „meine Rache ſoll nicht erkalten! Ich will dir meine Schuld zurückzahlen, Thurn, und wäre der Wechſel auf den Jüngſten Tag geſtellt! Du haſt mich geſtürzt und biſt auf ſtolzen Gipfel geſtiegen; doch ſei auf deiner Hut! Bis vor die Mauern Wiens geleitete dich das tückiſche Glück, nicht hinein! Es hat ſich von dir gewandt. Jetzt naht der Tag der Vergeltung! Wehe dir! Wehe euch Allen, wenn wir vor Prag ſtehen, wie ihr vor Wien ſtandet. Dreimal Wehe, wenn mein Fuß wieder in die fluchbeladene Stadt dringt!“ — — Seine Lippe bebte; ſein Auge rollte unter dem Marmorfels ſeiner Stirn. Immer haſtiger ging er auf und nieder. „Ihr habt mich häuptlings aus dem Fenſter geſtürzt, wie den verächtlichſten Miſſethäter! Aber der Engel des Herrn überwachte mein Haupt! Borzita von Martiniz hat als Kärrner auf der Landſtraße die Peitſche geführt, — mit dem niedrigſten Geſindel auf ekler Streu gelegen, im Kehricht und Ungeziefer! — Gibt euch der Herr in meine Hand, ſo ſoll .... Nur Geduld!“ ſagte er leiſe aufathmend, „am Ziel eurer Tage ſteht der Rabenſtein! — Der Henker zerbreche mein Ritterſchwert,

wenn ſein Henkerſchwert nicht euer Haupt trifft! Und deines vor allem, der du die Saat der Frevel geſtreut!“

Es pochte leiſe.

Mit der gewaltigen Willenskraft, die er beſaß, war ſeine düſtre Glut im nämlichen Augenblicke wieder in Eis verwandelt.

„Herein“, rief er im Ton der völligſten Ruhe und wandte der Thür ein Angeſicht zu, in welchem dem ſchärfſten Beobachter auch nicht eine leiſe Linie die innere furchtbare Wallung ſeiner Seele verrathen hätte.

Es war der Kammerdiener, welcher eintrat.

„Was gibt's, Harneck?“ fragte ihn Martiniz im gleichgültigſten Tone.

„Der Hofſchneider mit dem neuen geſtickten Kleide für Ew. Gnaden iſt da.“

„Endlich! Es war die höchſte Zeit!“

„Befehlen Ew. Gnaden, daß er eintrete?“

„Folge mir mit ihm in mein Ankleidezimmer. Wir wollen das Kleid ſogleich verſuchen. Es könnte ſein, daß noch etwas abzuändern wäre für heut Abend.“

Mit dieſen Worten verließ er das Gemach, und Harneck ging, um ihm den Meiſter mit dem neuen goldgeſtickten Hofkleide nachzuführen.

Sechstes Capitel.

Zum Abend um acht Uhr war der große Empfang bei Hofe im Schloſſe zu München angeſagt. Es war dies ein ganz außergewöhnliches Ereigniß und erregte allgemeines Staunen. Denn einmal fanden um dieſe Jahreszeit, im Auguſt, niemals Hoffeſte in der Reſidenz ſtatt, weil der Herzog Maximilian den Sommer ſtets auf einem ſeiner Schlöſſer außerhalb der Stadt zubrachte, und bis vor zwei Tagen ſogar noch in Oberbaiern gewohnt und der Gebirgsjagd eifrig obgelegen hatte. Zweitens fiel die Stunde auf, da ſonſt ſechs Uhr die gewöhnliche für Abendfeſte bei Hofe war. Endlich erregten auch die ſonſtigen Voranſtalten Verwunderung, denn es waren nicht nur die gebräuchlichen Feſträume, ſondern das ganze Schloß dazu in Anſpruch genommen und ſo feſtlich hergerichtet als möglich; auch hatte der Obermarſchall Graf Rechberg, weit über die eigentliche Hofgeſellſchaft hinaus, Einladungen ergehen laſſen an die Mitglieder der ſtädtiſchen Verwaltung und die Angeſehenſten der Kaufleute und ſonſtigen Bürgerſchaft. Alles ſollte, ſo hatte der Herzog befohlen, mit der höchſten Pracht eingerichtet werden, ſodaß man mit Recht ein Feſt erwartete, wie es München ſeit Jahren nicht geſehen. Doch Niemand kannte die Urſache dieſer außerordentlichen Veranſtaltung, und deshalb waren Spannung und Staunen um ſo größer und die vielfachſten Vermuthungen wechſelten.

Um zwölf Uhr fuhr Martiniz mit Thyßka bei dem Obermarſchall vor. Dieſer empfing den Gaſt mit einer Auszeichnung, wie ſie nur ein Geiſtlicher erſten Ranges hätte

erwarten dürfen. Er bedaure nur, äußerte der Graf Rechberg, daß die augenblicklichen dringenden Geſchäfte ihn jetzt eben hinderten, dem hochwürdigen Herrn, der mit Aufträgen eines ſo berühmten und verehrten Mitgliedes der Kirche, wie der Beichtvater Sr. Majeſtät des Königs von Ungarn und Böhmen, in München erſcheine, ſelbſt ſeine Zeit und Dienſte zu widmen. Thyßka hatte indeſſen von dieſen Aufträgen nur diejenigen berührt, die er bereits in Ingolſtadt auszuführen begonnen hatte. Sein Geſchick für weltliche Händel kam ihm dabei vorzüglich zu Statten, denn er wußte ſich ſo geläufig und mit ſo klarer Sachkenntniß darüber auszulaſſen, daß der Obermarſchall ihm die Artigkeit ſagte: er würde ihn für einen berühmten Rechtsgelehrten gehalten haben, wenn die geiſtliche Tracht ihn nicht eines Andern belehrt hätte. — Der Beſuch währte übrigens nur ganz kurze Zeit, da der Graf zu bedrängt mit Geſchäften war.

Martiniz war durch den Empfang, den der Pater erfahren, und durch die Geſchicklichkeit, womit er demſelben entſprochen, gewiſſermaßen ſtolz auf ihn geworden. Er fühlte ſich dadurch verpflichtet, ſich ſeiner eifriger anzunehmen, als er es dieſen Morgen im Sinne hatte, und erbot ſich ſogleich ihn auch ſelbſt beim Pater Euſebius und Doctor Klesheim einzuführen. Zugleich knüpfte er daran eine Einladung zu dem heutigen Mittag. Das erſte nahm Thyßka mit Dank an; in Betreff der Einladung aber entſchuldigte er ſich. Er ſei durch die lange Reiſe ſchon allzu häufig in ſeinen geiſtlichen Pflichten und Obſervanzen unterbrochen worden, und fühle ſich daher gedrungen, ſowol den Andachtsübungen in dem Kloſter, wo er Gaſtfreundſchaft empfangen, beizuwohnen, als auch das brüderliche Mahl der Kloſterbewohner zu theilen.

Neben dieſen geiſtlichen Pflichten, welche Thyßka anführte, waltete aber noch ein anderer Grund ob, weshalb er des

Grafen Einladung ablehnte. Er fühlte ſich durch deſſen Nähe wie gelähmt, das Eis ſeines Weſens ließ auch ihn innerlich gefrieren. Anfangs war er ſich deſſen nicht ſogleich bewußt geworden; wie aber eine erkältende Temperatur allmälig ihre Herrſchaft übt, ſo hatte jetzt das längere Beiſammenſein mit Martiniz dieſe Folge für Thyßka gehabt. Er war beharrlich, zäh, arbeitete unabläſſig ſeinem Ziele entgegen, aber er that es mit einer innern Regſamkeit; es war ihm Bedürfniß, vielſeitige Thätigkeiten dabei in raſchen Gang zu ſetzen. Daher ſchmiegte er ſich leicht der unerſchöpflichen Gewandtheit Lamormain's an, und folgte den tauſend Krümmungen ſeiner labyrinthiſchen Wege, wenn er auch, gleichfalls mit einem hohen Grade liſtiger Gewandtheit begabt, auf der äußerſten Hut dabei war. Allein mit Martiniz konnte er wol das nämliche Ziel, aber nicht den gleichen Weg haben. Thyßka hatte die Weiſe, ſich wie ein umſpinnendes, leicht biegſames Schlingkraut dem Gipfel zu nähern, jeden Augenblick mit neuen Ranken aufzuklimmen, jede Schärfe wie jede Glätte geſchickt zu umgehen, immer aber mit neuer lebendiger Kraft aufzuſtreben. Martiniz dagegen drang ſeinem Zwecke zu wie ein nagendes Gift, das ſich in die feinſten Faſern des Stoffs einſaugt, und ſtill ſchleichend, ſchauerlich, in unaufhaltſamer Zerſtörung weiter frißt, bis es das innerſte Herz des Lebens erreicht hat. Er glich einem kalten Schwammgewächs, das, eine träge, todte Maſſe, täglich unverrückbar Daſſelbe zu ſein ſcheint, und doch in jeder Secunde weiter und weiter greift, bis es den mächtigen Stamm in ſeiner beklemmenden Umarmung erſtickt hat. Wer ihn als Gegner erkannte, mußte die Wirkung ſeiner verſteinernden Natur mit verdoppeltem Grauen empfinden; unberührt davon blieb aber Niemand, ſelbſt nicht ſeine Freunde. So Thyßka; deshalb ſuchte er aus Martiniz'

Sphäre zu kommen, und er hätte auch ſeiner Begleitung zu Euſebius und Klesheim lieber entſagt, doch war ſie nicht abzulehnen.

Sie fuhren zunächſt bei dem Pater Euſebius, des Herzogs Beichtvater, vor, der ganz in der Nähe in dem zur Theatinerkirche gehörigen geiſtlichen Gebäude wohnte. Er war nicht zu Haus. Thyßka war nicht unzufrieden damit.

Der Hofkaplan Doctor Klesheim hatte eigentlich ſeine Wohnung im Schloſſe ſelbſt. Doch in der Sommerzeit bewohnte er ein kleines Landhaus, das an dem Saum des zum Schloſſe gehörigen, damals weit ausgedehnten Parks, von welchem ſpäter ein Theil zum Hofgarten umgeſtaltet wurde, lag. Die Entfernung betrug eine kleine halbe Stunde von der Stadt.

„Ihr werdet in dem Hofkaplan einen freundlichen, aber ſehr ſchlauen Mann finden, würdiger Pater Thyßka", begann Martiniz während der Fahrt durch den Park; „er wird Euch zu jedem Wort Ja ſagen, in jeder Anſicht beiſtimmen. Doch hütet Euch, die Worte ſchon für Thaten zu nehmen."

„Ich danke Euch, gnädigſter Herr, für dieſe Warnung", erwiderte Thyßka; „ich werde des Wahlſpruchs meines alten Lehrers wohleingedenk ſein: Verbum ventus, factum rupes — Wort iſt Wind, That iſt Fels!"

„Der Kaplan hat Liebhabereien", fuhr Martiniz aus einer ganz andern Richtung fort, als habe er Pater Thyßka's Entgegnung, der nicht ganz unzufrieden mit ſeiner Antwort war, ſondern ſich auf die treffende Nutzanwendung des lateiniſchen Wortes etwas zu Gute that, gar nicht gehört. „Er iſt ein Bücherſammler."

„Das gibt vielleicht einen glücklichen Anknüpfungspunkt,

um ſeine Gunſt zu gewinnen", antwortete Thyßka verſtehend.

„Gewiß", erwiderte der Graf. „Laßt ihn nicht unbenutzt."

„Ich bin nicht ganz ohne Kenntniß in dieſem Fach", bemerkte Thyßka, „das wird mir zu Statten kommen."

„In andern Dingen iſt der Kaplan ſehr einfach. Ich glaube nicht, daß ihn irgend etwas ſo leicht locken würde", fuhr Martiniz belehrend fort, wiederum ohne auf des Paters Antwort einzugehen. „Es thut auch nichts; es reicht hin, wenn Jemand an einem Seile zu führen iſt."

„Zumal wenn man ihn dahin führen möchte, wohin er ſelbſt gern geht oder gehen ſollte", war die Antwort Thyßka's.

Martiniz machte eine geringſchätzige Bewegung des Mundes, als wolle er ſagen: „Darauf kommt nichts an", erwiderte aber nichts.

Der Pater ſah ſich durch dieſes Schweigen veranlaßt zu ſagen: „Meint Ihr nicht auch, gnädigſter Herr, daß der Herr Hofkaplan mit uns das gleiche Ziel haben muß?"

„Wer da merkt, daß Ihr ihn einen Weg ſchicken wollt, bringt ihn Euch in Rechnung, wenn er ihn auch von freien Stücken gegangen wäre!" erwiderte der Graf.

„So ſeid Ihr der Anſicht, gnädigſter Herr, daß ich unſere Wünſche nicht zu klar andeuten dürfe?" fragte Thyßka mit beſcheidenem Ton.

Martiniz ſchüttelte das Haupt. „Sie wiſſen hier Alle, was wir wollen müſſen!"

„Allerdings", pflichtete Thyßka bei, „wir können ja gar nicht anders wollen; ſie aber, dächte ich, auch nicht!"

„Ihr irrt! Es iſt gar nicht ſo ſicher, daß ſie den Vor-

theil erkennen ſollten, der für den Herzog darin liegt, ſich mit der zweiten Stellung zu genügen und die erſte unſerm Herrn einzuräumen. Es iſt alſo nothwendig, daß Jeder, der uns hülfreich ſein ſoll, eigenen Vortheil finde bei Dem, was wir wollen."

„Gewiß, gewiß", beſtätigte Thyßka. „Ich werde Beides im Auge halten, das Heil des Ganzen darthun, und zeigen, wie Jedem, der uns zum Ziele hilft, ein eigenes erwünſchtes Ziel gewiß iſt!"

„Wofür Ihr Bürgſchaften geben müßt, denn Worte ... wie war Euer Spruch?"

„Worte Wind, Thaten Fels", wiederholte Thyßka lächelnd.

„So iſt's!" bekräftigte Martiniz und nickte mit regungsloſem Antlitz.

Sie hielten an der Wohnung des Hofkaplans. Es war in der Mittagsſtunde. Die Sonne ſchien hell auf die Vorderſeite des kleinen Hauſes, deſſen Fenſter ſämmtlich durch gegitterte Sommerladen geſchloſſen waren.

Es war Alles ſo ſtill umher, als ſei das Haus ganz unbewohnt. Die Angekommenen ſtiegen aus dem Wagen und gingen durch den kleinen Vorgarten bis zur Hausthür, ohne daß ihnen Jemand entgegengetreten wäre. So mußten ſie ſich durch den Hausklopfer, den Martiniz faßte, anmelden. Der Klang tönte ſchallend durchs Haus, ſchien aber doch nicht bemerkt zu werden.

„Iſt das Haus ausgeſtorben?" fragte Martiniz.

„Unſicher muß ſich der Herr Kaplan in dieſer Wohnung nicht fühlen", bemerkte Thyßka lächelnd, „denn er überläßt das Haus ziemlich ſich ſelbſt. — Doch da höre ich ein Geräuſch!"

Er lauſchte.

Es näherten ſich bequeme Schritte auf weichen Sohlen von innen der Hausthür. Sie öffnete ſich und der Kaplan ſelbſt ſtand, im weiten braunen Hausgewande, mit ſchwarzem Käppchen bedeckt, in der Pforte. Eine Feder ſteckte hinter ſeinem Ohr. Er ſah den Beſuch verwundert, aber nicht unfreundlich an; den Grafen ſchien er nicht zu kennen oder zu erkennen; doch da er an Thyßka die geiſtliche Tracht, alſo einen Amtsbruder in ihm ſah, ging er dieſem entgegen und redete ihn mit den Worten an: „Seid willkommen, mein Bruder in Chriſto; was führt Euch in meine ländliche Einſamkeit? — Und wen begrüße ich in Euch?“ wandte er ſich zu Martiniz.

„Ew. Hochwürden erkennt mich nicht, wie es ſcheint“, nahm dieſer das Wort: „Obriſtburggraf von Martiniz.“

„Ei, Herr Obriſtburggraf!“ rief der Kaplan überraſcht aus und bot ihm die Hand, „Euer Beſuch iſt mir ſo unvermuthet, daß ich Euch in der That nicht erkannte. Meine Kurzſichtigkeit iſt ſchuld. Ich habe Euch nur am Hofe bei Kerzenſchein geſehen, und da haften mir die Eindrücke zu unbeſtimmt. Ich bitte, tretet näher. — Entſchuldigt nur, ich bin ganz allein im Hauſe und mußte daher mein eigener Pförtner ſein!“

Martiniz ſtellte nach einigen höflichen Gegenworten den Pater Thyßka vor, und bezeichnete ihn als einen von Lamormain Beauftragten.

Bei dieſem Namen ging in den Zügen des Kaplans eine unverkennbare Veränderung vor; ſie drückte Erſtaunen und Ehrfurcht aus. „Doppelt willkommen denn, theurer Bruder, wenn Ihr von dem hochwürdigen Pater Lamormain, von dieſem gelehrten, geiſtvollen Haupt in unſerer Kirche, geſandt ſeid! Wie iſt ſein Befinden? Bietet ſein unermüdeter und unerſchöpflicher Geiſt, die nie erlahmende

Kraft ſeines Willens noch immer dem kränklichen Körper ſiegreich Trotz? — O ich bitte, erzählt mir von ihm! Wir müſſen uns recht aus der Seele über ihn beſprechen!“

Martiniz war nicht geſtimmt, auf eine, wie er jetzt vermuthete, ausgedehnte und wenigſtens wortreiche, müßig geſellige Unterhaltung einzugehen. Alle Reize eines harmloſen Verkehrs glitten an dem Stahlpanzer ſeiner Geſinnung ab. Sehr zu Thyßka's Zufriedenheit ſagte er daher: „Mich bitte ich zu entſchuldigen, Herr Kaplan. Meine Pflicht, den Herrn Pater bei Ew. Hochwürden einzuführen, habe ich erfüllt. Jetzt nöthigen mich andere wichtige Obliegenheiten zur Stadt zurückzukehren. Mein Wagen ſoll aber ſogleich wieder zu Euren Dienſten ſtehen, Pater Thyßka, um Euch zurückzuführen!“

Trotz der höflich bedauernden Worte des Kaplans blieb Martiniz bei ſeinem Entſchluſſe, nahm Abſchied und fuhr zurück.

Der Hofkaplan führte Thyßka in ſein Arbeitszimmer.

„Ihr habt hier“, begann dieſer mit einem Blick auf das Geſtell mit Büchern, welches rings um die Wände lief, „eine ſchöne Bibliothek, verehrter Bruder in Chriſto. Auch ich bin ein großer Bücherfreund und beſitze manchen ſeltenen Schatz. Oder vielmehr, ich beſaß ihn!“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Wie das, werther Bruder?“

„Ich war unſerer Brüderſchaft in Prag angeſchloſſen, als dort der unglückſelige Aufſtand ausbrach. Außer der Bibliothek des Collegiums, die mir zu Gebote ſtand und die ich lange Zeit verwaltet habe, beſaß ich dort auch vieles Eigene an Büchern und ſeltenen Manuſcripten. Das iſt nun in die Hand der Aufrührer gefallen!“

Der Kaplan drückte ſein Bedauern aus. „Und ſind

Euch dieſe Gegenſtände für immer verloren?“ fragte er. „Sind ſie vernichtet?“

„Das will ich nicht hoffen, nicht fürchten vielmehr“, verſetzte Thyßka. — „Es mag Euch befremden“, fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, „daß ich von meinem eigenen Beſitz ſpreche, da wir Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu keinen Privatbeſitz haben, allein ....“

„O ich verſtehe“, fiel der Kaplan ihm ins Wort. „Geld und Gut freilich beſitzt der Einzelne nicht. Aber Jeder hat irgend etwas und darf es haben, was ihm perſönlich angehört; ſonſt wäre ja auch ein Andenken von einem Freunde etwas Verbotenes! Bücher, Schriften ſind ein Eigenthum ....“

„Das ich nur für mich ſammelte, und das dennoch immer dereinſt dem Orden zugefallen wäre“, fiel Thyßka ein, „ſo wie es ſchon jetzt als Beſitzthum deſſelben von unſern Feinden betrachtet worden und mir ſo verloren gegangen iſt! — — Wer aber wollte nicht ſein einzelnes Unglück leicht verſchmerzen, wenn nur das Heil des Ganzen nicht ſo erſchüttert würde! Gewiß, theurer Bruder in Chriſto, nagen dieſe Zuſtände unſerer heiligen Kirche auch Euch am Herzen!“

„Wie könnte es anders ſein!“ antwortete der Kaplan. „Gott beſſre es!“

„Ich denke“, hub Thyßka vertraulich an, „Gott wird uns ſeinen Beiſtand nicht verſagen, wenn wir Menſchen nur ſelbſt mit unſerer ſchwachen Kraft beginnen und auf ſeine Hülfe vertrauen!“

„Wohl, wohl, beſter Bruder!“

„Nun ſeht, mein theurer Bruder, zu dieſem Zweck hauptſächlich bin ich hierher gekommen. Ich bin freilich nur ein geringes Werkzeug, ein ſchwacher Arm; allein die

Weisheit des Herrn bedient ſich ja oft der unſcheinbaren Hand, um Großes zu vollführen. Vollführen zu helfen, will ich ſagen", ſetzte er raſch hinzu. „In Euch aber, würdigſter Bruder, hätte die Kirche einen mächtigen Helfer, wenn Ihr derſelben Eure Kräfte leihen wolltet!"

„Ihr ſcherzt, theurer Bruder; mein Arm iſt wol ſchwächer als der Eure!"

„O mit nichten!" ſagte Thyßka. Er begann jetzt mit Geſchick und ſteigendem Eifer dem Kaplan die Lage der Wahlverhältniſſe nach der Anſicht Lamormain's darzuſtellen.

Klesheim hörte, je länger und feuriger der Pater ſprach, um ſo aufmerkſamer zu. Sein heiter gemüthliches Geſicht wurde immer ernſter.

Thyßka hielt es jedoch nicht für gut, ſchon jetzt mit perſönlichen Vortheilen und Verſprechungen dem Kaplan die Sache hervorzuheben, ſondern wollte erſt abwarten, wie ſie durch ſich ſelbſt auf ihn wirken würde. Nachdem er Alles, was dafür ſprach, vollſtändig entwickelt zu haben glaubte und der Kaplan ihn mit keiner Sylbe unterbrochen hatte, aber immer ernſter und beſtimmter geworden zu ſein ſchien, ſagte er zu demſelben:

„Nun, theurer Bruder, ich habe Euch offen mein ganzes Herz ausgeſchüttet. Eröffnet mir nun, ich bitte Euch, ebenſo ohne Rückhalt Eure Meinung."

„Das will ich", antwortete der Kaplan mit einer Entſchiedenheit, die ein ganz anderes Weſen in ihm erſcheinen ließ als das der geſelligen Freundlichkeit, welches er bis dahin gehabt. „In jedem wichtigen Geſchäft, und es ſcheint wir haben hier eines zuſammen, muß Alles klar hingeſtellt ſein. Denn es handelt ſich dabei nicht um Worte, ſondern um Thaten und Dinge."

Thyßka mußte innerlich lächeln bei dieſem Eingange, und ſeines lateiniſchen Sprichworts gedenken.

„Jeder“, fuhr der Kaplan fort, „muß beſtimmt wiſſen, was er dabei gibt und empfängt. Alſo mit klarem Wort: Was wollt Ihr von mir, und was habe ich von Euch zu erwarten? — — Der König Ferdinand wirbt um die Kaiſerkrone; er hat nur einen gefährlichen Nebenbuhler, das iſt unſer Herzog. Er wünſcht, daß dieſer nicht mit ihm in die Schranken trete. Ihr habt mir entwickelt, daß darin große Vortheile für meinen Fürſten liegen ſollen.“

„Die Kaiſerkrone iſt eine ſchwere, ſorgenvolle Laſt!“

„Unbedenklich. Aber iſt ſie das für den König Ferdinand etwa nicht?“

„Nicht in dem Grade; denn ....“

„Verzeiht“, unterbrach Klesheim, „in dem nämlichen, wenn mein Herzog ſo der Gegner des Königs ſein will, wie dieſer der Gegner meines Herzogs zu ſein droht, falls dem die Kaiſerkrone zufiele.“

„Nein, beim Himmel, er droht nicht; wir meinen nur ....“

„Daß es vortheilhafter für König Ferdinand iſt, wenn man ihm das Feld allein läßt“, antwortete Klesheim ſcharf lächelnd.

Thyßka ſchwieg etwas empfindlich.

„Ich habe Euch ausſprechen laſſen, theurer Bruder“, nahm Klesheim das Wort wieder auf, „geſtattet mir das nun auch. — Wenn ich als Diener der Kirche rede, ſo glaube ich, daß mein Herzog ebenſo eifrig das Heil derſelben fördern würde als König Ferdinand. Wenn ich ſagen ſollte, wer von Beiden in ſonſtigen Dingen dem Reich nützlicher ſein würde, ſo möchte ich das nicht entſcheiden, glaube aber doch, daß an Einſicht und Thatkraft

unſer Herzog Keinem nachſteht. Fiele alſo die Wahl der Fürſten auf ihn, ſo würde das Reich wohl berathen ſein, falls König Ferdinand ſich ihm ſo fügſam unterordnete, als dieſer es von unſerm Herzog hofft, wenn ihm ſelbſt, Eurem Herrn, die Kaiſerkrone zu Theil wird. Aber — verzeiht wenn ich ganz aufrichtig bin — ich zweifle, daß der König Ferdinand geneigt iſt, dem Herzog Maximilian von Baiern ſo zu gehorſamen, wie er es von ihm verlangen würde. Das würde dann freilich große Spaltungen, Kämpfe, Sorgen geben!"

„Das Haus Habsburg ....", unterbrach Thyßka.

„Laßt mich ausreden, theurer Bruder, wie ich Euch zu Ende reden ließ", fuhr Klesheim lebhaft fort. „Ich weiß was Ihr ſagen wollt. Das Haus Habsburg iſt von alters her gewohnt, die Kaiſerkrone zu tragen; und weil es ſo oft dieſen Vorzug genoſſen hat, möchte es ihn für immer behalten und in ein unangreifbares Recht verwandeln."

Thyßka biß ſich auf die Lippe.

„Ihr ſeht, theurer Bruder, wir ſind nicht blind über die Lage der Dinge. Wenn wir euch alſo entgegenkommen, geſchieht es nicht, weil wir nicht wüßten, was euch treibt und drängt, ſondern weil wir zu Nutz und Frommen des ganzen Reichs handeln wollen, falls man unſere Opfer auch als ſolche anerkennt. — Ihr habt Vortheile, die dem herzoglichen Hauſe erwachſen könnten, angedeutet. Gebt Gewähr dafür, und ich will, was mir an Einfluß auf meinen Herrn zu Gebote ſteht, in dem Sinne verwenden, wie es Eures Herrn Wunſch iſt. Ich fordere nichts; bietet Ihr, und — gebt Bürgſchaft!" Der Kaplan machte dabei eine ſchlau lächelnde Miene.

„So weit geht meine Vollmacht nicht", antwortete Thyßka halb verlegen.

„Das weiß ich, theurer Bruder; Eure Vollmacht reicht nicht ſo weit als des hochwürdigen Paters Lamormain Macht. Berichtet ihm alſo in dieſem Sinne.“ — Klesheim behielt ſein Lächeln bei.

Thyßka ſchwieg und überlegte.

Der Kaplan ſchien ſich an ſeiner Unſicherheit zu weiden, und fuhr, ſeiner Sache völlig gewiß, faſt ſatiriſch fort: „Ich rathe Euch, theurer Bruder, verzögert die Sache nicht durch unnöthige Bedenklichkeiten und irrige Hoffnungen. Wir wiſſen lange ſchon durch des Grafen Martiniz' Thätigkeit, wohin ihr aus Wien wollt. Wir haben alſo unſern feſten Entſchluß gefaßt. Die Bemühungen des Kurfürſten von der Pfalz, unſern Herrn für ſeinen Plan zu gewinnen und dafür ſeine Stimme zur Kaiſerwahl zu erhalten, ſind freilich abgelehnt; allein da ſie immer erneuert werden, bleibt uns noch vollſtändig freie Hand. Dagegen, im Herzen, ich bekenne es Euch, iſt mein gnädigſter Herr immer auf Seiten des Eurigen. Nur muß er, wo es ſeines Hauſes und Landes Zukunft gilt, nicht blos Hoffnungen, ſondern Sicherheiten haben. Iſt's euch Ernſt, ſo könnt ihr dieſe unbedenklich geben. Daß es unſerm Fürſten völlig Ernſt iſt mit ſeiner brüderlichen Geſinnung für den König Ferdinand, davon werdet Ihr noch heut ..... wenigſtens ſehr bald“, lenkte er ein, „Beweiſe ſehen.“

„Ihr zweifelt doch nicht, theurer Bruder, daß unſer Herr und König aufrichtig gegen den Herzog geſinnt iſt? daß er ihn mit gleicher brüderlicher Liebe umfaßt wie Herzog Max ihn?“ fragte Thyßka.

„Gewiß nicht. Und ſo zweifle ich auch nicht, daß Euer König thun wird, was ich Euch als unerläßliche Bedingung genannt habe. Erwartet aber nichts Anderes. Wollt Ihr noch zum Pater Euſebius .... gut, doch könnt Ihr die

Unterredung ſparen. Wir Beide, Pater Euſebius und ich, ſind völlig einverſtanden.“ Das Lächeln verſchwand nicht von Klesheim's Lippen.

„Nun, würdiger Bruder, ſo ſprecht doch Eure Bedingungen aus“, bat Thyßka, der unruhig zu werden begann.

„Nein; bietet Ihr nur, was Ihr geben könnt! Verſchenkt aber nicht, was Ihr nicht habt!“ antwortete Klesheim, ſcheinbar gutmüthig ſcherzend.

Thyßka entgegnete: „Was dem Herzog Maximilian für Glanz und Vortheile zuwachſen können, habe ich Euch angedeutet.“

„Mit manchem Wenn und Aber, das ſich an Ereigniſſe knüpft, die vielleicht eintreten, aber noch nicht eingetreten ſind. Was aber, wenn das Letztere nicht geſchieht? Was, wenn Kurfürſt Friedrich ſich nicht auf die Plane der Böhmen einläßt?“

Thyßka's Verlegenheit ſtieg. Klesheim weidete ſich offenbar daran.

„Nun gut!“ begann dieſer nach einiger Zeit wieder und plötzlich ſehr ernſt: „Ich will Euch ſagen, was ich für mein Theil denke, obgleich ich gar keine Macht habe zu verfügen oder zu verſprechen. Böhmen iſt im Aufſtande; eure öſterreichiſchen Erbländer zur Hälfte auch. Ungarn bearbeitet Jeſſenius von Jeſſen, und Bethlen Gabor iſt ſein Bundesgenoſſe. — Ihr ſeht, ich bin unterrichtet. König Ferdinand iſt in großer Bedrängniß, und unſere Hülfe kann ihn retten.“

„Spanien ....“, wollte Thyßka einwerfen.

„Spanien iſt weit, unzuverläſſig und hat die Niederländer auf dem Halſe.“

„Sie werden ihren Waffenſtillſtand halten.“

„Möglich, doch ungewiß! Spanien muß ſeine Heere

immer Front gegen ſie machen laſſen, und kann Eurem König nicht wirkſam helfen, ſelbſt wenn es den guten Willen hätte. Genug, ihr bedürft unſerer Hülfe und der aller Fürſten der katholiſchen Liga, deren Oberhaupt mein Herr iſt. Wenn König Ferdinand einen Vertrag unterzeichnet, daß für die Vortheile, denen unſer Herr entſagt, und für die Laſten der Kriegsrüſtung, Böhmen und diejenigen der öſterreichiſchen Erbländer, die wir in euren Gehorſam zurückbringen und beſetzen, verpfändet bleiben, ſo kann ich meinem Herrn mit gutem Gewiſſen anrathen, das, was Ihr wünſcht, zu erfüllen."

„Wie kann ich mich dafür verpflichten ...."

„Ihr freilich nicht, ſo wenig wie ich; aber Ihr ſollt dazu rathen, und zunächſt dem Grafen Martiniz. Denn er dürfte vielleicht bald in den Fall kommen" — und hier begann die liſtige Miene des Kaplans wieder — „einen ſolchen Vertrag ganz ausgefertigt vor ſich zu ſehen!"

„Und die anderweitige Entſchädigung, theurer Bruder, von der Ihr ſpracht?"

„Das ſollte die ſein, die Ihr ſelbſt angedeutet habt. Da die Vacanz eines Kurhutes ſehr ungewiß iſt, ſo wird uns der böhmiſche verpfändet für den pfälziſchen!"

„Der böhmiſche Kurhut!" rief Thyßka erſchreckt.

„Nun, wenn das Land verpfändet iſt, dann ſind doch auch ſeine Gerechtſame verpfändet! — Behielte denn etwa der König Ferdinand die böhmiſche Kur, wenn ihm das Königreich verloren bliebe? Oder wäre die Vereinigung der beiden Kurſtimmen auf Pfalz und Böhmen vielleicht vortheilhafter? — Nein, Pater Thyßka, die Sache liegt ſo und nicht anders. Wer die Kaiſerkrone aufgibt, muß doch einen Kurhut ſicher dafür haben. Wendet Euren

ganzen Einfluß auf den Grafen Martiniz an und Ihr werdet vielleicht noch heut Abend .... Ihr werdet mit nächſtem, wollte ich ſagen, ein Schauſpiel erleben, das Euch in freudiges Staunen ſetzen wird. Dies iſt mein letztes Wort. Wir ſehen uns dieſen Abend doch bei Hofe?“

Thyßka verneigte ſich.

„So erlaubt mir, daß ich jetzt von Euch Abſchied nehme, denn ich habe bis dahin noch wichtige Geſchäfte bei meinem Herrn ſelbſt!“

Eben rollte auch Martiniz' Wagen wieder vor das Haus. Thyßka wagte nicht, nach dieſem entſchiedenen Tone des Kaplans, der da ſprach, als ob er ſelbſt ſchon alle Verträge abgeſchloſſen habe, ihm irgend ein Wort über die für ihn perſönlich in Ausſicht zu ſtellenden Vortheile zu äußern. Er fühlte, daß er dies der Zukunft vorbehalten müſſe. Er reichte ihm daher nur zum Abſchied die Hand dar, und die beiden geiſtlichen Herren umarmten ſich als Brüder in Chriſto.

Thyßka fuhr tief nachdenkend zurück. — „Er hatte doch Recht dieſer Lamormain!“ dachte er bei ſich. „Die Kaiſerkrone wiegt ſchwerer als die Jugenderinnerungen und die Freundſchaft! Bei alledem, was der Hofkaplan ſagt, iſt nicht ohne Wahrheit. Er ſpricht auch ſo ſicher, ſo, wie ſoll ich ſagen, ſpöttiſch, als habe er ſich nur zum Scherz über eine ganz abgethane Sache mit mir unterhalten. König Ferdinand an der Stelle des Herzogs — er würde, glaube ich, ebenſo handeln. — Thun kann ich freilich nichts in der Sache, anrathen aber will ich dem Grafen, daß er auf dieſe Bedingungen eingeht. Die andern ſind doch nur Sperlinge auf dem Dache!“

Unter dieſen Betrachtungen war Thyßka vor ſeinem Kloſter angelangt. Da die frommen Brüder ſchon in der Kirche waren, begab er ſich ebenfalls dahin. Es wollte ihm aber

nicht ganz gelingen, in den Andachtsübungen der weltlichen Sorgen los zu werden.

Mit Ungeduld erwartete er die Stunde, wo Martiniz ihn abholen ſollte. Schon um ſieben Uhr war er völlig bereit in ſeiner Zelle. Und er hatte Urſache ſich darüber zu freuen. Denn gleich darauf fuhr Martiniz vor, da er plötzlich eine dringende Aufforderung von dem Obermarſchall erhalten hatte, ſich eine halbe Stunde früher im Schloß einzufinden. Die Urſache war ihm nicht angegeben.

Siebentes Capitel.

Als der Graf und Thyßka im Schloßportal vor der großen Treppe vorfuhren, trat ihnen ein Kammerjunker entgegen, der Martiniz aufforderte, ſich ſogleich unter ſeiner Führung in die Wohngemächer des Herzogs zu begeben, weil dieſer den Grafen noch in Geſchäftsangelegenheiten zu ſprechen habe. Martiniz folgte. Ein anderer Kammerjunker hatte den Auftrag, den Pater Thyßka in den Galaſaal zu führen und dort bei ihm zu verweilen, bis der Graf wieder von der Unterredung mit dem Herzoge zurückkomme. Während Martiniz ſeinen Weg ſogleich durch einen Seitencorridor genommen hatte, wurde Thyßka von ſeinem ihm zugegebenen Begleiter die Haupttreppe zum Eingang der Feſtgemächer hinaufgeführt. Mit Staunen ſtieg der Pater, der bis dahin in einer ſo zurückgezogenen Stellung geweſen war, daß er niemals einem Hoffeſt beigewohnt, die breiten

Marmorſtufen durch die gewölbten mit ſchönen Malereien und Bildſäulen geſchmückten Corridors hinan. Mit noch größerm trat er in die Reihe der Gemächer, die ſich von Hunderten von Kerzen blendend erleuchtet bis zu dem größten Saale ausdehnten. Da Martiniz ſo lange vor der Zeit des Empfanges zu Hofe gefahren war, fanden die Eintretenden erſt eine geringe Zahl von Eingeladenen verſammelt. Doch nur kurze Zeit verging, ſo begann mit der eintretenden Dunkelheit das Zuſtrömen derſelben, und durch einen Blick aus dem Fenſter konnte Thyßka, von dem Kammerjunker aufmerkſam gemacht, überſehen, wie ſie in ſchwerfälligen Carroſſen, von Dienern begleitet, welche Fackeln vorantrugen, oder in Sänften, denen gleichfalls Fackelträger vorgingen oder die mit Laternen verſehen waren, ſich durch die Straße, die zum Schloß führte, annäherten und den Vorplatz erfüllten, welcher jetzt gleichfalls mit großen, im Halbrund aufgeſtellten Feuerbecken beleuchtet war.

„Laßt uns, ehrwürdiger Herr Pater", wandte ſich der Kammerjunker zu ihm, „in den großen Saal treten. Es iſt Befehl vom Obermarſchall gegeben, Euch dort, wo ſich die Vornehmſten verſammeln, Euren Platz zu bewahren. Ihr könnt dort auch zugleich das erſte Erſcheinen unſeres allergnädigſten Herzogs wahrnehmen. Wenn die Geiſtlichkeit und die hohen Grafen und Barone verſammelt ſind, tritt Hochderſelbe von der andern Seite in den Saal."

Thyßka folgte der Weiſung ſeines Führers, und dieſer geleitete ihn durch manche prachtvolle Gemächer, wo ſchon auf beiden Seiten Gäſte je nach ihrem Rang und den ihnen ertheilten Anweiſungen verſammelt waren, nach dem letzten Saale. Hier ſtanden zwölf Trabanten in den bairiſchen Farben, Blau und Silber, prächtig gekleidet mit hohen

Hellebarden am Eingang. Sie ließen nur Diejenigen in den großen Saal, welchen das durch ihren Rang und ihre Stellung zukam. Sie waren entweder persönlich von ihnen gekannt oder durch ihre Kleidung, Uniformen, goldene Ehrenketten und andere Zeichen als Berechtigte erkennbar. Auch die vornehmsten Frauen hatten ihre Plätze in diesem Saale und saßen auf Bänken mit rothem Sammet gepolstert, welche die den Fenstern gegenüberliegende Wand des Saales in amphitheatralischer Aufsteigung einnahmen. Thyßka wurde auf ein Wort seines Begleiters sogleich mit diesem eingelassen und erhielt seinen Platz — doch alle Männer standen — in der Nähe eines Fensters, sodaß er die glänzenden Reihen der Damen sich gerade gegenüber hatte. Es war die Abtheilung der Geistlichen, der er sich zunächst anschloß. Nach einigen Minuten erschien auch der Hofkaplan, Doctor Klesheim, im Saale, der ihm, als er ihn erblickte, freundlich zunickte. Der Kaplan erhob den Finger bedeutsam und winkte mit den Augen nach der großen Eingangsthür der andern Seite hin, aus der der Herzog in den Saal treten sollte; demnächst wandte er sich den Fenstern zu und machte eine Bewegung des gehobenen Fingers dahin, als wolle er Thyßka andeuten, er möge seine Blicke auch dahin richten. Dieser folgte dem Wink und nahm zu seinem Erstaunen wahr, daß eben mehrere Geschütze auffuhren und sich dort aufstellten. „Was bedeutet das, Herr Kammerjunker?" fragte er seinen Begleiter.

Dieser sah hinaus und war selbst höchst erstaunt. „So pflegen die Geschütze bei feierlichen Gelegenheiten aufgestellt zu werden, um eine Ehrensalve zu geben. — Aber ich begreife gar nicht, wem das Alles heute gilt; es ist auch eine von den plötzlichen, ganz außerordentlichen Veranstaltungen, die überhaupt zu dem heutigen Feste getroffen sind und über

deren Urſache ein Geheimniß ſchwebt, das nur der Obermarſchall zu kennen ſcheint."

Thyßka mußte ſich damit begnügen, aber ſeine Erwartung wurde immer höher und höher aufgeregt. Der Saal war jetzt bald gefüllt. Manche der eintretenden Geſtalten fielen ihm beſonders auf, zumal die Feldoberſten. Er fragte ſeinen Begleiter nach ihnen, der ihm über Alle die vollſte Auskunft geben konnte und ſie oft noch vervollſtändigte über viele Perſonen, nach denen Thyßka nicht gefragt hatte.

Jetzt war der Saal ganz gefüllt. Die achte Stunde war vorüber. Da öffneten ſich beide Flügel der Thür, auf welche Aller Blicke gerichtet waren. Der Obermarſchall trat in höchſter Staatskleidung, den Degen an der Seite, den Hut in der Hand, ein. Hinter ihm folgten zwölf Pagen, gleichfalls unbedeckten Hauptes, indem ſie die kleinen Baretts mit weißen Federn in der Hand trugen. Sie waren in ſpaniſcher Tracht; hellblaue Seidenmäntel mit Silber geſtickt wallten ihnen von der rechten Schulter; das Wams und die Beinkleider waren gleichfalls von blauem Atlas, an den Oberärmeln und Schenkeln geſchlitzt und mit weißer Seide bauſchig gefüllt. Hinter den Pagen folgten ſechs Kammerjunker. Der Zug beider, der Pagen und Kammerjunker, theilte ſich, als er in den Saal trat, zur Rechten und Linken; ſie ſtellten ſich im Halbkreiſe auf. Ein Augenblick der tiefſten Stille trat ein; man erwartete jetzt den Herzog. Der Obermarſchall ſtand mit dem Geſicht gegen die offene Thür gewendet mitten im Saal. Plötzlich gab er ein Zeichen durch die Schwenkung ſeines Hutes, und im nämlichen Augenblick erſcholl von einer Galerie, die am obern Geſims des Saales hinlief, eine Fanfare von Hörnern und Trompeten. Thyßka, der dieſe Aufſtellung der Kunſttrompeter

in ihren ganz mit Gold gestickten Prachtröcken über dem Eingang, durch den er selbst eingetreten war, bis dahin nicht bemerkt hatte, sah erstaunt hinauf, ja er erschreckte fast bei dem unvermutheten, ihm so nahe ans Ohr schmetternden Klang. Allein noch höher stieg sein Staunen, sodaß er wie erstarrt, den Blick unverwandt auf die Thür geheftet stand, als er durch diese an der Seite des Herzogs Maximilian seinen eignen Herrn, den König Ferdinand eintreten sah. Jedermann im ganzen Saale war ebenso überrascht von dem hohen Besuch, den die Meisten gar nicht kannten, als Thyßka. Das Staunen schlug aber in einen Ausbruch der höchsten Begeisterung um, als der Herzog Maximilian, nachdem auf einen neuen Wink des Obermarschalls die Trompetenklänge plötzlich verstummt waren, gegen den Kreis der Versammelten gewendet, das Wort nahm: „Ich bin heut auf das Höchste geehrt und erfreut worden durch den überraschenden Besuch meines Jugendgenossen und innigsten Freundes, Sr. Majestät des Königs von Ungarn und Böhmen. Ihm, dem eifrigsten Beschirmer unserer heiligen Kirche zur Begrüßung ein Lebehoch! Vivat Ferdinandus!" Einem Vulkanausbruch gleich erscholl aus der tiefsten Stille, die im Saale geherrscht hatte, mit mächtigem Klang dieses Hoch; die Kanonen auf dem Vorplatz des Schlosses wurden dazu gelöst.

Thyßka wußte nicht, ob er träume oder wache! Das Hoch entfloh ihm unwillkürlich, fast bewußtlos. Da traf sein streifender Blick auf den des Hofkaplans, der sich nach ihm umsah und ihm mit triumphirendem Lächeln zunickte. „Er hat darum gewußt, das ist kein Zweifel", dachte Thyßka; die Hindeutungen Klesheim's über den heutigen Abend, die er diesen Morgen wenig beachtet hatte, fielen ihm wieder ein. Jetzt verstand er sie! Dennoch blieb ihm

Alles ein Geheimniß! Seine Sendung kam ihm in dieſem Augenblicke lächerlich, wie eine Verſpottung vor. Von dieſen Gedanken bewegt, ſtarrte er immer wieder auf die beiden Fürſten hin. Da gewahrte er auch Martiniz hinter denſelben im Saale; er mußte nach ihnen eingetreten ſein. Wie ein finſterer Schatten ſtand er im Hintergrunde an die Wand gelehnt. Seine Züge waren auch jetzt die unveränderten, in Erz gegoſſenen. „Hat er davon gewußt?“ fragte ſich Thyßka. Er konnte ſich weder Ja noch Nein darauf antworten. Bis zu dem Augenblick, wo er mit ihm das Schloß betrat, ſchien der Obriſtburggraf nicht die mindeſte Kunde von der Ankunft ſeines Monarchen gehabt zu haben, allein ſeine Berufung zum Herzoge bewies, daß er von da ab ins Geheimniß gezogen war. Ob aber ſein Betragen zuvor Verſtellung geweſen? Thyßka war durch die Vermuthungen darüber, wie ſich der Vorgang geſtaltet hatte, ſo in Unruhe geſetzt, daß das Ereigniß ſelbſt ihn kaum bewegte. Da klopfte von hinten her eine Hand auf ſeine Schulter. Er wandte ſich um und ſtand wie verſteinert.

Es war Lamormain.

„Wir haben Euch etwas überholt, lieber Pater Thyßka“, ſprach dieſer leiſe mit ſeinem in allen Farben der Ironie wechſelnden Lächeln, „in der Reiſe wie in den Geſchäften; es iſt Alles abgethan! Ja, wir ſind raſch geweſen! Ihr habt Euch etliche Tage zu lange in Ingolſtadt verweilt!“

Lamormain bewegte wohlgefällig nickend den Kopf, als zolle er ſich ſelbſt Beifall. Thyßka fand keine Worte; Lamormain verſtand auch ohne dieſe und fuhr leiſe fort: „Beunruhigt Euch nicht deshalb. Die Ereigniſſe kamen anders, es mußte anders gehandelt werden. So waren wir am Ziel, ehe wir es ſelbſt dachten. Unſer Vortheil ſoll Euch keinen Nachtheil bringen. Auch der Wille bleibt des

Lohnes werth, und wir werden noch Vieles zu thun haben. Wir ſprechen uns morgen.“ Er nickte nochmals, drehte ſich raſch um und drängte ſich durch die Umſtehenden nach der Seite hin, wo der König ſtand.

Thyßka blieb wie im Traume ſtehen.

Achtes Capitel.

In einem Gemach der Burggrafenwohnung auf der alten hochberühmten Veſte Karlsſtein ſaßen an einem alterthümlichen Tiſche Thurn und Mansfeld einander gegenüber. Wer ſie noch vor wenigen Monden geſehen, hätte ſie kaum wiedererkannt. Sonnengebräunt, tiefe Narben auf den Wangen, noch tiefere Furchen in der finſter gerunzelten Stirn. So hatten die ungeheuren Anſtrengungen des Geiſtes und des Körpers, die furchtbaren Stürme im Gemüth, die beiden Helden in kurzem gealtert. Sorgenvoll ſah Thurn ſeinen Waffengefährten an; unwillig heftete dieſer die Blicke zur Erde, indem er mit der eiſernen Degenſcheide müßige Figuren auf dem Eſtrich zeichnete. Die vor Beiden ſtehenden gefüllten Becher waren unberührt.

„Beſinnt Euch eines Beſſern, Mansfeld“, ſprach Thurn endlich bittend. „Denkt nicht an Euch, nur an die Sache! Denkt an unſere Freundſchaft, und thut mir etwas zu Liebe.“

Mansfeld ſtieß den Degen ſammt der Scheide finſter auf den Boden und ſchüttelte den Kopf.

„Denkt doch“, hub Thurn wieder an, „daß es mir ebenſo ergangen iſt, wie Euch, daß ...“

„Halt Thurn!“ fiel ihm Mansfeld ins Wort. „Das dürft Ihr nicht ſagen! Ihr habt Eure Hoffnungen aufgeben müſſen, nicht die Ehre in die Schanze geſchlagen wie ich! Ihr ſeid in freier Willkür von Wien abgezogen, da die Macht noch in Euren Händen war. Ich bin mit Schimpf und Schande aus dem Felde geſchlagen!“

„Mansfeld! Mit Schimpf und Schande? Mit Ruhm und Ehre!“ rief Thurn aus. „Tretet dort vor den Spiegel und ſeht Euer Antlitz! Seit wann bringen ſolche Narben auf offner Stirn Schande!“

„Ja ſo!“ lachte Graf Mansfeld bitter, „ich könnte Euch auch meinen Nacken und Rücken zeigen! Sie ſehen auch aus wie Sturzäcker! — Ich mußte ja Feld geben! Zum Teufel!“

„Mansfeld“, ſprach Thurn mit Wärme, indem er aufſtand und dem Erbitterten die Hand auf die Schulter legte, „wenn einer von Euren Leuten ſo zu Euch käme aus der Schlacht, was würdet Ihr thun? Ihn mit Schimpf davonjagen oder ihm Eure goldne Kette hier umhängen?“

„Ein Anderes iſt's mit einem Reiter, ein Anderes mit einem Feldherrn! Als Reitersmann hätte ich die Kette verdient, als Feldherr bin ich beſchimpft!“

„Die Directoren haben Euch ja die höchſte, ehrende Anerkennung zukommen laſſen!“

„Hol' ſie der Teufel! Sie ſind nicht die Welt und nicht die Kriegsgeſchichte! In der wird's heißen: «Bei Großlasken wurde der hochnaſige Mansfeld von dem großmäuligen Boucquoi nach allen vier Winden in die Flucht geſchlagen und gab Ferſengeld ſo weit ihn ſeine Füße tragen wollten!» Anerkennung! Warum haben ſie den Hohenlohe nicht vor ein Kriegsgericht geſtellt? Warum haben ſie ihn nicht zu allen Teufeln gejagt? Das hätte meinen Schand-

fleck wenigſtens halb abgewaſchen? Ganz — das bleibt unmöglich! Denn wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen! Jeder Scribent kann's verdrehen, und in heutigen ſchreibſüchtigen Zeiten, wo ſie jeden Wiſch drucken laſſen und Schandſchrift über Schandſchrift in die Welt ſchicken, kann ich es erleben, daß mein Name und meine Ehre von Lumpen auf Lumpen zerdroſchen werden, bis kein guter Fetzen mehr daran iſt. Gift und Hölle! Wenn ich ihn nur vor die Klinge haben könnte." Er faßte ingrimmig ſeinen Degen und ballte die Hand am Griffe feſt.

„Mansfeld", ſprach Thurn mit ernſt eindringlichem Tone, „ein Feldherr wie Ihr wollte öffentliche Angelegenheiten auf ſolche Art ausgleichen? Nimmermehr!"

„Es iſt freilich ein ſchlechter Ruhm, zum Raufbold und Klopffechter zu werden", antwortete Mansfeld und rollte die Augen wild, „wer mich aber dahin gedrängt hat, daß ich mich wie ein verſprengter Reitknecht vom Schlachtfelde habe durchhauen und wie ein verlaufener Troßbube durch Nacht und Nebel ſchleichen müſſen, um nicht etwa am nächſten Baume aufgeknüpft zu werden, der kann mich auch ſo weit bringen, daß ich ...."

„Nimmermehr!" fiel ihm Thurn ins Wort; „Ihr ſeid ſo toller Streiche nicht fähig, nur die Zunge geht mit Euch durch. Ihr wißt zu gut, daß alle Ordnung und Zucht, aller Reſpect vorbei wäre, und daß ſelbſt die Directoren Euch nicht im Commando halten könnten, wenn Ihr mit ſolchem Beiſpiel voranginget, daß ein Obercommandeur das Schwert gegen den andern zöge — Ihr habt ja Eure Genugthuung ...."

„Den Teufel habe ich!" rief Mansfeld und ſprang auf, „den Wiſch der Directoren werfe ich ihnen vor die Füße! Thurn, ich begreife Euch nicht! Den ganzen Krieg haben

ſie verhunzt — wir wären heut Meiſter und Sieger überall, gäben in Wien und Prag Geſetze, wenn der nichtswürdige Streich nicht paſſirt wäre! Und Ihr wollt das Commando beibehalten? Wollt unter den dreißig Perücken ſtehen und Euch um Ruhm und Ehre von ihnen bringen laſſen? Es darauf ankommen laſſen, daß Ihr nochmals angeſichts des Sieges umkehren und dem Feind den Rücken weiſen müßt?“

„Glaubt Ihr denn nicht, Mansfeld, daß mir's nicht bis ins innerſte Mark gegangen iſt, vor den Thoren Wiens, das ſchon halb in meiner Hand war, umkehren zu müſſen? Ich hätte vor Ingrimm und Schmerz Blut weinen mögen! Aber ich gehorchte, denn es mußte ſein. Nicht die Männer ſind ſchlecht, die Verhältniſſe ſind unglücklich!“

„Hol's der Teufel! Der Mann macht ſich die Verhältniſſe!“ fuhr Mansfeld auf. „Federfuchſer ſind ſie, Schulmeiſter, Zungendreſcher! Die paar ordentlichen Leute unter ihnen haben ſich in den Sattel geſetzt und daher regieren Die, die auf den Großvaterſtühlen ſitzen, allein! Warum habt Ihr umkehren müſſen? Weil ſie die Hoſen voll hatten! Ich hätte ihnen Prag gedeckt und den Magen warm gehalten! Den ……!“ Er ſpuckte aus. „Aber ich verlangte, ſie ſollten die Bauern bewaffnen, die Edelleute ſollten ſelbſt vom Leder ziehen, jeder dreißig Reiſige ſtellen — damit hätte ich Boucquoi drei Monate die Hölle heiß gemacht, ihn vielleicht wieder über Budweis hinausgeworfen, ſo gut wie er jetzt Kehrt macht. Aber da ſteckte es! Die Einen waren zu feig, ihre Eſelshaut zu Markte zu tragen, und die Andern wollten den Säckel nicht aufmachen! Kann der Soldat Erde freſſen? Wächſt ihm wie dem Bären ein Pelz über's Fell? Kann er ſich Helm und Harniſch aus ſeinem Schleim machen wie die Auſter? Regnet es Pulver und Blei? Muß nicht jeder Quark gekauft werden? — Und wenn ich

brandſchatze, weil meine Leute hungern und frieren und nicht mehr drei Patronen haben, ſo ſchreien ſie Feuer und Mord und wollen mich als Marodeur aufhängen! Das ſind Eure Directoren, Eure Stände, Eure böhmiſchen Herren und Edelleute! Krieg wollen ſie führen! Dem Kaiſer über die Naſe fahren, als wäre er ihr Stallknecht! König und Herrn zum Land hinauswerfen — aber Geld ſoll's nicht koſten, und wenn man ihnen zehn Batzen abfordert, ſo ſchreien ſie als würde ihnen das Fell vom Leibe gezogen! — Nein, Thurn! Ich kann unter ſolchem Regiment nicht mit Ehren dienen! Ich wollte nur Euch nicht im Stiche laſſen, ſonſt hätte ich ihnen ſchon vor zwei Monaten den Stuhl vor die Thür geſetzt! — Nun aber wird mir's zu arg! Dem Hohenlohe, der aus Tücke gegen mich, oder weil er ſich nicht aus dem warmen Neſte rühren wollte, die ganze Suppe eingebrockt hat, dem geben ſie ſchöne Worte und gehen ihm um den Bart — und uns machen ſie das Leben ſauer, um jeden böhmiſchen Groſchen, den wir brauchen? — Nichts da! — Jetzt ſeid Ihr da, die Leute ſind beiſammen — Boucquoi zieht die Pfote ſacht vom Feuer — Prag iſt vorläufig ſicher .... nun marſchire ich ab. Ich wollte nicht als Hundsfott gehen, da ihnen das Meſſer an der Kehle ſaß, ich mag aber auch nicht als Hundsfott bleiben! — Gebt mir Eure Hand und — lebt wohl!"

Thurn nahm die Hand nicht, ſondern legte ſeine beiden auf des wilden Kriegsgefährten Schultern und ſprach, indem er ihm unverwandt in die trotzigen Augen ſah, mit innigſtem Tone:

„Mansfeld! Geht nicht! Nur noch acht Tage! — Die vielköpfige Herrſchaft der Dreißig iſt ein Uebelſtand — aber ſie ließ ſich nicht vermeiden! Nur noch etliche Wochen, und ſie hat ein Ende! Binnen heut und drei Wochen iſt die

Wahl getroffen — und Böhmen hat einen König, ein Haupt und ein Herz, dem es vertrauen kann, und das Haupt der Hydra ſtirbt hin!“

„Ihr redet ſchön, Thurn — aber ich glaub's noch nicht! Sie werden auch über die Wahl nicht einig werden! Der Pfuhl iſt auch voll fauler Fiſche! Ich weiß Manchen, der noch immer hofft, ſelbſt den ſchönen Brocken wegzuſchnappen. Darum machen ſie die Andern verwirrt. Leiten ſie auf Fürſten hin, mit denen es nimmermehr Ernſt werden kann. Auf den Söffel, den ſächſiſchen Jörgen, der halb unter einer Decke mit Oeſterreich ſteckt, und aus lutheriſchem Haß gegen Calviniſten und Utraquiſten Euch alleſammt lieber dem Papſt oder meinethalben dem Antichriſten ſelbſt überlieferte, ehe er Euch glauben ließe, was Ihr glaubt, und betete, was Ihr betet!“

„Es iſt kein Gedanke an den Kurfürſten von Sachſen“, antwortete Thurn ernſt, „das betheure ich Euch, Mansfeld.“

„Das weiß ich! Und ebendeswegen iſt es eine faule Finte, daß ſie immer noch auf ihn zurückkommen! Ebenſo auf den König von Dänemark. Als ob er von der Oſt- und Nordſee her eine Brücke nach Böhmen bauen könnte.“

„Ihr ſelbſt habt doch, verzeiht mir, daß ich Euch das einwerfe“, entgegnete Thurn, „den Herzog von Savoyen in Vorſchlag gebracht und warm empfohlen, und Savoyen iſt noch weiter als Dänemark .....“

„Schon recht! Aber ich weiß, daß der Herzog angenommen hätte, weil ihm Böhmen wichtiger war; nicht ſo der König Friedrich, dem Dänemark mehr gelten muß. Ich habe Euch den Herzog angerathen, weil ich ihn kenne, weil er ein Mann iſt, auf den man bauen kann!“

„Er iſt ein Katholik!“

„Aber er läßt Jedem ſeinen Glauben und hätte ſich zu

Allem verpflichtet und ſeine Verpflichtung treu gehalten. Das weiß ich, darum habe ich ihn empfohlen, und würde ihn noch empfehlen — wenn's mich noch weiter kümmerte!"

„Mansfeld! Ergebt Euch! Es ſoll Euch noch weiter kümmern, wer Böhmens Krone trägt. Es wird bald entſchieden ſein! Kurfürſt Friedrich ...."

„Und weiß ich", fiel Mansfeld heftig ein, „was ich von dem denken ſoll? Wird es Ernſt mit ihm werden? Drei Monate ſchleichen die Unterhandlungen hin und Keiner weiß, ob er Ja oder Nein ſagt! Wird er am Narrenſeil geführt oder führt er Euch? Will er oder will er nicht, wollt Ihr ihn oder wollt Ihr ihn nicht! Der Satan mag daraus klug werden!"

„Wir wollen ihn und er will! Mein Wort darauf!" rief Thurn zuverſichtlich. „Zwiſchen hier und drei Wochen iſt er gewählt! Dann ſchimmert Böhmens Glück und Friedensſtern aufs neue!"

„Von ſeiner Krone? Hm! Meint Ihr — möglich! Will's wünſchen! Ich kenne ihn nicht ſelbſt. Aber der Bart ſoll ihm noch wachſen, und nach Allem, was man ſo hört, iſt er kein Eiſenfreſſer!"

„Das braucht er auch nicht zu ſein, Mansfeld", erwiderte Thurn ruhig auf den geringſchätzigen Ton des letztern, der mürriſch mit verſchränkten Armen daſtand, aber doch wie Jemand, der überlegt.

Thurn ſchöpfte Hoffnung. Er wollte ihn eben wieder herzlich anreden, als Mansfeld, der noch mit den Gedanken bei ſeinen letzten Worten verweilte, herausfuhr:

„Ja, das müßte er ſein! Ein Mann, der Eiſen bricht. Der Euren Waſchlappen und Windfahnen den Garaus macht und die Widerhaarigen zu Paaren treibt! Ein Eiſenfreſſer beſſer doch als ein Milchbart! Ein Weiberſcherwenzel!"

„Mansfeld, Ihr verſpottet ihn und kennt ihn nicht“, ſagte Thurn mit mildem Vorwurf. „Wenn er ſanft und wohlwollend iſt, ſo wird er Böhmens Wohlthäter ſein! Wo es gilt Eiſen zu brechen, da haben wir andere Männer! Ihr bleibt, Mansfeld!“

Dieſer ließ Thurn jetzt die Hand, welche derſelbe bei dieſen Worten jetzt herzlich ergriffen hatte, doch fuhr er, obwol Thurn's Rede ihm ſchmeichelte, mürriſch fort.

„Ja, er wird Euch die Kroaten aus dem Lande lächeln, und die Spanier und Italiener und Ungarn, und was Euch Euer liebreicher König Ferdinand ....“

„Er iſt's nicht mehr“, warf Thurn aufgeregt dazwiſchen; doch Mansfeld fuhr fort:

„Und was Euch Euer liebreicher König Ferdinand ſonſt für liebe Leute ins Land führt! Er klopft ſie mit dem Fächer ſeiner Frau auf die Finger und — weg ſind ſie! Und wenn ſich die Parteien im Lande mit den Zähnen anfletſchen und einander zerreißen wollen, wird er mit dem Finger drohen und rufen: «Still, Kinderchen!» Und dann iſt Alles gut! Sie vertragen ſich wie die Lämmer unter dem neuen Hirten!“

„Und wir fallen wie die Wölfe in den Feind ein, der unſern Frieden ſtört!“ rief Thurn. „Dafür gerade ſeid Ihr nothwendig, Mansfeld, dafür ſind wir da! Ihr bleibt, Alter! Ich ſeh's Euch an! Erſt jetzt gibt's Arbeit für uns, Arbeit mit Lohn, bis jetzt ohne Lohn!“

„Das weiß der Teufel!“ rief Mansfeld aus und ſtampfte mit dem Fuße.

„Nun, Ihr bleibt! Bleibt mit mir!“

Mansfeld ſtand unſchlüſſig.

Es hatte ſchon zwei mal an die Thür gepocht. Thurn drang immer noch in ihn. „Man ſtört uns! Aber ich

rufe nicht Herein, bis Ihr mir noch drei Wochen verſprochen habt; Euren Handſchlag darauf!“

„Meinethalben denn! Drei Wochen will ich noch zum Fenſter hinauswerfen Euch zu Liebe, Thurn. Wenn Ihr aber dann nicht einig ſeid, ſo hält mich der Teufel nicht eine Stunde hier. Und ſeid Ihr's — ſo will ich abwarten wie der neue Beſen kehrt! — Nun ruft ins Teufels Namen «Herein!»“

„Er ſprach das Wort aber ſelbſt ſo laut, daß die Thür ſich öffnete; doch Thurn hatte ihn in ſeiner Freude ſo feſt umarmt und drückte ihn ans Herz, daß Keiner von Beiden ſah wer eintrat.

„Nun, laß mich am Leben, wenn ich bleiben ſoll, und erwürge mich nicht, alter Kerl, es iſt ja nun abgemacht“, ſagte Mansfeld mit rauher Stimme, in der er ſeine Bewegung verbergen wollte, und wand ſich aus ſeinem Arme. Als er ſich abwandte, ſtand Xaver im Zimmer!

„Junge!“ rief er, „bei allen Heiligen! Du biſt's! Komm her! Dabei faßte er ihn mit beiden Händen an den Schultern, ſchüttelte und rüttelte ihn, zog ihn an ſich und küßte ihn kräftig.

„Grüß dich Gott! Da biſt du ja! Ganz und lebendig! Leider zuſammengeflickt wie ich ſelber! Der Wind wehte ſcharf, als wir Abſchied voneinander nahmen oder vielmehr nicht nahmen, denn der Sturm jagte uns auseinander!“

„Mein General!“ brachte Xaver endlich, ganz überwältigt von erhebender Freude und Ehrfurcht, über die Lippen.

„Da, trink einmal mit mir!“ rief Mansfeld. „Unſer Willkommen!“ Er ergriff ſeinen eigenen Becher, reichte ihn Xaver und faßte den Thurn's.

„Verzeiht, Thurn“, wandte er ſich zu dieſem, indem er mit Xaver anſtieß. „Aber der Junge hat ſich brav an mich

gehalten, und wir ſehen uns zum erſten male ſeit dem verfluchten Tage von Groß-Lasken!“

„Ich konnte ihn Euch noch nicht ſchicken, Mansfeld“, antwortete Thurn, „ich brauchte ihn zu nöthig, und wir ſtanden bisher auch noch zu weit auseinander, um ſichere Verbindung zu haben.“

„Glaub's ſchon! Man kann ihn brauchen! Das Herz lacht mir alle mal im Leibe“, fuhr er fort, nachdem er nochmals Xaver von Kopf bis zu Fuß angeſehen und mit ſpähenden Blicken beſonders auf ſeinen Narben verweilt hatte, „wenn ich einen braven Kerl, von dem ich dachte, der Teufel hätte ihn geholt im Pulverdampf, geſund und friſch wiederſehe! Ihr ſeid's doch, Nechodom?“

„Dank ſei es dem Schutz des Himmels, ich bin wohlauf und bei Kräften, mein General“, antwortete Xaver mit leuchtenden Augen.

„Du mußt mir erzählen, wie dir's gegangen iſt, ſeit uns Boucquoi's Dragoner ſo teufelmäßig in die Flanke fuhren! — Du haſt dich wol hart durchſchlagen müſſen wie ich auch? Ich weiß von Thurn nur ſo im Ganzen von deinen Abenteuern! Aber ich muß Alles genau erfahren!“

„Wir wollen nachher wie gute Zeltkameraden beim Becher miteinander plaudern“, ſagte Thurn. „Jetzt berichte, was du Neues bringſt aus Prag!“

„Die Herren laſſen Euch Alle beſtens grüßen —“

Mansfeld warf den Kopf empor und machte eine geringſchätzige Miene.

„Es ſteht gut! Längſtens übermorgen müſſe die Wahl entſchieden ſein!“

„Warſt du beim alten Caplicz?“ fragte Thurn.

„Gewiß! Der ehrwürdige Herr iſt rüſtig für ſeine Jahre und unabläſſig thätig.“

„Das iſt ein braves altes Haus!“ ſprach Mansfeld herzlich, „wenn ſie Alle wären wie der, der hat's Sprichwort nicht verlernt: «Ehrlich währt am längſten!» — Aber die Andern!“

„Dieſen Brief bringe ich Euch von Olbramowitz!“ Xaver überreichte Thurn ein Schreiben, das viele Papiere in ſich zu ſchließen ſchien. Während der Graf las, zog Mansfeld Xaver auf den Seſſel am Tiſch nieder und ließ ſich ſeine Begegniſſe genau erzählen, von denen er nur allgemeine Kenntniß hatte.

Thurn las indeſſen aufmerkſam, was ihm Olbramowitz geſendet hatte. Es waren außer den wichtigſten Nachrichten über die letzten Vorgänge auch mehrere Actenſtücke.

„Nun, Mansfeld“, begann er, nachdem er geleſen, „die Berichte lauten ja gut und ich hoffe, Ihr werdet zufrieden ſein.“

„Wenn's nur mehr als Worte wären! Sie mögen ſchön klingen, aber Thaten wären mir lieber. Indeß laßt hören!“

Thurn las aus Olbramowitz' Brief:

„Gott ſei Dank, wir rücken vorwärts!“

„Es iſt auch hohe Zeit“, ſagte Mansfeld vor ſich hin.

„Endlich haben wir ſie dahin, daß am Donnerstag den 27. Auguſt die Schlußwahl vorgenommen wird. Gebe Gott, daß ſie mit großer Mehrzahl auf den Kurfürſten fällt, denn nur in dieſem Falle nimmt er ſie an, wie Camerarius an Wenzel von Budowa vertraulich geſchrieben hat. Das bleibt aber auch unter uns!“

„Habt Ihr gehört, Mansfeld?“

„Ja, ja, ich habe", antwortete dieſer und ein ſpöttiſches Lächeln zog ſich um ſeinen Mund; „ich habe daraus gehört, daß die Sache noch einen Haken hat! Nur weiter!"

„Bearbeitet ſind ſie genug, und ich denke, wir werden mit Glanz durchdringen. So weit haben Harrant, Budowecz, Schlick und unſere andern Freunde es nun auch gebracht, daß unſer Manifeſt gegen Ferdinand in alle Welt geſandt wird. Eben hat der Druck begonnen, und ich ſchicke Euch das Probeblatt, das mir der Stadtſchreiber Diewiß mitgetheilt hat!"

„Liegt es dabei? Zeigt doch", unterbrach Mansfeld.

„Sogleich! Hört erſt den Brief zu Ende, es iſt noch viel Wichtiges darin", antwortete Thurn und las weiter:

„König Ferdinand iſt von Wien abgereiſt. Er geht nach München. Der Entſchluß iſt ganz plötzlich gefaßt worden. Er will ſich dort der Stimme des Herzogs Maximilian zur Kaiſerwahl ganz feſt verſichern, und dann nach Frankfurt ſelbſt abgehen. Nach den Berichten, die ich von dem Haushofmeiſter ....." hier ſtockte Thurn einen Augenblick und las dann weiter, „.... habe, muß man in München ſelbſt noch nichts Feſtes wiſſen. Es geht dort das Gerücht ....."

„Erlaubt, Thurn", unterbrach ihn Mansfeld abermals. „Von wem iſt das aus München berichtet? Von weſſen Haushofmeiſter?"

„Ich hätte es eigentlich verſchweigen ſollen", antwortete Thurn, „aber ich habe es in der Uebereilung ſo herausgeleſen. Olbramowitz, der überall Ohren und Augen hat, die für ihn lauſchen und ſpähen, hat auch in München ſeine Verbindungen. Ihr wißt, daß Martiniz dort, ſeit er nach dem Fenſterſprung dahin flüchtete, der Hauptbetreiber aller Angelegenheiten des Königs Ferdinand iſt. Er iſt auch jetzt

wieder ſeit mehrern Monaten dort, und ſein Haushofmeiſter, ein alter Piccarde, iſt Olbramowitz' guter Freund, und hat ihm ſchon manche wichtige Nachricht mitgetheilt."

„Ich verſtünde ſolche Waffen nicht zu führen. Das iſt die Jeſuitenkriegskunſt!" ſagte Mansfeld und ſchüttelte den Kopf. „Aber freilich man muß wol! Treibt der Feind Minen, ſo muß man Contreminen haben — ich meines-theils verſtehe mich nicht allzu gut auf ſolchen Maulwurfs-krieg. Ueber der Erde und unterm Himmel, da ſtehe ich meinen Mann. Aber leſ't weiter Thurn, was gibt's noch mehr?"

„Es geht alſo dort in München", knüpfte Thurn wieder an, „das Gerücht, es ſei zwiſchen dem Herzog von Baiern und dem König von Ungarn ein Tractat heimlich abge-ſchloſſen. Weß Inhalts weiß noch Niemand. Aber muth-maßlich zur Durchſetzung der Wahl König Ferdinand's zum Kaiſer!"

„Ich kann mir denken", rief Mansfeld lachend aus, „daß Herzog Maximilian ſich keinen ſchlechten Kuppelpelz ausbedungen hat für dieſe neue Habsburgiſche Heirath mit dem Heiligen Römiſchen Reiche! Auch aus weſſen Fell er gegerbt werden und wer die Haare dafür laſſen ſoll, kann ich ſo ungefähr vermuthen! — Wir wollen's aber abwarten!" Er ſchlug bei den letzten Worten mit der linken Hand auf ſeinen Degen, daß es klirrte.

„Unſere drei Abgeſandte nach Frankfurt", lautete Ol-bramowitz' Brief weiter, „haben von Marburg aus an den Kurfürſten von Mainz geſchrieben und Einlaß in die Wahlſtadt Frankfurt begehrt. Er hat ſie an das geſammte Kurfürſtencollegium gewieſen, weil ihre In-ſtruction an dieſes lautet, doch das hat nicht geant-wortet ...."

„Hübſch, hübſch!“ murmelte Mansfeld.

„Vielmehr durch die That geantwortet, da es den König von Ungarn zur Wahlausübung zuzulaſſen beſchloſſen hat, für Böhmen, das ihm nicht mehr gehört! Wäre unſer Manifeſt, das aus ſo unwiderlegbaren Gründen Ferdinand des Throns verluſtig erklärt, vier Wochen früher erlaſſen worden, es ſtünde wol anders! Doch das ſind Geſpenſter; wenn wir nur ſonſt die Augen offen halten. In Folge der Zurückweiſung haben unſere Legaten zu Hanau durch einen Advocaten einen Proteſt gegen die Gültigkeit der Theilnahme Ferdinand's an der Kaiſerwahl aufnehmen laſſen!“

„Proteſt eines Federfuchſers“, warf Mansfeld verächtlich hin, „das wird etwas helfen! Mit der eiſernen Feder proteſtiren wirkt beſſer!“

„Das iſt darum nicht ausgeſchloſſen“, ſagte Thurn und las weiter:

„Aus Siebenbürgen lauten die Nachrichten beſſer. Jeſſenius ſchreibt uns, daß Bethlen Gabor ſich endlich entſchloſſen hat, es ganz mit uns zu halten. Er will mit 60000 Mann in Ungarn einrücken, Presburg nehmen, und dann nach Wien ſelbſt vorgehen. Allein er verlangt, daß auch aus Böhmen ein Herr dahin rücke!“

„Nun Thurn!“ rief Mansfeld laut und ſprang mit leuchtenden Augen auf. „Jetzt laßt Euch die Kirſchen nicht zum zweiten male vorm Maule wegſchießen. Wenn nur da drinnen — er deutete nach der Gegend von Prag — erſt Ordnung und Einheit iſt! — Wir halten zuſammen, ſchmeißen Boucquoi aus Budweis hinaus, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Ich rücke auf Linz und Ihr auf Wien! Vor Sommers Ende müſſen wir da ſein! Wenn Ihr mit Bethlen Gabor zuſammentrefft und nicht eine Breſche in

die Wälle legt, daß der Stephansthurm durchmarſchiren kann, ſo müßte es mit dem Teufel zugehen. — Es geht eine neue Sonne auf! — Topp! Nochmals! Ich bleibe! Aber laßt uns bald an die Arbeit! — — Was ſchreibt Olbramowitz ſonſt noch?“

„Nichts Erhebliches. Nur daß er uns dringend auffordert, am ſechsundzwanzigſten und ſiebenundzwanzigſten ſpäteſtens ſelbſt nach Prag zu kommen, und Freunde für die Wahl zu werben, ſo viel wir vermögen!“

„Ich komme!“

„Ich gewiß“, erwiderte Thurn. „Im Lager iſt vorläufig nichts zu beſorgen. Boucquoi hat genug mit ſich ſelbſt zu thun, und auf meine Oberſten kann ich mich verlaſſen!“

„Ich auch, das will ich meinen!“ antwortete Mansfeld. „Wir gehen alſo zuſammen nach Prag. Den ſechsundzwanzigſten? Das wäre heut über acht Tage!“

„Ja. Aber beſſer wäre es, wir gingen ſchon morgen!“ —

„Ich bin dabei. Ich bin kein Freund vom Zaudern! Wer nicht will, wenn er kann, kann nicht, wenn er will, iſt mein alter Satz, und ich habe oft genug die Wahrheit davon zu meinem und Anderer Schaden erfahren. — Hier, meine Hand darauf!“

„So habe ich Euch denn wieder!“ rief Thurn mit Wärme und ſchüttelte ihm die Hand herzlich. „Mansfeld! bleibt unſerer Sache getreu! Wenn auch finſtre Wolken darüber hinziehen! — Alſo wir reiten morgen! Nun aber laßt uns auch heut leben! — Ihr bleibt über Nacht hier! — Kommt herüber zu den Frauen. Sie werden Alle froh ſein, nach dieſen langen Zeiten voll Getümmel, Angſt und Sorge einmal einen glücklichen Abend mit uns zuzubringen.“

„Gut! So ſoll uns denn auch einmal ein froher Tag erquicken!“ rief Mansfeld freudig aus.

„Kommt, Geſell!“ wandte er ſich zu Xaver, der bis dahin beſcheiden bei Seite geſtanden hatte, und zog ihn am Arme fort; „ich kann mir denken, daß Eure brave Frau Liebſte auch hier iſt! — Ich habe keine — dafür habe ich ſie alle!“ ſetzte er lachend hinzu, und alle Drei gingen mit neu erfriſchten hoffenden Herzen hinüber zu den Frauen. —

Neuntes Capitel.

Dieſe hatten jetzt ihre Wohnung in einem der Hauptgebäude der Veſte, im Kaiſerthum, in den hohen Gemächern ſelbſt, welche einſt der Erbauer der Burg, Kaiſer Karl bewohnt hatte. Sie würden dieſe mit Ehrfurcht betrachteten, ja gewiſſermaßen heilig gehaltenen Räume nicht zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, wenn die Burg andere dargeboten hätte. Allein da wegen der kriegsunruhigen Zeiten die Beſatzung der Veſte hatte verſtärkt werden müſſen, da Otto von Loß, der Unterburggraf, jetzt ſelbſt dauernd dort wohnte, waren die inneren Räume ſehr beſchränkt, und Thurn hatte es bei den Statthaltern leicht erwirkt, daß man ihm, welcher eigentlich mit vollem Recht Obriſtburggraf der Veſte war, für die Seinigen jene kaiſerlichen Gemächer eingeräumt hatte, die ohnehin ſeit langer, langer Zeit nicht mehr bewohnt wurden. Der Sturm der Zeiten hatte auch dieſen mächtigen Bau, und

ſeine tiefgewurzelten Einrichtungen ſchon gelockert, ſodaß die alte Strenge in der Heilighaltung der Gebräuche, die von dem Erbauer eingeführt war, ſchon ſeit undenklicher Zeit nicht mehr geübt wurde. —

Heil Dem, welchem in ſo ſturmvollen Zeiten bei ſo wetterſchwerem Himmel auch einmal ein lichter Tag ſich über dem Haupt wölbt, wo ein reines Friedensblau auf die Erde niederſchaut und das Bewußtſein neu erweckt, das jenſeit der ſchwarzen Sturmgewölke, hoch über ihnen, der ewig reine Aether lächelt! Und doppelt Heil Dem, der noch die friſche Kraft der Seele beſitzt, an ſolchen Gnadentagen frei aufzuathmen, und das ſorgenvolle Geſtern wie das drohende Morgen zu vergeſſen!

Nicht Alle, die jetzt in dem kleinen Burgbezirk der Veſte Karlsſtein ſich des beſeligenden Friedenstages erfreuten, beſaßen dieſe Kraft. Nur der ſturmgehärtete Mansfeld, Xaver's Fülle der Kraft und Jugend, und Thekla's ahnungsloſe Knospe, die ſich bis jetzt nur in dem milden Strahl friedlichen Glaubens und Vertrauens geöffnet hatte.

Der Sturm rauſchte machtlos an ihr vorüber, wie er mit dem zarten Blatt nur ſpielt, ſeine Gewalt nur aus der Macht des Widerſtandes gewinnt, das Rohr wiegt, die Eiche bricht.

In Eliſabeth von Thurn's ſorgenſchweres Herz war ſeit jenen erſten Tagen offenen Kampfes der reine Lichtſtrahl des Friedens und der Hoffnung nie wiedergekehrt; ſelbſt auf den Gipfeln des Glückes und Erfolges ſah ſie ſtets die ſchreckende Tiefe des möglichen jähen Wechſels vor ſich.

Durch Thereſens ahnungsvolle Bruſt zogen fortdauernd Gewölke. Sie ſah ſonnenhelle Lebensſtreifen und finſtre Wolkenſchatten auf dem Pfade der Zukunft wechſeln; doch am äußerſten Horizont lagerte es ſich ihrem Blick

nächtlich und blutig geſtreift. Dennoch nahm ſie in ihrem feſten Sinne jede Wohlthat des Augenblicks dankbar hin, und ihre Hoffnungen richteten ſich über das Irdiſche hinaus. Sah ſie am Rande der Erde Dunkel und blutiges Grauen, ſo wußte ſie das unvergängliche Jenſeit vom ewig klaren Sternenhimmel überwölbt, und dorthin legte ſie das letzte muthaufrichtende Ziel ihres Hoffens und Glaubens. Die Kraft, welche ihr von dort her in die Bruſt ſtrömte, gab ihr die des Genuſſes heiterer, wenn auch flüchtiger Gegenwart, und die ruhige Feſtigkeit in den wildeſten Erſchütterungen.

Thurn endlich, der Letzte in dem trauten Kreiſe, welcher ſich hier verſammelt fand, zeigte eine helle, muthig aufgerichtete Stirn; allein in der Tiefe der Bruſt war ihm die Sorge ſchwerer erwacht, als er wahrnehmen ließ. Das dunkle Bewußtſein der Reue über den leichten Sinn, mit dem er, ſich über Vieles ſelbſt täuſchend, das wagnißvolle Spiel begonnen, war es hauptſächlich, das ſeine felſige Kraft untergrub. Hätte er ſich mit vollem Vertrauen ſagen können, du mußteſt handeln wie du gehandelt haſt, ſo würde er auch mit vollem Vertrauen dem Ausgang ſeines Thuns entgegengeblickt haben. Er hätte das Schwerſte als eine Schickung hingenommen, deren verworrenes Räthſel er vielleicht nicht zu löſen vermocht hätte, wobei aber ſeine Bruſt völlig frei von dem Fels der Verantwortung geblieben wäre, der auf ihr laſtete. So aber empfand er es täglich ſchwerer, wie ſehr er ſich auch darüber zu täuſchen ſuchte, daß Ruhe und Maß von ſeiner Seite ſeiner Sache die größere Würde unantaſtbarer Gerechtigkeit gegeben hätten, während ſein Vorwärtsdrängen dieſen ſicherſten Grundpfeiler durch die Wogen ſelbſtſüchtiger Leidenſchaft, die ſich mit in die Bahnen der Berechtigung drängten, tief

unterhöhlt hatte. Er mußte ſich, wenn er ſich ernſt prüfte — und in drohender Stunde, wo die Geſchicke ſchwankten, entging er dieſer unbeſtechlichen Prüfung nicht — er mußte ſich ſagen: Du haſt dich des Unrechts deiner Gegner erfreut, um das deinige, dein ehrgeiziges Wollen, dadurch zu rechtfertigen. Du haſt nicht die letzten Mittel erſchöpft, um auf ruhig geſetzlichen Wegen das Recht zu gewinnen, ſondern du haſt dem Gegner ſelbſt die Brücke der Erkenntniß und Verſöhnung abbrechen helfen, um die Bahn der Gewalt zur unvermeidlichen zu machen. Du würdeſt, als die Dinge auf der Spitze ſtanden, die Schlichtung auf den Wegen des Friedens ungern geſehen haben, weil ſie dein eigenes ehrgeiziges Vordringen gehemmt hätte! Du haſt die Zwietracht gewählt, wie ſehr du auch den Schein herbeizuführen bemüht warſt, daß du gewaltſam hineingedrängt werdeſt! — Dieſe Klarheit über ſich ſelbſt, die Thurn gewonnen, oder die ſich ihm unerbittlich aufgedrängt hatte, ließ ihn auch die Lage der Dinge klarer überblicken, als er es Anderen zugeben wollte. Er hatte Hoffnungen, ja, daß Alles ſich zum glücklichen Ausgang geſtalten werde, wenn diejenigen, denen die Thaten dafür oblagen, ihren Pflichten entſprachen. Allein er hatte wenig Hoffnung, daß dies geſchehen werde. Er ſah vielleicht noch ſchärfer als Mansfeld das Unheil der Verworrenheit in der Führung der Angelegenheiten des Landes. Den lockeren, äußeren, ſcheinbaren Zuſammenhang innerlich wahrhaft zerſpaltener Parteien, die gegenſeitige Misgunſt, die eigenſüchtigen Triebfedern, wodurch Vieles gelähmt wurde. Er hatte geheime Scheu, noch mehr als Mansfeld, vor der Unſchlüſſigkeit und dem leichten Sinn des Fürſten, dem Böhmen ſein Geſchick anvertrauen ſollte. Er erkannte ſogar das ſchwere und gefahrvolle Unrecht, das derſelbe auf ſich nahm, wenn

er als Fürſt des Reichs den Thron eines anderen Fürſten als willkommenes Erbe der Verhältniſſe in Anſpruch nähme! Er fühlte wie die Schwere und Gefahr dieſes Unrechts ſich verdopple, wenn Ferdinand das Ziel, wonach er mit unableugbar kühner Beharrlichkeit mitten in den Verwirrungen und Erſchütterungen ſeiner eigenen Lande ſtrebte, die deutſche Kaiſerkrone, wirklich erreiche. Er erkannte aber auch zugleich, daß der ganze Kampf Böhmens ein vergeblicher, verlorner ſei, daß die furchtbarſte Nemeſis die Entzünder deſſelben heimſuchen werde, wenn dem großen, kühnen, politiſchen Schritte Ferdinand's nicht ein verwegener entgegengeſetzt werde. Darum drängte er mit allen ſeinen Kräften dahin, daß es endlich dazu komme, Einem die Gewalt der Herrſchaft zuzuwenden, wenn auch dieſer Eine nicht in dem Maße das Vertrauen in Anſpruch nehmen konnte, wie es die Lage Böhmens forderte. Die zuſammendrängende Kraft eines Willens, dem ſich Alle beugten, war jedenfalls beſſer als die zerſplitternde des vielköpfigen Willens. Aus dieſer gerettet zu werden, aus dem Verderben zerſpaltender Richtungen, aufreibender Zwiſte, auseinander fallender Kräfte verworrener Anordnungen, war jetzt das Nothwendigſte für Böhmen. Ob es gelingen werde, durch die Wahl Friedrich's von der Pfalz und ſeine Annahme der Krone, darüber hegte freilich auch Thurn noch ſeine Zweifel, allein er verbarg ſie Anderen, und ſuchte ſie ſich ſelbſt zu verbergen, ſie zu vergeſſen, ſoviel als möglich, um nur vorerſt den tiefen Unterhöhlungen und Gefahren der gegenwärtigen Zuſtände zu entgehen. Deshalb war er auch ſo eifrig in Mansfeld gedrungen, die Sache Böhmens nicht zu verlaſſen, obwol er die Urſachen ſeines Zornes nur allzu gegründet fand; denn mit dieſer mächtigen Kriegesſtütze brach ein neuer Pfeiler des ſchwanken Baues zuſammen und der neue König Böhmens

fand den Boden, auf dem er ſeinen Thron errichten ſollte, noch unterhöhlter, als er ſchon jetzt war. Ob ſpäter die gute Zeit eintreten werde, die er Mansfeld weiſſagte und die dieſer mit freudiger Hoffnung im Bewußtſein ſeiner eignen Rüſtigkeit ergriff, darüber ſtieg freilich manches beunruhigende Gewölk in Thurn's Bruſt auf. Indeß auch er ermannte ſich, es heut zu verſcheuchen, und den einen Tag des Glücks und der Freude, der ihm in dem Beiſammenſein ſo vieler einander und ihm ſelbſt innig Angehörenden zu Theil wurde, als ein Gnadengeſchenk des Himmels dankbar zu empfangen, und es ſo warm und innig zu umfaſſen, als es ihm irgend möglich ſei.

Er ging daher auf Mansfeld's Scherz über die Frauen, daß er keine, und dafür alle habe, munter ein, und ſagte im Hinübergehen zu den Wohngemächern der Frauen: „Die unſrigen wollen wir aber doch ausnehmen und für uns behalten Mansfeld, ſonſt möchte es zu den leidigen Welthändeln noch andere unter uns hier ſetzen; denn, was den Punkt der Eiferſucht anlangt, ſo glaube ich, daß unſer Hauptmann hier ſo empfindlich iſt wie irgend Einer!“

„Da wäre er ein großer Narr“, erwiderte Mansfeld lachend, „denn ich bin gewiß, er hat in dieſem Punkt weniger zu beſorgen als Einer auf der Welt. Schon im vorigen Jahr, — ja es wird ziemlich jährig ſein, als ich ſeine Ehehälfte bei Euch kennen lernte und neben ihr ſaß, da Eure Frau, Thurn, nichts für ungut, mir nicht ſo viel Vertrauen ſchenkte, um mich neben Eure Tochter zu ſetzen, ſchon damals mußte ich mir ſagen: Das iſt eine Feſtung, die ſich ſelbſt vertheidigt. Die kann man in die Luft ſprengen, aber nicht erobern.“

„Und er hat ſie doch erobert“ antwortete Thurn lachend, und ſchlug Xaver leicht auf die Achſel. — —

— — Die drei Frauen, Eliſabeth und Thekla, nebſt Thereſe, ſaßen in dem hohen geräumigen Gemach, welches der Vorſaal Kaiſer Karl's geweſen, mit weiblichen Handarbeiten beſchäftigt, einer Thür mit Glasſcheiben gegenüber, die nach einem Balcon hinausging, von welchem man den reizenden Ueberblick des Waldthals genoß, in deſſen Mitte die Burg auf einem kegelförmigen Berge lag, rings von ſtolzen, grünbewaldeten Höhen umgeben, deren Gipfel ſie ſelbſt meiſt überragten, die indeſſen doch durch die Einſenkungen und Thalſpaltungen auch manche maleriſche Fernſicht geſtatteten. Eliſabeth empfing Mansfeld mit der ihre igenen feinen, freundlichen Sitte, welche ſelbſt dieſem wilden Zögling des Kriegslagers einen unwillkürlichen Zügel anlegte, ſodaß er die rauhe Außenſeite nach Möglichkeit glättete.

„Wir haben unſere Friedenstractate abgeſchloſſen und alle Geſchäfte für heut abgethan", redete er die Gräfin mit herzlicher Freundlichkeit an, indem er ihr die Hand küßte; „nun möchten wir gern der Muße froh werden. Werdet Ihr uns wilde Geſellen aber in Euren Gemächern dulden, Frau Gräfin?"

„Graf Mansfeld weiß die Wildheit abzulegen wie die Waffen", antwortete ſie lächelnd und fügte die Bitte hinzu, daß er Degen und Hut weglege. — Er that beides. — Xaver und Thereſe, die einander ſchon begrüßt hatten, bevor er zu Thurn hinüberging, reichten ſich nur mit freundlichem Blick die Hände.

„Ja, wir haben die Arbeit hinter uns, auf einen Tag wenigſtens", begann Thurn. „Morgen wird ſie uns ſchon wieder zu finden wiſſen. Aber in ſo arbeitvollen Zeiten wie die unſrigen muß man den Augenblick der Muße feſthalten und ihn ſoviel als möglich genießen. Der Soldat

auf dem Marſch hat auch nur kurze Ruheſtätten, aber er weiß ſie zu ſchätzen.“ —

Mansfeld hatte den Degen in die Ecke geſtellt und ſeinen Generalshut darüber aufgehängt. Er kehrte zu den Frauen zurück und ſah ſowol Thereſen als Thekla mit aufmerkſamen Blicken an: „Ein ganzes Jahr und darüber iſt es her, daß ich die jungen Frauen nicht geſehen habe; dennoch iſt mir's wie geſtern, ſo gut habe ich ſie im Gedächtniß behalten“, ſagte er in heiterem Ton. „Ich hätte ſie mitten im Walde erkannt. Und doch, Gräfin Thekla“, wandte er ſich zu dieſer, „Ihr ſeid Euch zum Erſtaunen gleichgeblieben, und habt Euch zum Erſtaunen verändert! — Ihr müßt Eure Freude haben, Thurn, an einer ſolchen Tochter!“

Thekla erröthete bei dem unverhohlenen, faſt derb herausgeſagten Lobſpruch des Kriegsmannes. Ihre Mutter nahm das Wort für ſie: „Unſere Freude iſt, daß ſie fromm und gut iſt, wie wir uns nur eine Tochter wünſchen können.“

„Wenn ſie ſo fromm iſt wie ſchön“, fuhr Mansfeld, der ſeine Eigenthümlichkeit nicht verleugnen konnte, heraus, „ſo muß ſie frömmer ſein als die Mutter Gottes. Und will mich die junge Gräfin von meinen Sünden abſolviren, ſo brauche ich keinen andern Beichtvater mehr.“ Mit dieſen Worten ergriff er ohne Umſtände mit ſeiner linken Hand ihre rechte, drückte ſie ihr kräftig und ſtreichelte ſie zugleich mit der rechten freundlich unters Kinn. Thekla ließ es lächelnd geſchehen und ſagte anmuthig: „Dieſe Sünde ſollte ich ſchon nicht vergeben, Herr Graf; Ihr maßt Euch Vaterrechte über mich an!“

„Wahrhaftig, die möchte ich beſitzen, und würde ſtolz darauf ſein“, rief er aus. „Der Wunſch iſt doch keine Sünde?“

„Laßt die Sünde aus dem Spiele“, ſagte Thurn lächelnd dazwiſchen: „es trägt ein Jeder genug daran! Im Uebrigen glaube ich nicht, Mansfeld, daß Ihr in Eurem Leben die Beichtväter allzu oft behelligt habt, und ſo wird's Euch auch wol jetzt nicht Noth darum thun!“

„Wer weiß, Thurn“, antwortete Mansfeld heiter, „wer ſchwerer in die Wagſchale zu legen hat, Ihr oder ich! Doch gebe ich Euch Recht, wir wollen das Sündencapitel mit Ja und Amen abſchließen. Trage Jeder was er kann! Meine Laſt mag nicht zu leicht ſein, aber ich habe auch ein paar kräftige Schultern!“ — Indeſſen hatte er ſich Thereſen genähert und gab auch ihr herzlich die Hand. „Meines Hauptmanns Frau iſt mir auch etwas Subordination ſchuldig, und ich will Euch gleich einen Dienſt auflegen! Ihr ſollt mir mit Nechodom gemeinſchaftlich Alles ganz erzählen, was ich erſt halb weiß. Aber ich weiß genug um Euch zu ſagen, daß Ihr eine Frau ſeid, wie ich nicht eine zweite für einen meiner Hauptleute finden könnte! Mein Wort zum Pfande! Ich rede wie ich denke!“ Nach dieſen Worten nahm er ſie ohne Umſtände herzlich in den Arm und küßte ſie auf die Stirn und auf den Mund; Thereſe erwiderte den Kuß von Herzen. Ja, es durchglühte ſie ein Gefühl des Stolzes, von einem ſo berühmten Krieger ſo herzlich begrüßt zu werden.

„Mir ſcheint, Ihr wollt Vaterſtelle am ganzen weiblichen Geſchlecht vertreten, Mansfeld“, ſagte Thurn lachend, „aber da muß ich doch für mein Haus einigen Einſpruch thun! — Doch bei Vater und Vaterſtelle! Wo iſt denn Wolodna? Er darf uns heut nicht fehlen, und unſer Hausherr und Hauswirth“ — er meinte den Unterburggrafen Otto von Loß — „muß ebenfalls heut mitten unter uns ſein.“

„Der Vater iſt hinabgegangen, um für die Unterkunft der Leute und Pferde des Herrn Generals zu ſorgen“, ſagte Thereſe mit einem Blick auf Mansfeld. „Der Herr Burggraf“, ſetzte ſie hinzu, „iſt im Brunnenthurm, um das neu hergeſtellte Schöpfwerk zu prüfen.“

„Xaver geht wol hinunter ſie zu benachrichtigen!“

„Die Abendtafel iſt im Audienzſaal gedeckt“, rief die Gräfin dem ſchon Gehenden nach; „dort werden die Herren uns finden.“

„So laßt uns gleich hinübergehen“, antwortete Thurn.

„Gern“, ſagte Eliſabeth und wandte ſich zu Mansfeld, um ſeinen Arm zu nehmen.

Die zarte Geſtalt der feinen hohen Frau ging an der Seite des berühmten Kriegsmannes leicht dahin. Die Anderen folgten. Der alterthümliche Saal, ehemals der Empfangſaal Kaiſer Karl's, hatte hohe, helle Fenſter und gleichfalls eine bunte Flügelthür von Glasſcheiben, die auf einen Balcon hinausging, mit denen die alte Kaiſerwohnung ſo reich verſehen war, weil ihr Bewohner ein warmer Freund ſtiller Größe, Schönheit und Einſamkeit der Natur war. Gern weidete er ſein Auge an den grünen, hochbewaldeten Höhen, welche die Veſte rings wie eine zweite Veſte umſchloſſen, und an den tiefen reizvollen Thälern, die den Ring dicht um das Schloß zogen. Einen ſolchen Blick bot auch dieſer Saal durch ſeine Fenſter und vom Balcon herab dar.

Die Sonne ſtand ſchon tief und gab dem Kranz der Gebirge rings umher die warme duftige Beleuchtung des Abends; die Waldabhänge, welche ihr Strahl traf, ſchimmerten im goldigen Glanz. Wildes Weinlaub ſchlang ſich in vollen dichten Ranken um das nächſte Gemäuer; die Abendlüfte ſpielten leicht mit den Blättern. Die geſenkte

Sonne blitzte funkelnd zwiſchen den Thalöffnungen hindurch.

„Ein herrlicher Lagerplatz“, ſprach Mansfeld zu Eliſabeth, „ich wünſchte, Gräfin, ich könnte Euch zu meinem Quartiermeiſter machen!“

„In der That ein ſchöner Abendſitz“, erwiderte ſie lächelnd und doch mit bewegtem Ton der Stimme, denn der Reiz der Landſchaft, verſchmolzen mit der Wehmuth des abendlichen Duftes, der ſich in der milderen Beleuchtung darüber hinhauchte, übte auf ihr jeder Gabe der Natur empfängliches Herz eine Gewalt, die ſich durch die weiche Stimmung, in welcher ſie ſich ſchon befand, noch verdoppelte.

Die Plätze an der Tafel waren ſo geordnet, daß Alle des Blicks auf die Landſchaft genoſſen.

Otto von Loß und Wolodna traten jetzt auch mit Xaver ein.

Nach wenigen Minuten ſaß der kleine Kreis der eng Verbundenen und Hoffenden, wenn auch nicht Glücklichen — denn wer war glücklich in dieſen ſchweren Tagen? — in behaglicher Weiſe beiſammen. Mansfeld war der Geſprächigſte, weil er der Sorgloſeſte war. Kämpfen und Wagen, den Anderen nur das mit Widerſtreben erwählte Mittel, um zu ihren Lebenszielen zu gelangen, war ihm der Lebenszweck ſelbſt. Daher hatte er es am leichteſten in dieſen ſturmbewegten Zeiten! Nur unter ehrenhaften Verhältniſſen, das war die Bedingung ſeines Glücks, wollte er dieſen ſeinen Lebenszweck erfüllen. Dafür hatte Thurn ihm neue Hoffnungen angefacht, und ſo verſchmerzte er die vergangene Unbill, die er erlitten, warf ſie zu den vernarbten Wunden, die er auch längſt nicht mehr fühlte. — Seine zuverſichtliche Heiterkeit machte auch die Thurn's, welche dieſer ſich mehr erzwungen hatte, als

daß ſie freiwillig bei ihm eingekehrt wäre, zu einer natürlicheren, ſodaß er bald wirklich für den Augenblick die Sorge vergaß, die in ſeinem Innern wach blieb. Denn das eine Glück iſt des Menſchen allgemeines Erbtheil, daß er auf kurze Friſten ſelbſt das Unvergeßliche vergeſſen kann. Keine Kraft, keine Empfindung in ihm iſt ganz vertilgbar, keine ganz unvertilgbar; jede kann lange ſchlummern, und dann auf Augenblicke allein herrſchend erſcheinen. Heut erwachte die der Freude; Gram und Sorgen entſchlummerten, und ein Schleier legte ſich über ihr düſtres Reich.

Selbſt Eliſabeth, deren Seele ſich am tiefſten in jenes nächtliche Dunkel verſenkte, und ſelten den Lichtblick der Hoffnung empfand, wurde von dem milden Flügel dieſer beglückenden Stunde emporgetragen. Nur eine Sehnſucht erwachte mit tiefer Innigkeit in ihrer Bruſt; es war das Mutterherz, das ſie empfand.

„O wenn doch Heinrich heut unter uns wäre", ſagte ſie mit einem ſanft leuchtenden Blick, der nur das Glück, welches die Erfüllung dieſes Wunſches ihr dargeboten haben würde, ausdrückte, nicht den Schmerz, daß er unerfüllt blieb, und wandte das Auge erſt zu Thurn, dann zu Thekla.

„Ihr habt einen braven Jungen", nahm Mansfeld das Wort auf, und erhob ſeinen Becher gegen Thurn; „ich habe davon gehört, wie er ſich ſchon bei Czaslau geſchlagen hat."

„Er hat auch den ſchönſten Lohn dafür erhalten", ſagte Thekla mit glänzenden Augen.

„Und welchen?" fragte Mansfeld und ſah Thurn dabei erwartungsvoll an.

„Eine Narbe gerad auf der Stirn. Sie ſteht ihm prächtig unter den blonden Locken und über dem blauen Auge", antwortete Thekla in ihrer Lebhaftigkeit.

Mansfeld ſah ſie mit einem freudigen Blick an. „Alſo eine Narbe iſt ein ſo ſchöner Lohn? Nun, da habe ich auch manchen ſchönen Lohn empfangen, doch ich hätte mir zuweilen einen beſſeren gewünſcht!“

„Eine ſolche Narbe, eine erſte, iſt gewiß ein ſchöner Lohn, ein theures Andenken!“ beharrte Thekla mit gleicher Lebhaftigkeit.

Thereſe, die wenig ſprach, aber Allem mit ihrer verſtändigen Aufmerkſamkeit folgte, ſah bei dieſen Worten Theklas dieſelbe mit dankbaren Augen an und wandte dann den Blick zu Xaver, der auch etwas von ſolchem Lohn aufzuweiſen hatte.

Mansfeld ſagte ſehr heiter: „Ich hätte nicht gedacht, daß ſchöne Mädchen eine ſolche Leidenſchaft für Narben haben könnten! Bei allen Heiligen, das verheißt mir auch noch Glück in der Liebe trotz der grauen Haare, die ſich ſchon bei mir einſchmuggeln! Denn von dergleichen verteufelt theuren Andenken habe ich wahrhaft eine kleine Sammlung. Leider denken nur nicht alle ſchöne Jungfrauen ſo wie Ihr, kleine Heldin! Ihr ſcheint wahrlich eine zweite Jungfrau von Orleans, Gräfin Thekla! Helm und Panzer und Schwert würden Euch nicht übel ſtehen! Ja, ich muß es rühmen, Böhmen hat Frauen, die es ſeinen Männern beinah zuvorthun!“ Er heftete ſein Auge auf Thereſen; ein leichtes Lächeln und Erröthen überflog ihre ſchönen Züge.

„Es hat Männer, auf die ſeine Frauen ſtolz ſein dürfen“, ſagte ſie mit edler Erhebung, ohne jedoch einen der Anweſenden dabei anzuſehen.

„Und Frauen, auf die ſeine Männer ſtolz ſein müſſen, ſonſt wollte ich ſie nicht des Teufels werth achten“, fiel Mansfeld ſogleich ein. „Sie ſollen leben!“ Er erhob ſeinen Becher und hielt ihn Thurn und der Reihe nach den

Anderen hin; die Frauen grüßten lächelnd. „Ihr habt da drei Edelſteine in Eurer Grafenkrone, die ich mir in mein Wappen wünſchte“, fuhr er wieder zu Thurn gewendet fort und ließ ſeine blau blitzenden Augen über die drei Frauen hinſtreifen.

„Ihr vergeßt, Mansfeld“ antwortete Thurn, „daß ich nur zwei davon in meinem Wappen führe.“

„Pah! Der dritte gehört Euch ebenſo an! Hier iſt Alles, und das freut mich, ein Fleiſch und Blut, ein Herz und eine Seele! Möge es ſo bleiben! — Aber beneiden kann ich Euch! Ihr ſeid ein reicher Kerl, Thurn! Ich bin ein Habenichts!“ Er ſtieß den Becher wie unwillig auf den Tiſch.

„Nun, nun!“ antwortete Thurn lächelnd und deutete auf Mansfeld's Degengehenk, „wer ein ſolches «Omnia mea mecum porto» ſagen kann wie Ihr, der iſt reich genug!“

„Habe den Teufel davon!“ rief Mansfeld wie zuvor.

„Laßt nur die Sonne nicht über Eurem Zorn untergehen“, fuhr Thurn heiter fort und deutete mit dem Finger hinaus, denn eben funkelte ſie glühend dicht am Rande des Thalhorizonts. „Nehmt den Becher, ſtoßt an! Beeilt Euch, ſonſt kommen wir zu ſpät!“

Mansfeld blickte hinüber. Die Feuerkugel ſchwebte im klarſten Aether, kein Wölkchen umzog weithin den Himmelsrand. Ein plötzlicher Ernſt, eine kühne Erhebung überflog die Züge des Kriegshelden. Er nahm den Becher und hob ihn empor. Es trat eine feierliche Stille ein. Der Saal war mit glühendem Golddunſt erfüllt. Die drei Frauengeſtalten ſaßen in verklärendem Schimmer, denn gerade ſie wurden von den Strahlen des funkelnden Geſtirns getroffen,

während die Schatten der Pfeiler auf die Männer fielen. Nur Mansfeld's Haupt war gleichfalls hell umleuchtet. Aller Blicke hingen an ſeinem Antlitz, und er ſagte tief bewegt:

„Möge von nun an die Sonne über Böhmen ſtets ſo heiter aufgehen, wie ſie heut untergeht!“

Auf das letzte ſeiner Worte fiel der erſte Ton der Burgglocke, die den Abend einläutete. Eine unverkennbare Wehmuth und feierliche Erhebung ergriff alle Anweſenden, ſelbſt den felſigen Krieger. Er ſetzte ſtill den Becher an die Lippen, ohne ihn zum Anklingen zurückzunehmen. So thaten Alle. Indem Mansfeld ihn leerte runzelte ſich ſeine Stirn, und er zog die Brauen zuſammen. Man ſah, daß ſein Glaube nicht im Einklang mit ſeinem Wunſch war. Mit dem letzten Zug, den er that, verſchwand die Sonne, und plötzlich umhüllte tiefer Schatten den Saal. Ebenſo plötzlich war der ſchwere dunkle Flügel des Ernſtes dem leichten Flügelſchlag des Scherzes gefolgt.

Neunzehntes Buch.

Zehntes Capitel.

Die alte mächtige Reichsſtadt Frankfurt war in den letzten Tagen des Auguſt des Jahres 1619 von dem reichen Leben und der Pracht des Verkehrs erfüllt, welche jedesmal die Wahl und Krönung eines deutſchen Königs und römiſchen Kaiſers begleiteten.

War die Kaiſerwahl ſtets ein Gegenſtand von höchſter Wichtigkeit, der alle Gemüther beſchäftigte, und auch das Volk ſelbſt im tiefſten bewegte, ſo war dies jetzt noch in viel erhöhtem Maße der Fall. Denn obgleich die in Böhmen ausgebrochenen Kriegsſtürme noch nicht, wie leider nur zu bald, verheerend durch das ganze Vaterland brauſten, ſo hatten die Erſchütterungen des gewaltſamen Bruches zwiſchen Volk und König ſich doch ſchon nach vielen Richtungen fortgepflanzt und wurden, wenn auch gemildert, weithin empfunden. Es war ja nur ein neuer Kampf aus alter Zwietracht, der ſich an den Ufern der Moldau entzündet hatte! Der Religionszwieſpalt, welcher ſeit länger als einem Jahrhundert die edelſten Kräfte Deutſchlands gegeneinander aufrieb und ſoviel Blut und Thränen fließen ließ, trieb auch hier wiederum die friedlichen Strö-

mungen gegeneinander. So fühlte jeder Deutſche, er mochte dem alten päpſtlichen Glauben oder irgend einer der neuen Lehren anhängen, in dem böhmiſchen Streit mehr oder weniger ſein eigenes Innerſte betheiligt, und empfand es klar, wie entſcheidend die jetzige Kaiſerwahl für ganz Deutſchland ſei. In Frankfurt, dem Schauplatz derſelben, ſteigerte ſich natürlich der Eifer der Theilnahme auf den höchſten Punkt. Alles was in der Stadt geſchah, worauf nur das Auge fiel, regte dieſelbe an.

Der bloße Anblick der Stadt gab dieſe Stimmungen kund. Auf der Sachſenhauſener Brücke, auf der Zeile, in allen Hauptſtraßen, auf den Plätzen, ſah man die Menge hin- und herfluten. Sie ſtaunte, bald in Gruppen zuſammengedrängt, bald ein freiwilliges Spalier bildend, die ſchwerfälligen aber prächtigen Carroſſen an, in denen die anweſenden Fürſten mit ihrem hohen Gefolge oder ihren ſie vertretenden Abgeſandten zu gegenſeitigem Beſuch oder nach den gemeinſchaftlichen Verſammlungsorten fuhren. Reiter in allerlei prächtigen Ausſtaffirungen und goldblitzenden Staatscolletten gaben den Kutſchen das Geleit. Von Gold und Silber ſtrotzende Diener ſtanden hinten auf denſelben; Kutſcher mit langgelockten Perücken, wie ſie jüngſt in Frankreich aufgekommen waren und von einigen vornehmen Fürſten ſogleich nachahmend für ihre Dienerſchaft eingeführt wurden, ſaßen auf den mit Sammet überhangenen, durch prächtige Franſen geſchmückten Kutſchböcken. Die Pferde, vor den fürſtlichen Wagen zu ſechs lang geſpannt, waren mit ſchweren Geſchirren bedeckt, von Gold- und Silberblechen ſtrotzend, und mit bunten Bändern, Schnüren und Franſen überreich verziert. Es waren meiſt Roſſe von edler brabanter oder ſpaniſcher Zucht, groß, ſtark, aber ſchwerfällig. Auf den Köpfen prangten hohe Büſche von

gefärbten Straußenfedern, welche den ſtolzen Gang der Thiere noch ſtolzer erſcheinen ließen. Schaaren von Dienern, zu Fuß oder beritten, folgten bei feierlichen Beſuchen dem Wagen ihres Gebieters, oder bewegten ſich ſonſt in den Straßen auf und nieder in müßiger Geſchäftigkeit. Beſonders ſah man ſie vor den großen Bürgerhäuſern, in welchen die vornehmen Gäſte ihre Wohnungen hatten, wo ſie die Thüren umſtanden, oder auf den Steinbänken und Treppen vor den Häuſern ſaßen. Wohin man blickte trug die Stadt dieſe äußeren Zeichen der wichtigen und entſcheidenden Vorgänge, deren Schauplatz ſie gegenwärtig war. Die Volksmaſſen, welche nur dem Augenblick ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten, und nicht weiter über Das, was ſich für die kommende Zeit an alle dieſe bunten Bilder und Erſcheinungen knüpfen müſſe, nachdachten, ſtaunten dieſelben müßig gaffend an und gaben einander, ſoweit ſie vermochten, Auskunft, wer die Fürſten und Herren in den Carroſſen oder zu Pferd ſeien, zu weſſen Gefolge dieſe und jene köſtlich herausgeputzten Diener oder Reiter gehörten, weſſen Wappen auf den Röcken oder Kutſchenſchlägen zu ſchauen war und Aehnliches. In allem Dieſem ſpiegelte ſich der bunt geſtaltete, lebhaft bewegte Augenblick ab. Doch wenn man die älteren, vornehmeren, beſſer unterrichteten Bürger im ernſten Geſpräch miteinander wandeln ſah und die bedenklichen Züge ihres Angeſichts betrachtete, wenn man wahrnahm, wie Freunde, die einander begegneten, ſich herzlich begrüßten, oft warm umarmten, wie es nur in bewegten Zeiten geſchieht, wo jeder dem Andern ſeinen tiefen Antheil an den gemeinſamen Zuſtänden und Erlebniſſen kund geben möchte; wenn man gar Aeußerungen und Geſprächen näher zuhörte, oder in den verſchwiegenen Raum der Häuſer trat, wo die Alten und Ehrſamen ſich vertraulich beſprachen über

den möglichen Ausfall der Wahl und Alles, was im Gefolge der Entſcheidung lag: dann wurde man inne, daß die Stadt auch jene ſchwer ernſte Stimmung ausdrückte, die im ganzen deutſchen Lande Aller Herzen erfüllte und jedes Auge mit beſorgter Theilnahme ſich auf die Ereigniſſe in der Wahlſtadt richten ließ. —

Der Wahltag ſelbſt — der 28. Auguſt*), ein ewig denkwürdiger Tag für Frankfurt, jetzt und in Zukunft — war eingetreten. Die Bewegung auf Gaſſen und Plätzen, welche ſchon ſeit der ganzen Woche geherrſcht hatte, ſteigerte ſich jetzt noch zu größerer Lebendigkeit. Das Volksgedränge wogte hin und her; die Maſſen ſtrömten dem Dom und dem Römer zu, in deſſen alterthümlichen Räumen die Wahlfürſten oder ihre Abgeſandten ſich verſammeln mußten, um ſich von da im feierlichen Zuge zu Pferd nach der Domkirche zur Wahl ſelbſt zu begeben. Die erfahreneren, kundigeren Bürger, welche in der gegenwärtigen Wahl nicht der erſten in ihrem Leben beiwohnten, belehrten die minder Unterrichteten über die Art und Anordnung der Feſtlichkeiten, ihren Urſprung und die Vorrechte der Stadt Frankfurt bei dem ganzen Hergang. Ein wohlbeleibter, ſeinem feinen reichgeſtickten und ſauber beſetzten Wams nach auch wohlhabender, aber etwas pedantiſcher Bürger ſetzte einigen jüngeren die Gerechtſame der Stadt Frankfurt in Betreff der Kaiſerwahl auseinander.

„Seit Kaiſer Maximilian I.“, erzählte er mit Wichtigkeit, „iſt unſere Stadt Frankfurt der einzige auserwählte Ort, wo die Wahl und Krönung vorgenommen wird. Dieſe beiden wichtigſten Acte, an denen ſich die mächtigſten Fürſten Deutſchlands meiſt perſönlich betheiligen. Kurpfalz

*) Hiſtoriſch.

hat zwar diesmal aus guten Gründen einen Stellvertreter geſchickt, den Grafen Solms, allein —"

Ein paar laut keifende Weiber, die ſich um einen guten Platz zankten, ſtörten den Vortrag; der Redner warf ihnen einen zornigen Blick zu und ſagte zu ſeinen Zuhörern: „Solch Geſchrei iſt höchſt unziemlich an einem ſo wichtigen Tage; es wurde vormals gar nicht geduldet. Noch bei der Wahl des Kaiſers Mathias, viel mehr noch bei der des Kaiſers Rudolphus wurden ſolche Ruheſtörungen ſtreng beſtraft." —

„Erklärt uns weiter", bat einer der Neugierigen.

Der Bürger räusperte ſich. „Aachen, wo ſchon Kaiſer Carolus Magnus gekrönt worden, und Nürnberg hatten den wichtigen Vorzug verloren. Frankfurt hat ihn allein; jeder unſerer Bürger darf ſtolz darauf ſein. Die Reichsinſignien werden zum Theil noch dort aufbewahrt und zu der Feier nach Frankfurt hergebracht; aber es findet keine Wahl noch Krönung mehr dorten ſtatt. — Ja ſelbſt in der italieniſchen Stadt Pavia, wo vormals, nachdem der deutſche König in Deutſchland gekrönt war, der römiſche Kaiſer aus den Händen des Heiligen Vaters die eiſerne Krone empfing — ein Reifen iſt aus einem der Nägel vom Kreuze unſeres Heilandes des Herrn Jeſu Chriſti geſchmiedet — ſelbſt Pavia hat unſerer Stadt nachſtehen müſſen. Und nur noch in unſerem ehrwürdigen Rathhauſe empfängt der erwählte Herrſcher die römiſche Kaiſerkrone!"

Ein lautes Getümmel und Zuſammendrängen des Volks auf einer Stelle ſtörte den gelehrten, mit ſalbungsvollem Nachdruck gehaltenen Vortrag und verdrängte ſogar Redner und Zuhörer von ihrem Platze. Ein Volksſchwarm wälzte ſich ſpottend und lachend den beiden zänkiſchen Weibern nach, die von der Stadtwachtmannſchaft wegen ihres un-

ſchicklichen Betragens weggeführt wurden, um in die Fidel geſpannt zu werden. Sie ſchrien und heulten jetzt noch lauter, als ſie zuvor gezankt hatten, aber noch lauter ſchrie, höhnte und ziſchte der Pöbel.

„Ganz recht ſo!“ rief der wohlbeleibte Wohlhabende, indem er fortgedrängt wurde. „Altes Regiment und Zucht muß gehandhabt werden!“

Das Gedränge wuchs mit jedem Augenblick; kaum konnte man noch die Arme bewegen in der zuſammengepreßten Maſſe. Doch dem übergroßen Lärmen wurde ein Ende gemacht, als die ſchimpfliche Strafe an den beiden Weibern jetzt wirklich vollzogen wurde. Der Schrecken wirkte. Nur ein dumpfes Murmeln ſchwebte jetzt wie hohles Meeresbrauſen über den Schaaren. Jeder Einzelne hütete ſich ein lautes Wort zu ſprechen. Die ſtädtiſchen Mannſchaften, die das Spalier vom Rathhaus zur Kirche bildeten, ſuchten auch dem Gedränge zu ſteuern. Mancher derbe Stoß mit dem Pikenſchaft mußte dabei helfen, und dem Widerſpenſtigen drohte das Schickſal, gleich den zwei Weibern auf der Stelle weggeführt zu werden, um ſtatt des prächtigen Schauſpiels, welches der Wahlzug und die Ausrufung der Entſcheidung verſprach, in den dunklen, mit eiſenvergitterten Fenſtern verſehenen Haftſtuben der Rathswache den Anblick der nackten Mauern zu genießen, wenn er nicht gar vierundzwanzig Stunden in den Stock gelegt wurde, ſo gut wie die Weiber in die Fidel. Dieſes Inſtrument war den beiden Keiferinnen ohne weiteres auf der offenen Gaſſe angelegt worden. Sie mußten die eigenſinnigen Köpfe durch den bauchigen Hintertheil deſſelben, der ſie wie ein Halseiſen umſchlang, und die Hände in den vorderen Theil durch die Löcher des Geigenhalſes ſtecken. Nachdem eine jede mit einer ſolchen Geige verſorgt war, die keinen

andern Ton hatte als das klägliche Geheul der Eingeſpannten, wurden ſie unter dem Gelächter und verhöhnenden Ausziſchen des Volks in das Wachtgebäude abgeführt, um dort mit ihren Geigen einander ſo lange gegenüber zu ſtehen, bis ſich die gegenſeitige Erbitterung in der Schmach der gemeinſchaftlichen Strafe gelegt haben würde. —

„Wie gefällt dir der Halsſchmuck“, fragte ein junger Kriegsmann einen neben ihm gehenden älteren, mürriſch ausſehenden, der gleich ihm ſich als Zuſchauer unter der Menge befand.

„Ich wollte alle Weiber müßten ihn tragen“, antwortete der Gefragte mit barſchem Ton. „Anders ſind ihre ſchwatzhaften Mäuler nicht in Stillſtand zu bringen!“

Die Umſtehenden, unter denen auch einige Frauen und Mädchen, ſahen ſich nach dem Sprechenden um, und man kann denken, daß der weibliche Theil derſelben nicht die freundlichſten Blicke für die beiden Kriegsmänner hatte.

„Sieh nur, Kathy“, flüſterte eines der Mädchen ihrer Nachbarin zu, „wie der grobe Menſch ausſieht! Er hat mehr Bart als Geſicht und mehr Narben als Bart.“

„Ja das wäre den alten Brummbären und Eiſenfreſſern gerade recht, wenn ſie uns ſo ganz nach Gefallen mishandeln könnten“, antwortete die Angeredete leiſe. „Der da mag auch Urſach haben, ärgerlich auf uns Frauen zu ſein, denn ihm hat gewiß in ſeinem Leben noch keine ein freundliches Geſicht gemacht und ein gutes Wort geſagt! Er ſieht aus wie der ....“ ſie ſchlug ein Kreuz.

„Ich habe auch noch keiner eins gemacht, Jungfer Naſeweiß, und werde keiner eins machen, am wenigſten einer ſolchen, wie Sie iſt“, fuhr der Kriegsmann, der ein Ohr zu haben ſchien wie eine Gemſe auf der Vorhut, herum und maß die Mädchen mit einem grimmigen Blick.

Dieſe fuhren erſchreckt zuſammen. „Und wenn ihr euer loſes Maulwerk nicht beſſer in den Zügel nehmt“, ſetzte er hinzu, „ihr naſewitzigen Unterröcke, ſo ſollt ihr's erleben, daß man euch in eben ſolchen Nothſtall ſpannt wie die beiden Zankteufel da, ſo wahr ich Kaspar Schwarz heiße!“

Bei dieſer finſtern Anrede drückten ſich die beiden Mädchen in die Menge hinein, um dem Blicke des alten Werwolfs zu entſchlüpfen. Sie ſchienen im Geiſte ſchon die abſcheuliche Fidel um ihren hübſchen Nacken zu fühlen, ſo zogen ſie ſcheu die Köpfe einwärts und ſchmiegten ſich zwiſchen die Umſtehenden hindurch.

„Siehſt du, Michel, wie ſie Ferſengeld geben“, rief Kaspar Schwarz auflachend, ohne deshalb freundlich auszuſehen, „aber hätte ich nur Macht über ſie, ſie ſollten mir alle Beide heut in die Fidel kriechen bis ſie ....“

„Nicht ſo laut“, unterbrach ihn das ernſte Wort einer der Hauptleute der Stadtmannſchaft, „hier darf kein Lärmen ſtattfinden!“

Kaspar Schwarz ſah trotzig zu dem Manne, der ihm dieſe Ermahnung zukommen ließ, hinauf, rollte ſeine ingrimmigen Augen, bezwang aber ſeinen Verdruß und ſchwieg.

„Das hat man davon“, murmelte er halb vor ſich hin, halb zu ſeinem Kameraden, „wenn man an ſolchen Tagen nicht im Dienſt iſt, ſondern nur wie das andere Spießbürgervolk Maulaffen feil hat.“

„Seid doch froh, daß Ihr noch nicht im Dienſt zu ſein braucht, Ihr könnt es ja doch noch nicht aushalten“, antwortete der jüngere Reitersmann.

„Soll ich etwa froh ſein, weil mir Knochen und Eingeweide ſo zerſchoſſen ſind, daß ich ein halber Krüppel bin?“ fuhr Kaspar rauh auf. „Wenn's noch in einem

ordentlichen Gefecht geweſen wäre, Klinge gegen Klinge! Aber von lottrigen Weibsbildern und Landläufern, in Spitzbubenherbergen“ —

„Ich hätte doch gern den Beutel Geld gehabt, den es Euch eingebracht hat!“

„Das glaub ich dir, Vetter Michel, kluger Michel!“ Das Schmerzengeld möchteſt du einſacken, aber ....“

„Nun, die Schmerzen werden ſo übermäßig nicht geweſen ſein“, unterbrach ihn der junge Mann etwas ſpöttiſch.

„Schmerzen! Du Gelbſchnabel! Du Feuchtohr!“ grollte ihn Kaspar ſo rauh an, daß er ſich wieder eines Verweiſes zur Ruhe gewärtig ſein konnte. „Glaubſt du, ich hätte gewinſelt wie ein Großmutterſöhnchen, weil mir eine Kugel zwiſchen Fleiſch und Knochen geſeſſen hat? Du hätteſt wol gegreint wie ein Schulknabe unter der Ruthe! Schmerzensgeld! Das heißt für Aerger, Verdruß, Zorn, Wuth! Daß ich nicht das ganze Vagabunden- und Diebeshöhlenpack über die Klinge ſpringen laſſen konnte und die Spelunke in Aſche legen und Alles darin braten, was auf zwei Beinen in dem Neſt umherging! Dafür waren ſie mir ein Schmerzengeld ſchuldig! Und daß mir mein Gaul geſtohlen war, von dem polniſch-böhmiſchen Galgenholz! Der dickbackenknochige Borſtenkopf mit dem breiten Stumpfriecher ſoll mir aber je wieder über den Weg laufen!“

„Du kannſt dir die alte Geſchichte gar nicht aus den Gliedmaßen bringen, Kaspar“, antwortete Michel, „und ärgerſt dich immer wieder grün und gelb darüber. Du ſollteſt es dem Böhmaken doch Dank wiſſen, daß er deine Depeſchen in Linz abgeliefert und Nachricht von dir gegeben hat. Sonſt wäreſt du am Ende in der Herberge umgekommen!“

„Ich ſollte ihm wol noch die Füße küſſen, daß er mich

ſo ans Meſſer geliefert hatte! Die Depeſchen hat der Hundsſohn nur aus Angſt abgeliefert, daß ſein Spitzbubenſtreich doch vielleicht auf irgend eine Art herauskäme, und dann hätte er die Verantwortung für die geſtohlenen Briefſchaften gehabt. Meinetwegen hätte er nicht Anzeige gemacht; ich hätte in dem Loch verrecken können! Und es hing an einem Haar, daß ich dort hülflos crepirte. Eine Hundsgeſchichte!“

„Ei was! Du verdankſt der Hundsgeſchichte ein hübſches Stück Geld und einen hübſchen Dienſt! Hier in Frankfurt, in der Ehrenwache des Königs haben wir es doch beſſer als auf Vorpoſten!“

„Weil du ein Haſenfuß und ein Milchbart biſt! Ich bin auf dem Sattel geboren und gewiegt —“

„Und im Harniſch gewickelt“, lachte Michel!

„Wenn ich nur ſchon Dienſt thun könnte, ich wollte lieber ....“

„Still, paß auf! Sie kommen, glaub ich!“

Es entſtand eine jener Bewegungen in der Menge, wie ſie in von Erwartung geſpannten großen Maſſen bei jedem kleinen Anlaß vorkommen, weil Jedermann darin den Beginn des erwarteten Ereigniſſes vermuthet. Ein verſtärktes murmelndes Geräuſch lief durch die Reihen; Alles drängte etwas vorwärts und Aller Blicke richteten ſich nach dem Rathhauſe, aus deſſen Pforten man die Wahlfürſten hervorkommen zu ſehen hoffte. Doch der Wachthauptmann ließ die Vordrängenden wieder zurückweiſen durch ſeine Mannſchaften und ritt ſelbſt mit dem Pferde dicht an den vorderſten Reihen hinunter, daß ſie aus Furcht getreten zu werden ſcheu zurückwichen. „Platz, Leute, Platz!“ rief er ihnen zu, „es muß Bahn gemacht werden für einige geiſtliche Herren, die noch in die Kirche müſſen.“ Dieſe Worte,

welche die Urſache der Bewegung erklärten, begleitete er mit Winken ſeines gezogenen Degens, die die Richtung andeuteten, in der das Volk zurückweichen ſollte. So erweiterte ſich der Raum zwiſchen dem Spalier etwas, und man ſah von der Gegend des Rathhauſes her einige ſchwarz gekleidete Herren herankommen, die jedoch nicht ſämmtlich Geiſtliche zu ſein ſchienen. Ob ſie aus dem Römer ſelbſt kamen, blieb zweifelhaft, da ſie ſich ſchon eine Strecke von dem Eingange mitten im Volke befanden und auch aus deſſen dichtgedrängten Schaaren von den Häuſern her hervorgegangen ſein konnten.

„Die Federfuchſer!“ murrte Kasper wiederum unzufrieden. „Sie müſſen immer etwas voraus haben! Ihnen müſſen wir Platz machen! Weshalb können ſie nicht ſo gut wie wir auf der Straße bleiben? Sie müſſen in die Kirche!“

„Es ſind ja mehrere Geiſtliche dabei vom Jeſuitenorden“, bemerkte Michel.

„Ja, Schwarzröcke! Der Teufel iſt auch ein Schwarzrock! Ich kann die Kerle nicht ausſtehen! Federfuchſer und Kanzeldruckſer! Alles ein Gelichter! — Bei Sanct-Jörgen“, rief er lebhaft, wiewol mit unterdrückter Stimme, „das Gaunergeſicht muß ich kennen! Den da!“ Er ſtieß ſeinen Kameraden an und zeigte auf einen blaſſen, hagern Mann im ſchwarzen Sammetkleide mit ſpaniſchem Mäntelchen, weißem Halskragen und einem kleinen Degen an der Seite. „Jetzt weiß ich's! Ich habe ihn bei dem Slawata in der Kanzlei geſehen, als ich Depeſchen in Wien ablieferte! Das ſchwarze Ungeziefer niſtet ſich überall ein; nun kriechen ſie auch hier in Frankfurt herum. — Da iſt auch Slawata ſelber! Der mit dem langen, blaßbärtigen Jeſuiten dort geht!“

Michel kannte keinen der bezeichneten Männer, — daher waren ſie ihm auch ziemlich gleichgültig. — Die Augen der Menge hefteten ſich neugierig auf die Kommenden, in denen ſie wegen der Aufmerkſamkeit, die ihnen von den Ordnung haltenden Mannſchaften gewidmet wurde, wichtige Perſonen vermutheten. Dieſe gingen jetzt ſo dicht an der Stelle vorüber, daß man jedes ihrer Worte, auch beim halblauten Geſpräch hören konnte.

„Und Ihr ſeid deſſen ſicher", fragte Slawata und wandte ſich zu dem ihm zunächſt gehenden Mann im ſchwarzen Sammetkleide, von dem Kaspar geſprochen.

„Ganz ſicher!" antwortete dieſer. „Die Nachricht iſt auf das ſchnellſte hier; es ſind reitende Boten auf der ganzen Straße aufgeſtellt."

„Und Ihr meint heut oder morgen müßte ſich's entſcheiden?" fragte der Mann in der Jeſuitenkleidung auf Slawata's linker Seite den Nämlichen.

„Ja, würdiger Pater Thyßka! Heut, morgen, geſtern — je nachdem es fällt! Aber an einem dieſer Tage muß es ſich entſcheiden!" lautete die Antwort.

„Mehr hörte man von ihrem Geſpräch nicht, da ſie jetzt ſchon an Kaspar's Platz vorüber waren und der Kirche zugingen.

„Jetzt hab' ich's!" rief dieſer herausplatzend, „der ſchmächtige Krummbuckel mit ſeinen Kratzfüßen iſt der nämliche, der in Prag mit aus dem Fenſter ſpaziert iſt, der — wie heißt er doch, der Geheimſchreiber — hilf mir doch, Michel!"

Michel wußte nicht zu helfen.

„Der Fabricius", half ſich Schwarz plötzlich ſelbſt.

„Der iſt mit aus dem Fenſter geworfen worden?" fragte Michel und machte große Augen.

„Ja und lebt doch noch, und geht auf ſeinen dünnen Beinen umher ſo gut wie ſein Herr und Gönner da vor ihm! Die Federfuchſer haben Alle ein Pactum mit dem Satan! Der Kerl iſt ſo dünn und knickbeinig, daß man glauben ſollte, er müßte ſich die Knochen zerbrechen, wenn er ſich im Bett umdreht. Und den ſchmeißen ſie dreißig Ellen hoch zum Fenſter hinaus und er bleibt ganz! Unſer Einem hätte das paſſiren ſollen! Kein Knochen der nicht in zehntauſend Splitter zerfahren wäre! Aber das Unkraut verdirbt nicht!“

„Was du wieder zuſammenſchimpfſt und fluchſt, Kaspar“, antwortete Michel kopfſchüttelnd, „das ſind doch Herren von unſerer Sache!“

„Die Tintenkleckſer ſind überall gleich! Ich kann das ſchwarze Ungeziefer in der Welt ſo wenig wie im Bettſtroh vertragen!“ rief er lachend. „Mir ſind ſie wie die Galle, aus der ſie ihre Tinte kochen. Was ſie in der Schreibſtube einrühren, müſſen wir ausfreſſen im freien Felde, und die Haut für ſie zu Markte tragen! Was ſie nur jetzt wieder ausſpinnen mögen, von geſtern und heut! Was geſtern geſchehen iſt, iſt abgethan, was heut geſchieht haben wir vor der Naſe, und was morgen kommt, weiß Keiner! Aber wenn Pfaffen und Schreiber mit ihren Gänſekielen ins Garn ſtochern, ſo verſitzen ſie in einer Stunde mehr Fäden und Knoten, als unſer kaltes Eiſen in Jahr und Tag zerhauen kann. Das ſchieben ſie uns dann zu! Wir ſollen reinen Tiſch machen, wo ſie ....“

Mitten in den Strom ſeiner bittergalligen Worte tönte plötzlich das hehre Geläut der Glocken vom Dom herab; und bald darauf von allen Kirchthürmen der alten Reichsſtadt.

Es war das Zeichen, daß die Wahlfürſten jetzt aus

dem Rathhauſe zur Kirche aufbrechen wollten. Als verdopple ſich in einem Augenblick die Menge der Zuſchauer, ſoviel dichter wurde ringsum das Gedränge, ſo wuchs das brauſende Getümmel der Stimmen, welches die Lüfte erfüllte. Der Hauptmann der Stadtmannſchaft ſprengte trotzdem im Galopp, ſodaß Alles vor ihm angſtvoll auseinander ſtob, nach dem Rathhaus, und ließ die Maſſen, die es, um bei der Eröffnung der Pforte ganz nahe zu ſein, anſtürmend umdrängten, von den Mannſchaften gewaltſam zurücktreiben. Es mußten die Spieße vorgehalten werden, um Gehorſam zu erlangen. Auf dem freien Raum vor dem Rathhauſe wurden jetzt von Dienern in den prächtigſten Livreen, daß man vor Goldſtickereien und Paſſementarbeit kaum die Farben der Röcke erkennen konnte, die Roſſe vorgeführt, welche die Wahlfürſten und ihre Abgeſandten beſteigen ſollten. — Ein prachtvoller ſpaniſcher Schimmelhengſt wurde zuerſt von zwei Stallmeiſtern, die die langen, goldverbrämten Zügel auf beiden Seiten hielten, ans Thor geführt. Ein Mann von hoher Geſtalt, mit einem Hermelinpelz bekleidet, die Biſchofsmütze auf dem Haupt, trat aus der Menge der bunten, reich gewappneten oder koſtbar gekleideten Geſtalten, die man jetzt in der Flur unter der Pforte des Römers erblickte, hervor. „Das iſt der Kurfürſt von Mainz“, hörte man im Volke ſagen. „Gleich hinter ihm ſteht der Kurfürſt von Köln, und der Dritte iſt der Kurfürſt von Trier.“

„Kennt Ihr die Kurfürſten auch, Kaspar?“ fragte Michel.

„Die geiſtlichen nicht; die bekommt man heutzutage nicht zu ſehen, wo es nach Pulver riecht. Zu alten Zeiten war's anders“, fuhr er fort. „Da zogen die geiſtlichen Herren noch vom Leder; jetzt führen ſie nichts als die Feder. — Der hat auch öfter auf der Kanzel geſtanden, als im Sattel

geſeſſen", lachte er, indem ſich der Kurfürſt aufs Pferd ſchwang. „Er ſitzt auf wie ein Schneidergeſell, der ſich durchgeritten hat! Das wäre nicht mein Mann!"

„Der Schimmel iſt aber gut!"

„Ja! Das Pferd! Wenn der Satan den Hengſt hätte und ich den Kerl, — ich tauſchte mit dem Satan!"

„Du, verbrenne dir nicht das Maul", murmelte Michel leiſe, da einer der Wachthabenden ſich nach ihm umzuſehen ſchien. —

Inzwiſchen waren auch die beiden andern geiſtlichen Fürſten aufgeſeſſen. Beide auf prächtigen Zeltern. Die Pferde anderer Farbe waren nicht ſo Sitte für die geiſtlichen Fürſten als die Schimmel.

„König Ferdinand!" rief Kaspar Schwarz mit ganz anderm Ton als bisher; und ſeine knochige breitſchultrige Geſtalt rückte ſich ehrfurchtsvoll zurecht und ſein Auge blitzte ſtolz.

„Der wird's! Der wird's!" ließen ſich mehrere Stimmen unter den Bürgern hören. „Das iſt er! Da ſeht ihn! Er wird gewählt, verlaßt euch drauf!"

„Hm! Man kann immer nicht wiſſen, ob nicht der Baier", wandte ein Zuſchauer ein.

„Was Baier! Das iſt ſchon unter ihnen abgemacht! Der Baier hat ausgeſchlagen!"

„Was Ihr Alles wißt! — Aber die lutheriſchen Fürſten ſind dem Ferdinand nicht grün!"

„Was?" fuhr hier Kaspar Schwarz den beiden Bürgern ins Geſpräch. „Grün oder nicht! Gelb mögen ſie werden vor Aerger. Aber unſer Herr wird Kaiſer! Abgemacht! Und wer das bezweifelt, den ſoll —"

„St! doch", zupfte Michel den polternden Kameraden.

Dieſer wollte antworten, doch lautſchallender Trom-

petenklang erfüllte plötzlich die Luft und ſchnitt die Geſpräche ab. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

„Hüte ab!“ rief eine Stimme. Im Nu flogen alle Hüte herunter und gleichzeitig ertönte lauter Jubelruf! Die Wahlfürſten wurden mit ſchallendem Frohlocken begrüßt. Die drei geiſtlichen Herren ritten voran; dann der König von Ungarn und Böhmen; drauf die Abgeſandten von der Pfalz, Brandenburg und Kurſachſen. Der Graf Solms war der Vertreter Friedrich's von der Pfalz. Zwiſchen den Fürſten Dienerſchaft und Bewaffnete zu Fuß. Sie grüßten freundlich in das Volk hinunter von ihren prächtigen Roſſen. Mit jedem Gruß neuer Jubelruf. Er übertönte den mächtigen Glockenklang und den Trompetenſchall. Jede Bruſt fühlte ſich erhoben, denn es war ein großer Augenblick. Deutſchland ſollte einen neuen Kaiſer erhalten, einen neuen Schirmer ſeiner Rechte, ſeines Friedens, ſeines Glücks, und hoch auf ſchwoll das Herz ſo wichtiger Entſcheidung, ſo koſtbarer Hoffnung gegenüber!

Elftes Capitel.

Dem Prachtzuge der Wahlfürſten nach dem Dom drängte der Strom der Menge nach. Kein Rufen und Schreien der Stadtmannſchaften half. Die Maſſe ließ ſich nicht überwältigen!

„Hier bricht ſich Alles die Hälſe und Rippen“, ſagte Kaspar zu Michel, der neugierig mit vorzudringen trach-

tete. „Laß uns aus dem Spectakel heraus! Ich ſchere mich den Teufel um die Kirche!“

„Nein, Schwarz“, antwortete Michel, den bei ſeiner Jugend die Pracht der Ceremonie und die Neugier mächtig ſtachelte. „Thu' mir die Freundſchaft. Komm mit! Wir werden uns doch durch die Spießbürger Bahn machen?“ Er ſchob dabei den ehrſamen frankfurter Bürger, der zuvor ſo gelahrt geſprochen hatte, dergeſtalt unſanft auf die Seite, daß ihm das eingequetſchte Wams halb zerriß. „Seid Ihr von Sinnen“, brach der Beleibte erbittert aus. „Was maßt Ihr Euch hier für ein Betragen an?“

Kaspar war, wie geſagt, nicht ſonderlich eifrig, ſich in die Kirche zu preſſen, — Kirchen flößten ihm einen ſo gründlichen Widerwillen ein, daß er ihn ſelbſt bei Feſtlichkeiten nicht ganz überwand, — allein er hielt kameradſchaftlich zu Michel. Schon deshalb wäre er ihm treulich zu Hülfe gekommen. Was er aber gar nicht vertragen konnte, war, daß ein Bürgersmann, ein Kerl von der Elle oder Nadel, oder gar von der noch verhaßteren Feder, ſich's herausnehmen wollte, einen Mann, der das Kriegswams trug, zur Rede zu ſtellen. Des ehrſamen Frankfurters gerechte Beſchwerde war daher für ihn der Grund zu dem unwiderruflichen Entſchluß, jetzt in die Kirche zu dringen, und wenn es das Leben gekoſtet hätte. Er ſchnaubte alſo mit den Titeln „Dickwanſt, Schmeerbauch, Käſekrämer!“ den ärgerrothen, entrüſteten Bürgersmann dergeſtalt an, daß dieſer ſofort zu einem Furchtbleichen, Todeserſchreckten wurde. „Ihr unterſteht Euch, einen kaiſerlichen Kriegsmann“ — er legte ſich und Michel dieſen Titel ſchon in der Sicherheit bei, daß ſein König Ferdinand gewählt werden müſſe — „ſo ungebührlich und reſpectwidrig zu behandeln? Soll ich Euch den Degenknauf zwiſchen die

Rippen pflanzen, bis an die Scheide?“ Und dabei drückte er dem wohlehrſamen Herrn den Knopf ſeines Degengefäßes dergeſtalt in die Seite, daß er laut aufächzte und ſich mit einem ſo heftigen Sprung, als das Gedränge nur zuließ, auf ſeine Nachbarn warf. Sogleich entſtand allgemeines Geſchrei und Getümmel. Mehrere Stimmen ſchrien durcheinander: „Was gibt's hier? Wer fängt hier Händel an! Ruhe! In den Stock mit den Ruheſtörern!“

„Ordnung“, donnerte das Machtwort eines Wachthabenden.

„Macht vorwärts“, raunte Michel erſchreckt Kaspar zu, „ſonſt faſſen ſie uns am Ende!“

„Was, faſſen?“ knirſchte dieſer. „Da ſollen ſie erſt Haare laſſen“, und er hatte ſchon die Fauſt am Degengriff, um blank zu ziehen.

Michel zog ihn aber vorwärts; die Maſſenſtrömung faßte ſie unwillkürlich und trieb ſie der Kirchthür zu, während ein anderer hinzudrängender Strom ſich zwiſchen ſie und die Beleidigten einkeilte. Dieſem Zufall verdankten ſie es, daß Kaspar's wilde Unvorſichtigkeit keine Folgen weiter hatte. Denn bevor die Bürger recht wußten, um was es ſich handle, und der Hauptmann der Wache einige Ruhe geſtiftet hatte, waren die Reiter ſo weit fortgeriſſen im Gedränge, daß ihnen nicht nachzukommen war. Aber der beleidigte und mishandelte Bürgersmann brach in heftige Klagen und Schmähreden aus, die er dem Kreiſe der ihn theilnehmend umſtehenden Bürger zu hören gab. „Das ſind Fremde!“ rief er. „Sie ſollten eigentlich gar nicht in der Stadt ſein! Aber unter allen Vorwänden ſchleichen ſie ſich ein! Bald ſind ſie von der Dienerſchaft der Fürſten und Herren, bald von ihren Reitern und Söldnern! Sonſt hätten ſie ausgewieſen werden müſſen ſo gut wie alle

andern Fremden, oder eingeſperrt wie die Juden in ihrer Judengaſſe!“

„Freilich!“ bekräftigte ein Anderer. „Nur der frankfurter Bürger hat ein Recht der Kaiſerwahl beizuwohnen! Und wir werden hier verdrängt durch all das ausländiſche Geſindel!“

„Es iſt gottesläſterlich! Ich glaube ein paar Rippen ſind mir gebrochen“, ächzte der Wohlbeleibte. „Auch die Diener ſollte man für den Tag ausweiſen oder einſperren, außer Denen, welche wirklich Dienſt haben. Das ſind ein paar Leute! Aber vollends dieſe unverſchämten Soldaten! Wozu ſind ſie nütz? Haben wir nicht unſere Bürgermannſchaften, die allen Dienſt verrichten? Dieſe Kriegsknechte haben nicht einmal Dienſt heut! Sie haben nichts zu thun, als uns eingeborenen Bürgern die Eingeweide aus dem Leibe zu preſſen im Gedränge! Mir muß etwas zerriſſen ſein im Unterleibe!“ ſtöhnte er und hielt ſich, da er ſich ſchon ganz ſeitwärts aus dem Hauptſtrom des Gedränges zurückgezogen hatte, mit beiden Händen den Leib. Einige Bürger und Gevattern umſtanden ihn mitleidig.

„Aber ſo geht's, wenn kein altes Recht und Geſetz und Herkommen mehr geachtet wird? Ausgewieſen alle Fremde am Tage vor der Wahl, ſo lautet das Geſetz! Wozu die Ausnahmen! — Wenn das Unheil ſo weiter frißt, erleben wir's noch, daß die Juden zuſehen dürfen, wenn der heilige römiſche Kaiſer erwählt wird!“

Während dieſer Beſchwerden unter dem Bürgerhaufen waren Michel und Kaspar glücklich in die Kirche eingedrungen. Kaspar hatte ein verwegenes Mittel erdacht, ſich einen guten Platz zu ſchaffen. Er hatte ſein kurzes Seitengewehr gezogen, an Schulter genommen und gebot im Commandoton, als ob er dienſtlich befehligt ſei, hier

eine Bahn zu brechen, den vor ihm Stehenden Platz zu machen. Michel folgte ihm nach, als gehöre er zu ſeinem Commando. So wichen ihnen die Zuſammengedrängten mit Ehrfurcht und Schrecken aus, in der Meinung, es rücke ein ganzes Truppencommando nach; erſt wenn ſie Raum gegeben hatten, ſahen ſie, daß es nur zwei Mann waren, die vorwärts drängten, verwunderten ſich höchlichſt, aber .... blieben bei Seite geſchoben!

„Siehſt du", triumphirte Kaspar leiſe gegen Michel, nachdem ſie einen herrlichen Platz nahe am Altar gewonnen hatten, wo ſie Alles ſehen konnten, „ſo muß man's machen. Nur zugegriffen, nicht erſt gefragt. Dann ſperren ſie hinterher Maul und Naſe auf, aber es iſt zu ſpät! Wer viel fragt, bekommt viel Antwort."

„Ihr ſeid ein Teufelskerl mit Dreiſtigkeit — ich hatte bange ſie würden uns beim Kragen nehmen!" antwortete der gutmüthige Michel.

„Beim Kragen nehmen? Einen kaiſerlichen Reitersmann! Lump du! Das kannſt du nur denken? Wie willſt du deinem Stande Reſpect verſchaffen? Mit dem Finger ſollen ſie mich antippen!" Kaspar war muthig, tolldreiſt, voll trotziger Soldatenanmaßung; aber er nahm doch jetzt den Mund etwas voller, da er ſah, daß Alles glücklich ausgeſchlagen war.

Michel ließ ſich, wie oftmals, auch jetzt von ihm imponiren und faßte den ehrfurchtsvoll ſtaunenden Glauben, ſein Kamerad würde die geſammte Bürgermannſchaft der alten Reichsſtadt zu Paaren getrieben haben, falls ihm irgend wer zu nahe getreten wäre. —

Sie ſahen ſich jetzt in der überfüllten Kirche um und ihr Staunen wuchs, je länger ſie die prachtvollen Einrichtungen und Ausſchmückungen anſchauten. Ueberall Kronen-

leuchter mit flimmernden Kerzen, alle Kapellen und Altäre mit koſtbaren golddurchwirkten Teppichen geſchmückt; vor dem Hochaltar ein wahres Feuermeer von Kerzenlicht. Herrliche Gemälde zwiſchen den Pfeilern, Bildſäulen, alte Prachtdenkmale. Vor allem war es die Maſſe Derer, welche die Kirche erfüllten, die den feierlichſten Eindruck hervorbrachte; in dem Volke Kopf an Kopf gedrängt, und auf den vorbehaltenen Seſſeln und Plätzen die ganze Pracht der Ritterſchaft, die hohen Würden der Geiſtlichkeit, die ſchwarzgekleideten Rathsherren und Schöffen der Stadt, endlich die im höchſten Putz ſtrahlenden Damen, viele mit goldenen Ketten, Perlen, Edelſteinen blendend geſchmückt.

Michel, jung und friſch von Sinnen, wendete ſeine leuchtenden Blicke ſprachlos von einem Gegenſtande auf den andern; er wußte nicht, worüber er am meiſten erſtaunen ſollte. Kaspar ſchaute mehr wild und unmuthig als verwundert oder gar freudig darein. Er war überhaupt unzufriedenen Sinnes; vollends aber nach ſeinem letzten Unfall, der die eiſerne Kraft ſeines Körpers gebrochen hatte und wovon er, wenn er es auch trotzig unterdrückte, doch noch Schwächung und Schmerzen empfand, konnte ihm nichts eine freundliche Miene ablocken. Nur einiger Stolz drückte ſich in ſeinen Geſichtszügen aus, daß es, wie er feſt annahm, der Herr ſein werde, dem er diente, welcher nun bald als Herr und Kaiſer im ganzen Deutſchen Reiche gebieten werde. —

Michel hätte ſich gern Alles erklären, jeden prächtig gekleideten Ritter, jeden Geiſtlichen im Ornat nennen laſſen. Doch er wußte nicht, wie er zu ſolcher Kenntniß kommen ſollte. Er ſcheute ſich vor Kaspar, irgend einen der Bürger anzureden, denn dieſer verachtete die Gemeinſchaft mit dem Schlafmützenpack, wie er die Nichtſoldaten gern mit ſum-

mariſchem Titel belegte. Endlich ſiegte aber doch die Neugier über dieſe Scheu vor dem unwirrſchen Kameraden. Er fragte daher einen ältlichen Bürgersmann im ſaubern, pelzverbrämten Kleide, der neben ihm ſtand: „Wer iſt wol der alte geiſtliche Herr dort oben in dem Stuhl, rechts vom Altar?“

„Der alte Herr mit dem langen weißen Bart?“ fragte der Bürger.

„Richtig, Herr, den meine ich!“

„Das iſt der Fürſtbiſchof von Bamberg. Ein gottesfürchtiger Herr, der gewiß einmal heilig geſprochen werden wird“, ſetzte er hinzu.

Michel antwortete nur durch eine Verbeugung ſeines langen Geſichts. „Und der Dritte von ihm“, fragte er nach einer kleinen Pauſe, „der dicke Herr?“

„Das iſt Se. Hochwürden der Herr Abt von Fulda; ein hoher Prälat“, war die Antwort.

„Wie heißt er denn?“

„Das weiß ich nicht; aber er iſt aus einem gräflichen Geſchlecht und mit hohen Fürſten und Herren verwandt.“

„So ſo!“ ſtaunte Michel in Ehrfurcht.

„Mir ſind alle die Glatzköpfe gleichgültig“, brummte Kaspar halb vor ſich hin, halb richtete er die Worte an Michel als einen Tadel über ſein vieles Fragen.

„Der vornehme Ritter, der da eben aufſteht, oben auf dem Chor — könnt Ihr mir den nennen?“ fragte Michel.

„Das iſt der Graf von Erbach. Der gehört mit zum Hofhalt des Herrn Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, für deſſen kurfürſtliche Gnaden Se. Erlaucht der Graf Solms die Wahlſtimme abgibt“, antwortete der Bürger.

„Was Ihr nicht Alles kennt und wißt“, erwiderte der

vertraulich gewordene Michel, „Ihr nennt ſie ja Alle bei Namen!“

„Alle? O da fehlt noch viel“, antwortete der Bürger. „Aber ſo Manchen kenne ich. Iſt es doch nicht die erſte Kaiſerwahl, der ich beiwohne, und es kommen doch immer viele der nämlichen Herren her, und man lernt ſie allmälig kennen, wie ſie einrücken, ihren Aufzug halten, ihre Beſuche machen!“

„Alſo Ihr habt ſchon eine Wahl erlebt?“ fragte Michel.

„Schon zwei“, antwortete der Gefragte und machte durch nachdrückliche Betonung den Stolz des frankfurter Bürgers etwas geltend; „ich war bei der Wahl des Kaiſers Mathias und bei der ſeines Bruders des Kaiſers Rudolf. Das war im Jahre ....“

„Das iſt auch der Rede werth“, fuhr ihm Kaspar ins Wort, der ſich längſt über die vertrauliche Unterredung mit dem „Mann von der Schlafmütze“ ärgerte. „Es iſt keine große Kunſt ein Pack Jahre auf dem Rücken zu haben und nur das Maul aufzuſperren, wo es etwas zu ſehen gibt. Das hätte ich auch gekonnt; aber ich habe unter Kaiſer Rudolf und Kaiſer Mathias die Klinge geführt und mir Pulverdampf um die Naſe wehen laſſen. Das riecht anders als das Räucherwerk vom Altar.“

Eben verbreitete ſich der Duft deſſelben. Der Bürger war ganz verdutzt über des groben Kriegsknechtes grobe Rede und ſah ihn ſtarr, mit halb offenem Munde an, weil er ſich gar nicht denken konnte, daß ſie der Lohn ſeiner Gefälligkeit ſein ſollte. Kaspar hatte ſich wieder ſo vergeſſen, daß von den Umſtehenden ein unwilliges St! gegen ihn ertönte. Michel, der eben wieder eine neue Frage auf der Zunge hatte, nach der Bedeutung des Denkmals in der rechten Wand des hohen Chors, welches dem Kaiſer

Günther errichtet war, ſchnappte mit ſeiner Rede ab. Es hätte vielleicht noch unangenehme Worte und Streit gegeben, wobei Kaspar trotz ſeiner überſtolzen Worte den Kürzern gezogen und ihn als Ruheſtörer an heiliger Stätte vielleicht eine ernſtliche Strafe getroffen haben würde, allein in dem Augenblick gerieth die ganze in der Kirche verſammelte Menge in unruhige Spannung. Aller Blicke richteten ſich nach der Pforte des Conclave, aus dem die Kurfürſten hervortreten ſollten, und ringsher wurden die Worte gemurmelt: „Sie kommen. Es geht an! Jetzt, jetzt!“

Die Orgel ertönte mit mächtigem Klange des vollen Werkes. Die Geiſtlichen am Altar knieten nieder, die Chorknaben, welche den Dienſt hatten, hinter ihnen gleichfalls.

In dieſem Augenblick geſpannter Erwartung fühlte Michel einen Druck der nervigen Fauſt Kaspar's in ſeinen Rippen. „Bei allen Heiligen und Teufeln“, raunte er ihm ins Ohr! „Das iſt der kaſchubiſche Hallunke! Da drüben! Sieh!“

„Was denn! Wer denn!“ fragte Michel vorſichtig leiſe, in der Beſorgniß, daß Kaspar einen neuen Skandal veranlaſſen könne.

„Der Hund, der Böhmak, der mein Pferd geſtohlen hat, der Zaloska!“ knirſchte dieſer. „Wenn ich ihm hier zu Leibe könnte!“

Michel hielt ihn unwillkürlich beim Arm zurück, da er fürchtete, daß der wilde Menſch in der Kirche ſelbſt einen Ausbruch ſeines Ingrimms nicht unterdrücken würde. Vergeblich aber ſuchte er mit den Augen den Gegenſtand, der Kaspar's Zorn ſo erregt hatte. Endlich entdeckte er den Kopf eines durch die dicht gedrängte Menge ſich mühſam vorwärts kämpfenden Mannes. Das Geſicht entſprach der

Schilderung Kaspar's; ſtarres, ſchwarzes Haar, breitgeſchlitzte, glotzende, tiefliegende Augen, eine ſtumpf aufgeworfene Naſe und ein breiter, fletſchender Mund. Er ſchien etwas Wichtiges zu bringen; ein Mann von der Bürgerwache begleitete ihn und half Raum für ihn machen. Indem Michel und Kaspar der Richtung folgten, die er nahm, gewahrten ſie unfern von ihm und von ihnen ſelbſt Slawata, Fabricius und Thyßka, welche in der Gruppe jener geiſtlichen und weltlichen vornehmen Herren, mit denen ſie zur Kirche gegangen, an einem der nächſten Pfeiler die für ſie vorbehaltenen Plätze einnahmen. „Er bringt eine Depeſche", murmelte Kaspar, „er iſt der Allerweltsbriefträger! Slawata's Spür- und Wachtelhund!"

Wirklich drängte ſich Zaloska zu dieſem hin. Er erreichte zuerſt Fabricius. Sein blaſſes, hohlwangiges Geſicht verrieth durch eine plötzliche Zuckung die lebhafteſte Ueberraſchung, da er Zaloska vor ſich ſah. Dieſer ſprach einige Worte mit grinſenden Zügen. Fabricius kniff die Lippen zuſammen; er wandte ſich raſch um und Beide drängten zu Slawata hin. Auch ihm flüſterte Fabricius etwas ins Ohr, indem er ihm die Depeſche gab. Die Mittheilung des Geheimſchreibers zuckte über ſeine Züge wie ein Krampf. Er riß das Schreiben auf; ſeine Lippen bebten fieberiſch während er las. Er wandte ſich zum Pater Thyßka, der mit bohrenden Augen an ihm hing, gab ihm den Brief und nickte nur leiſe winkend mit dem Kopf dabei, als wolle er ſagen: „Es iſt ſo!"

In Thyßka ging dieſelbe Bewegung vor, wie in den Andern. Bald ſah man, daß alle die ſchwarzen Herren in den Gruppen die Köpfe zuſammenſteckten und mit wichtigen Mienen einander zuflüſterten.

„Ich will mein Lebtag in keinem Sattel mehr ſitzen",

ſagte Kaspar zu Michel, „wenn das nicht mit dem Geſtern, Heute und Morgen zuſammenhängt, wovon ſie im Gehen ſchwatzten. Es iſt etwas vorgefallen! Sie ſind alarmirt, der Feind muß ihnen in den Vorpoſten ſitzen!“

Dieſes Ereigniß, welches die Aufmerkſamkeit der beiden Reiter ſo beſchäftigte, hatte ſie auf einige Augenblicke von den Vorgängen in der Kirche abgezogen, denen die allgemeine Theilnahme folgte. Sie wurden aber mit einem plötzlichen Schwung wiederum mitten in die Strömung des großen Ereigniſſes hineingeworfen. Denn mit einem Schlage ſchwoll das unruhige Murmeln und Wogen in der Menge zu einem lauten Ausbruch der Freude auf. Das Conclave hatte ſich geöffnet; die ſieben Wählenden erſchienen in der Pforte. Gleichzeitig ſchallte Trompetenklang durch dieſelbe und im nämlichen Augenblick auch der Donner der draußen auf dem Platz aufgeſtellten Kanonen. Der große Act, der Deutſchlands Schickſale für die nächſte Zeit beſtimmte, die Kaiſerwahl, war vollendet!

Von den drei geiſtlichen Kurfürſten, Trier, Mainz, Köln, zunächſt begleitet, von den Wahlvertretern gefolgt, trat der König von Ungarn und Böhmen zuerſt aus dem Gemach, um auf den Hochaltar zuzuſchreiten. Sechs Herolde mit langen Zinken und ſilbernen Trompeten, die ſchon an der Pforte des Conclave harrten, ſchritten voran. Ihre ſchmetternden Inſtrumente konnten dennoch den Jubel nicht durchdringen, der ſich in der Kirche erhob. Keine vorgeſchriebene Ordnung, ſelbſt nicht die Heiligkeit der Stätte vermochte den gewaltigen Strom der Gefühle zu hemmen, der ſich jetzt in jeder Bruſt Luft machte. Die feierlich abgemeſſenen Donnerſchläge der Kanonen überhallten allein das Brauſen des Jubels; ſie ſtellten ſich wie Felspfeiler hin in den tobenden Sturz eines mächtigen Stroms. Die

Freude entflammt ſich an der Freude, die Begeiſterung an der Begeiſterung; die mächtigen Schwingungen der allverbreiteten Erhebung trugen auch den Einzelnen auf die Gipfelhöhen dieſes Ausbruchs. Mochte zuvor in dieſer Bruſt die Hoffnung, in jener die Furcht und Sorge über die Folgen der Entſcheidung vorgewaltet haben; Beides verſchwand in der Gewichtigkeit des Ereigniſſes, die allein das Herz mit fortreißender, emporſtürmender Macht ergriff. Jeder empfand nur, daß ein großer Schritt der Geſchicke geſchehen ſei. Ob zum Heil oder Unheil, das mochte der Einzelne ſpäter in ſich prüfen; jetzt gehörte er nur dem Schwunge des Ganzen an; der Erhebung, die die Gewalt des Augenblicks in ſich trug.

Ob die Nächſten am Altar den Namensausruf des neuerwählten Kaiſers „Ferdinandus der Zweite“ zu vernehmen im Stande waren, ließ ſich in dem Sturmesbrauſen der Jubelſtimmen nicht ermeſſen. Die ungeheure Maſſe des Volks aber konnte den neuen Kaiſer nur ſehen, wie er mit hohem Gang gegen den Altar daher ſchritt, ſich mit mildem Lächeln, nach allen Seiten grüßend neigte und die Hände wie ſchirmend und ſegnend erhob.

In dieſem Augenblick, eben als der Kaiſer den Altar erreichte, ereignete ſich ein Vorfall, ein ganz zufälliger, der aber in den Gemüthern der Menge einen, die Stimmung plötzlich und völlig umwandelnden Eindruck hervorbrachte. *) Ein ſchweres Balkenſtück fiel von der Decke herab und ſchlug dicht neben dem Kaiſer nieder. Die ganze Verſammlung in der Kirche war bei dieſem Anblick plötzlich wie durch einen elektriſchen Schlag gelähmt, Jeder

*) Hiſtoriſch.

zitterte beſtürzt in ſich zuſammen und der Laut erſtarb ihm im Munde. Die tobende Brandung der mit mächtigem Brauſen emporgeſchwollenen Volksmenge erloſch plötzlich zu erſtarrter Meeresſtille. — Der Kaiſer war nur im erſten Augenblick mit einem raſchen Schritt haſtig zur Seite getreten; aber ſchon im nächſten behauptete er ſeine Faſſung und volle Würde wieder. Er blickte mit frommer Feſtigkeit durch die ganze Kirche hin, als wolle er jedem Einzelnen ſagen: „Seid ruhig, ich bin unverletzt!“ dann erhob er Augen und Hände nach oben und ſandte einen Blick heißen Dankes aufwärts.

Noch aber laſtete die halbe Betäubung auf Allen; lautloſe Stille herrſchte, man hörte nur beklommene Athemzüge. Es ſchien, als ſolle dieſes Zeichen, als das einer unheilvollen Vorbedeutung, den Eindruck der ganzen Feierlichkeit tief erſchüttern.

Doch Kaspar Schwarz, der über Alles zürnte, ſich aber über nichts erſchreckte, faßte das Ereigniß in ſeiner Weiſe auf. Es erſchien ihm wie das Schwanken einer Kriegerſchaar in dem Augenblick, wo entſchloſſene Entſcheidung allein rettet. Ein dunkler kriegsmänniſcher Drang, daß er die Schlacht, auf dem Punkt zur Niederlage umzuſchlagen, wieder zum Siege herſtellen, etwas für ſeinen Kaiſer thun müſſe, trieb ihn an. Halb im Zorn über die feig erſchreckte Maſſe, brach er daher trotzig wilden Muthes das Eis der Erſtarrung, indem er mit ſeiner gewaltigen Kriegerſtimme mitten in die beklommene Stille hineinrief: „Es lebe Kaiſer Ferdinandus der Zweite!“ Dieſer Ruf brach dem zuſammengepreßten Strome der Empfindungen wieder eine neue Bahn; brauſend, donnernd, ein Vulkanausbruch, zerſprengten die lähmend laſtenden Bande. Im tauſendſtimmigen Wiederhall erſcholl der

gleiche Ruf: „Es lebe der Kaiſer. Es lebe Ferdinandus der Zweite!“ gegen die Wölbungen des Doms.

Dieſe Flut ſpülte jede Spur des Omens hinweg. Der Sturm der Begeiſterung riß alle äußern Schranken nieder. Der neue Kaiſer ſollte von den Wahlfürſten am Altar dem Volke vorgeſtellt werden, den Segen der Geiſtlichkeit empfangen, Ritter und Herren ihm kniend huldigen: doch die wie von göttlichem Funken entzündete Menge durchbrach die Reihen; das Volk umſtürmte den Kaiſer und hob ihn auf ſeinen eigenen Schultern zum Altar empor, daß er hoch über den Köpfen Aller ſichtbar wurde.*) Unermeßlich ſchwoll jetzt die Woge des Jubels. Selbſt der Donner der Geſchütze wurde übertäubt und das Ohr empfand ihn nur als eine dumpfe Erſchütterung, welche die Pfeiler des alten Doms erbeben, die Fenſter klirrend erzittern ließ. Noch erhebender aber als dieſer war ein Augenblick, der jetzt eintrat. Dem Gebrauch gemäß wurde dem Kaiſer die Wahlcapitulation, dieſe, ihn durch heiligen Eid bindenden Verpflichtungen, unter welchen Fürſten und Völker des Deutſchen Reiches ihm die Wohlfahrt deſſelben anvertrauten, vorgelegt. Er nahm das wichtige Pergament mit fürſtlicher Würde und Ruhe. Und jetzt auf die Stufen des Altars zurückgetreten, wo er immer noch weit erhöht über dem Volke ſtand, ſodaß er Allen ſichtbar blieb, entrollte er die Schrift und durchblickte ſie ſchnell, aber feſt mit klaren Augen. Dann, ohne irgend ein Bedenken oder Zaudern hob er ſeine Rechte zum Schwur und ſchaute freudig zum Himmel auf. Jedes Auge hing an dem durch Gottvertrauen verklärten Antlitz. Und als er jetzt die Lippe regte zum erſten Wort, da war es als ob plötzlich alle

*) Hiſtoriſch.

die Tauſende in der Kirche von der Gegenwart eines unſichtbaren Heiligthums berührt würden. Wie auf einen Wink verſtummte der Jubel und es herrſchte das ehrfurchtsvollſte Schweigen. Nur des Kaiſers feſte Stimme ertönte und keine Silbe ging dem lauſchenden Ohr verloren. Freudiges Vertrauen ſtrahlte aus Ferdinand's Antlitz, denn ſein Glaube war geſtählt durch die wunderbarſte Umwandlung ſeines Geſchicks nach den ſchwerſten Prüfungen. Vom Rande des unvermeidlichen Abgrundes (wie es ſterblichen Menſchen erſchien) hatten ihn die Schwingen höherer Macht emporgetragen zu dem höchſten glanzvollen Gipfel des Daſeins. Statt mit dem unterhöhlten Thron ſeiner Erblande zuſammenzuſtürzen, ſaß er jetzt auf dem mächtigſten der Chriſtenheit, und die Welt erkannte ihn als Herrſcher an! In ſolcher Führung ſeiner Lebensſterne mußte er das ewige Walten erkennen, und das gab ihm die freudige Zuverſicht, mit der er das Amt antrat, welches die Geſchicke aller deutſchen Völker in ſeine Hand legte. Die Rechte zum Schwur gehoben, die Linke ruhend auf dem entrollten Pergament, das auf dem Altar lag, ſtand er hoch aufgerichtet und ſprach den Eid mit freudiger Stimme. Am Schluſſe erhob er ſie feierlich, und mit zurückgehaltenem Athem lauſchte das Volk den letzten, mit erhöhter Kraft und Begeiſterung geſprochenen Worten: „Getreulich will ich halten, was ich beſchworen! Ich will ſein der Schutz der Schwachen, die Hülfe der Bedürftigen, die Sicherheit der Gerechten! Ein Mehrer des Reichs allzeit, der Schild ſeiner Rechte, der Hort ſeines Friedens, der Schrecken ſeiner Feinde! — So wahr mir Gott helfe! Amen!“

Indem er die Worte ſprach: „der Schrecken ſeiner Feinde“, vernahm Kaspar ein ſtörendes Geräuſch hinter ſich; er wandte ſich unwillig um und ſah einen ältern

Herrn, der Kleidung nach zum Rath der Stadt gehörig, der ſich zu dem Bürger herandrängte, welcher zuvor ſo bereitwillige Auskunft gegeben hatte. Er rief ihm, wiewol mit gedämpfter Stimme, zu:

„Der Kurfürſt von der Pfalz iſt zum Könige der Böhmen gewählt; ſoeben iſt die Nachricht eingetroffen.“

Viele hörten dieſe Worte mit Kaspar zugleich und eine haſtige Beunruhigung gab ſich kund. In dieſem Augenblick aber ſprach Ferdinand ſein lautes frommes „Amen“, und wie der zündende Funke die ſchlummernde Mine aufſprengt, ſo zerriß dieſes Wort die athemlos geſpannte Stille, und ein neuer Jubelausbruch ſchallte gen Himmel.

Die Biſchöfe, die Prälaten, umdrängten den Kaiſer, der noch immer am Altar ſtand, die Kurfürſten ſelbſt beugten, wie von höherer Gewalt bezwungen, huldigend ihre Knie, die Grafen, Ritter und Herren müheten ſich, ihm, auf die Knie geworfen, den Saum des Mantels zu küſſen. Allein ſtürmiſcher als Alle und unwiderſtehlich drang die Volksmaſſe ſelbſt ein, jegliche Schranke durchbrechend, um ſich im begeiſterten Taumel dem neuen Herrſcher zu Füßen zu ſtürzen, ihn auf ihren Schultern aus der Kirche zu tragen. Mit äußerſter Mühe ſuchten die Mannſchaften der Stadtmiliz die Ordnung aufrecht zu erhalten, des Kaiſers geheiligte Perſon gegen dieſen Ueberdrang begeiſterter Verehrung und Liebe zu ſchützen. Aber dieſe Woge ungehemmten Ausbruchs der Gefühle durchrauſchte ſchon die ganze Kirche! Die Maſſen ſtrömten gegeneinander; Ordnung war nicht mehr zu bewahren.

Indeſſen war es bald nicht die Wallung der Freude allein, durch welche die Volksmenge bewegt wurde; auch die der Beſtürzung ergriff ſie. Denn Viele hatten die Nach-

richt von der Wahl Friedrich's von der Pfalz zum Könige Böhmens gehört, und im Lauffeuer durchflog ſie die Menge. Ein ungeahnter Blitz zuckte ſie über dem Haupte der Freudigen, und der aufwärts ſtarrende Blick ſah das ſchwarze Wettergewölk mitten im blauen Aether zuſammengeballt. Vor dem in voller Jubelwoge dahinbrauſenden Strom riß ſich plötzlich eine tiefe Kluft verſchlingend auf. Der taumelnde Wirbelflug des Glücksrauſches war gebrochen und ſank mit gelähmtem Fittich herab.

Jede Bruſt empfand mit ahnungsvollem Grauen dieſes höhnende Wechſelſpiel des Schickſals, welches in dem nämlichen Augenblick, wo es Ferdinand auf einen neuen Thron erhob, ihn von dem herabſtürzte, der ſein geheiligtes Beſitzthum war. Und der tiefer Blickende erkannte hier den ſcharfen, ſchreckenvollen Wendepunkt der Weltgeſchicke. An dem ſchwarz verhüllten Himmel der Zukunft hielt die unſichtbare Hand des ewigen Lenkers die Wage der Entſcheidung. Längſt ſchon hatten die ſchweren Schalen der Eintracht und Zwietracht drohend im zitternden Gleichgewicht geſchwebt. Jetzt ſtürmte der Dämon der Zwietracht trotzig auf ſeinen finſtren Schwingen durch das Gewölk und warf verderbenflammenden Auges das eherne Schwert in die Schale des Kampfes.

In dieſer Stunde war es, wo Deutſchlands guter Genius ſich verhüllte, um das Menſchenalter des Grauſens nicht zu erblicken, das die ſchwere Hand unabwendbarer Schickung ihm verhängte! Dieſen Strom von Blut und Flammen, der Tauſende von Leichen in ſeinen Wogen wälzte, die Fluren verheerte, die Städte vertilgte, in ſeinem Aſchenbett allen Segen vergangener Jahrhunderte verſchüttete und den Abgrund aufwühlte, der ein ganzes kommendes verſchlang!

Nur eine dunkle Ahnung, ein bleicher Schimmer der Grauengebilde der Zukunft drang in den lichten Glanz der Gegenwart; aber er erblaßte vor dieſem wie ein nächtlicher Stern vor dem Sonnenauge des Tages! — Geſegnet die Blindheit des Sterblichen, dem die Tage der Zukunft überdeckt ſind mit undurchdringlicher Nacht! Hätte er ſie geſehen, wie ſie unabwendbar nahten, ein Schrei des Entſetzens wäre jetzt emporgedrungen in die Wölbungen des alten Doms, und von Schrecken ergriffen wäre das Volk hinweggeſtürzt nach allen Seiten, ſich auf die Knie zu werfen, betend, büßend, die Brüſte zerſchlagend unter dem Antlitz des Himmels, um ſeine Gnade zu erflehen. Doch verſchloſſen mit ehernen Pforten iſt ſeine klare Wölbung dem blöden Auge! Dreifach geſegnet dieſe Blindheit, die die ewige Gnade uns verliehen!

Und ſo ſchallten denn in der ſtolzen, freudenbewegten Wahlſtadt Frankfurt am 28. Auguſt des Jahres 1619 die Glocken feſtfreudig, mit hehrem Geläut herab von dem Dome und von allen Thürmen. Der eherne Mund der Geſchütze überdonnerte mit feierlichem Gruß das Jauchzen des Volks! Zu den Klängen der Orgel im Chorgeſange ertönte das „Herr Gott dich loben wir“.

Die Straßen wimmelten in der Pracht bunter Menſchenſtröme; Ehrenpforten ſtiegen auf; Teppiche wallten herab, Blumengewinde und Kränze ſchmückten Säulen und Mauern, Tücher und Hüte grüßten in die Lüfte, aus den Fenſtern, von den Dächern herab, und tauſendſtimmig tönte im freudetaumelnden Volke der Ruf: „Vivat imperator Ferdinandus secundus!“ — — Denn die Pforten der Zukunft waren undurchdringlich verſchloſſen!

Zwanzigſtes Buch.

Zwölftes Capitel.

Das Ende des September war herangekommen. Wie oft ſcheint die Natur das völlige Widerſpiel der Welt zu bilden! Wenn es in dieſer am rauheſten ſtürmt, iſt ſie ſo mild und lächelnd wie die ewige Gnade ſelbſt! Wenn unſere Bruſt von Schmerz zerriſſen, in Qualen der Verzweiflung ringt, haucht der Lenz ſüße Düfte oder der Friede des Abends überſchimmert purpurn den Frieden der Fluren!

So war der Herbſt dieſes Jahres! Die Geſchicke der Welt gährten und brauſten hohl in ſchauerlicher Tiefe; der Boden der Menſchheit bebte von dumpfen unterirdiſchen Donnern erſchüttert. Aber die Erde trug das Antlitz des Friedens, der Himmel ſchaute auf ſie herab mit dem lächelnden Auge des Glücks. Von ſeinem reinſten Blau überwölbt, webten Wald, Gärten und Fluren den bunten, wehmüthig reizenden Teppich des Herbſtes.

Mit der Fülle jugendlicher Glücksfähigkeit in der Bruſt und von der hellen Nachmittagsſonne und dem blauen Aether umleuchtet, ließen zwei anmuthige ritterliche Jünglinge ihren Pferden frei die Zügel und ſprengten durch die herbſtlich prangenden Fluren raſch dahin von Prag aus, der Veſte

Karlsſtein zu, die ſich ihren Blicken noch tief in dem grünen Thalſchoos verbarg, in deſſen Mitte ſie aufſteigt. Die beiden Reiter waren der junge Graf Thurn, Heinrich, und der Prinz Chriſtian von Anhalt.

Es lag ein eigener Zauber in den beiden jugendlichen Geſtalten, die wie dazu geſchaffen ſchienen, Freunde zu ſein. Beide gleichen Alters, in ritterlicher Sitte erzogen, feurig, von edlem Streben bewegt, hatten ſie ſich im erſten Augenblick ihrer Begegnung mit dem ſchönen, leicht verbindenden Sinn der Jugend als zueinander gehörend erkannt und ſich auch ebenſo raſch, friſch und herzlich einander angeſchloſſen. Die Art, wie ſie ſo ſchnell bekannt und vertraut geworden, war folgende: Beide machten verſchiedene Beſuche in Geſchäften zu Prag, nach der Sitte jener Zeit zu Pferde, ab. Als der junge Thurn zu dem Kanzler Wenzel von Budowa kam, ſah er an deſſen Hausthür einen reichgekleideten Diener zu Roß, der ein außerordentlich ſchönes Pferd von ſpaniſcher Zucht, einen feurigen Schimmelhengſt an der Hand hatte. Er betrachtete ihn mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen, und erfuhr von dem Diener, weſſen er ſei. Er ſelbſt ritt kein ſo ſchönes, aber ein äußerſt kräftiges, ſchnelles und dauerbares Thier von polniſcher Zucht, hellbraun, mit herrlicher, glänzend ſchwarzer Mähne und langem Schweif.

Als er abſaß und es ſeinem Diener übergab, um zu dem Kanzler hinaufzugehen, ſtand der Prinz von Anhalt droben am Fenſter und freute ſich ſeinerſeits des muthigen Thieres. Beim Eintreten in das Gemach fand Thurn den jungen Prinzen allein, weil der Kanzler noch durch Geſchäfte behindert war, den Beſuch anzunehmen. Sie begrüßten einander zwanglos, waren ſchnell im Geſpräch, deſſen Gegenſtand die beiden Roſſe bildeten, und nach

jugendlicher Weiſe hatten ſie ebenſo ſchnell den Tauſch beſchloſſen. Als ſie ihre Geſchäfte mit dem Kanzler beendet hatten und Beide nun in der Lage waren, einige Tage in Prag auf Entſcheidung warten zu müſſen, ſchlug Thurn dem Prinzen vor, ihn bei dem ſchönen Herbſttage auf einen Ritt nach Karlsſtein zum Beſuch bei der Gräfin Thurn zu begleiten; jeder könne dabei das eingetauſchte Roß prüfen, und wenn Einem der Tauſch nicht behage, ſolle er nach dieſer Prüfung rückgängig werden. Der Prinz ging auf den Vorſchlag ein, und ſo waren Beide nach kurzer Zeit auf dem Wege zur Gräfin Thurn. Der muntere Ritt, das ſchöne Wetter, die Erzählung der gegenſeitigen Erlebniſſe führte die Herzen der Jünglinge jetzt ebenſo innig zuſammen, als ſie ſich zuvor einander ſchnell genähert hatten. Sie waren noch keine Stunde geritten und der Freundſchaftsbund war geſchloſſen, das traulich brüderliche „Du“ feſtgeſetzt.

„Wie ſollte man ſich anders nennen“, ſagte der Prinz von Anhalt, „wenn man zuſammen im Felde liegt und täglich Gefahren und Beſchwerden theilt? Und Feldkameraden müſſen wir werden, Thurn!“

„Zeltkameraden, wenn es ſein kann“, rief dieſer fröhlich und ſchüttelte dem neuen Freunde die Hand.

„Ich beneide dich darum, daß du deine Sporen ſo rühmlich in mancher Schlacht verdient haſt!“ war des Prinzen Antwort. „Ich habe noch nicht gezeigt, daß ich ein Ritter zu ſein verdiene!“

„Du haſt dich anders in der Welt umgethan“, erwiderte Thurn, „darum beneide ich dich. Ich habe hier immer in Böhmen geſeſſen, nur daß ich einmal mit dem Vater in Kärnten und Friaul geweſen bin, wo unſere Familie herſtammt; dabei haben wir auch Venedig beſucht. Das iſt

Alles, was ich von der Welt kenne. Du aber biſt in Frankreich, England, in Italien geweſen!“

„Das wol! Aber was iſt auf Spazierreiſen Großes zu erleben? Man ſieht andere Städte, andere Menſchen, lernt ein paar Fürſten und Könige kennen, das iſt Alles! Ich gäbe alle meine Reiſen um eine Schlacht!“

„Die wird dir nicht fehlen, wenn Alles ſich ſo ereignet, wie du hoffſt und weißt! Wenn der Kurfürſt Friedrich endlich Ernſt macht, die Krone annimmt und nach Prag kommt — dann wird es auch noch für uns Beide ritterliche Arbeit geben!“

„Du haſt ſie ſchon! Dein Vater iſt ſchon wieder im vollen Siege! Ihr werdet uns nichts übrig laſſen!“

„Das wäre mir freilich lieb“, lachte Thurn, „aber es hat gute Wege! Wir wollen froh ſein, wenn wir's mit gemeinſamen Kräften vollbringen!“

„Die wollen wir daranſetzen!“ rief der Prinz.

In dieſen und ähnlichen Geſprächen, von ſolchen Träumen der Zukunft gewiegt, hatten ſie ihren Weg zurückgelegt und waren dem Ziele nahe.

Jetzt ſenkte ſich die Straße, die bisher über die freie Hochebene geführt hatte, an deren Grenzen man den blauen Saum entfernterer höherer Bergzüge erblickte, ziemlich ſteil ins Thal zwiſchen dichtbewachſenen Waldhöhen hinab.

„Nun werden wir bald dort ſein“, ſagte Thurn freudig und ſprengte den ſteilen, ſteinigen Weg ſo raſch abwärts, daß ihm der Prinz und der Diener kaum nachſetzen konnten.

Eben bog er um den Vorſprung eines ſteilen Waldberges, als er plötzlich ſein Pferd mit dem lauten, jubelnden Ausruf: „Mutter! Mutter!“ anhielt, ſich leicht vom Sattel ſchwang und auf die Gräfin zueilte, die wenige Schritte

ſeitwärts am Wege, im Gehölz auf einem Felsſtück, mit einem aufgeſchlagenen Buche im Schooſe, ſaß.

„Heinrich!“ mit dieſem Worte flog die Ueberraſchte auf und lag in den Armen ihres Sohnes.

„Mein Sohn! Mein Heinrich! Dieſe Ueberraſchung!“ rief ſie und ihre mütterlichen Thränen floſſen in freudiger Aufwallung!

„Mit tauſend, tauſend Grüßen vom Vater“, entgegnete Heinrich. — „Aber du hier, ganz allein im Walde?“ fragte er erſtaunt.

„Nicht doch! — Thekla! — Thekla!“ rief ſie mit erhobener Stimme, und Heinrich ſah, der Richtung ihrer Blicke folgend, die zarte, anmuthige Geſtalt ſeiner Schweſter ſich im entfernteren Gebüſch bewegen. Eben gewahrte auch ſie den Angekommenen und überraſcht, unſicher ſchien es, wen ſie ſah, hemmte ſie ihren Schritt. Doch die Stimme des Bruders, der ſie laut bei dem Namen rief und ihr freudig entgegeneilte, gab ihr ſchnelle Aufklärung, und ſo flog ſie ihm die Anhöhe herab, leicht wie ein Reh, vom lieblichen Roth der Freude überhaucht, entgegen, umſchlang ihn mit Innigkeit und preßte ihm warme ſchweſterliche Küſſe auf den lieben Mund.

„Heinrich!“ ſprach ſie, mit einer unbeſchreiblich holden Thräne im Auge, „dieſe Freude! So ungeahnt!“

Im nächſten Augenblick ging ihr kindliches Gefühl ganz in dem der Mutter auf; ihr Glück, ihre Ueberraſchung mußte ſie theilen! Sie ließ den Bruder, um ihr zuzueilen — da plötzlich ſtockte ihr Schritt, ein Erröthen färbte ihre Wangen, die ſittige Jungfrau ſtand ſchüchtern und ein fragender Blick gleitete zu dem Bruder hin.

Der Prinz war indeſſen gleichfalls abgeſtiegen, hatte ſein Pferd dem Diener übergeben und ſchritt eben auf die Gräfin

Eliſabeth zu. Dieſen fremden jungen Mann gewahrte Thekla unvermuthet, und ſein Erſcheinen und Nahetreten war es, welches den freien Ausbruch ihrer überraſchten Empfindung plötzlich mit den Schranken weiblicher Schüchternheit umgrenzte.

„Vergib, meine theure Mutter", nahm der junge Thurn raſch zu dieſer das Wort und trat an die Seite ſeines Begleiters; „in meiner frohen Ueberraſchung verſäumte ich es, dir den Gaſt, den ich uns mitbringe, vorzuſtellen. Der Prinz Chriſtian von Anhalt; wir ſind raſch recht herzliche Freunde geworden!"

Der Prinz verbeugte ſich und ſprach zur Gräfin Eliſabeth gewandt: „Verzeihen Sie meine Gegenwart, Frau Gräfin; von meinem Vater mit Aufträgen nach Prag geſandt, erlaubte ich mir dort das Anerbieten meines Freundes anzunehmen, ihn auf ſeinem Beſuch nach Karlsſtein zu begleiten."

„Sein Sie uns beſtens willkommen, Prinz", entgegnete Eliſabeth; „Sie ſehen, wie überraſcht wir ſind. Ich wußte nichts von meines Sohnes Ankunft."

„Es war unmöglich, beſte Mutter, ſie dir zu melden. Vom Vater ganz plötzlich aus dem Lager abgeſandt, traf ich geſtern zu Nacht in Prag ein. Heut vom früheſten Morgen an hatte ich ſeine Geſchäfte zu beſorgen, und erſt im Laufe des Vormittags ordnete ſich Alles ſo, daß es mir möglich wurde, dich heut noch zu beſuchen; bis dahin wußte ich ſelbſt nicht, wann und ob ich's überhaupt könnte."

So war die Ueberraſchung entſtanden, indem Eliſabeth und Thekla, nur des ſchönen Wetters wegen luſtwandelnd, den ſchönen Platz im Walde zum Ausruhen gewählt hatten.

Der Prinz Chriſtian war zwar im erſten Augenblick ein wenig verlegen, indeß ſeine Gewohnheit feiner Sitte

überhaupt und des ſteten Verkehrs mit gebildeten Frauen, da ſeine Mutter und erwachſenen Schweſtern zu wahrhaft Ausgezeichneten ihres Geſchlechts gehörten, ließen ihn auch bei dem ganz unvermutheten Begegnen ſchnell wieder die ſichere Bahn der Lebensſitte treffen. Er hatte ſich bis jetzt mit ſeinen Worten nur zur Gräfin Eliſabeth gewendet, und Thekla nur ſo flüchtig, als ſie der Bruder umarmte, wahrgenommen, daß er ſie eigentlich noch gar nicht geſehen hatte. Jetzt, da ſie anmuthvoll ſchüchtern näher trat, fiel ſein aufmerkſamerer Blick auf ſie. — —

Wer hat das Räthſel gelöſt, wie ſo oft, nur durch ein einziges Begegnen, einen einzigen Blick, in zwei Weſen der Funke ſich entzündet, der ihr Innerſtes in Berührung bringt, ſie mit dem Strahl einer heiligen Ahnung durchzittert, daß ſie zur unzertrennlichen Gemeinſchaft geweiht ſind? Wodurch wird das Wunder, das in dunkelſter Tiefe des Herzens, ihm ſelbſt verborgen lange Jahre ſchlummert, plötzlich geweckt und durchſtrahlt die Bruſt mit ſeinem göttlichen Lichte und Leben? Welches iſt die geheimnißvolle Saite, unſichtbar von Seele zu Seele geſpannt, die, vom Hauche des Augenblicks berührt, den ſüßeſten Zauber des Zuſammenklanges ertönen läßt, der zu innigſter Verſchmelzung drängt?

Das tauſendfältig geſchehene, aber dennoch unerklärte Wunder erneuerte ſich auch hier.

Als der Prinz die ſchöne Geſtalt aus dem grünen, ſonnendurchſchimmerten Duft der Gebüſche leiſe näher treten ſah, berührte es ihn wie eine himmliſche Erſcheinung. Das fliegende Roth, welches ihre Wangen überhauchte, die Freude und Rührung, die in ihren Augen ſchimmerten, erhöhten den Zauber ihres Reizes. Das leichte unbefangene Wort, womit er die Mutter begrüßt hatte, verſtummte auf ſeiner

Lippe, er fühlte ſeine Wangen erglühen, und es überkam ihn eine Verwirrung, wie er ſie noch nie erfahren. Nur die zur Natur gewordene Gewohnheit der Sitte hielt ihn ſo weit in dem richtigen Lebensgleiſe, daß er ſich ſtumm gegen Thekla verbeugte; allein die Rede verſagte ihm. Des Bruders unbefangene Freude und Herzlichkeit ließ Beide ſo über den Augenblick der Verwirrung hinweggleiten, daß ſie ſeine Gewalt nur in ihrem Innerſten empfanden, nach außen nichts von Dem verrathen wurde, was ſie ſo ſüß, ſo heilig und ihnen ſelbſt ſo unerklärt bewegte.

„Sieh, Thekla“, ſagte Heinrich heiter zu der Schweſter, „hier habe ich einen Freund und Waffenbruder gewonnen; wir werden treu zuſammenhalten.“

„Das glaub' ich feſt“, antwortete Thekla mit leiſem Wohllaut, indem ſie dem Bruder die Hand reichte und ſich gegen den Prinzen neigte.

„Gewiß, das wollen wir“, betheuerte dieſer feurig; denn er fühlte beim Anblick einer ſo holden Schweſter das Glück doppelt, ſich dem Bruder in Freundſchaft verbunden zu haben.

„Wir haben ſchon unſere Pferde getauſcht“, fuhr der unbefangene Thurn im fröhlichſten Tone fort.

„Wir können auch die Waffen tauſchen wie die Helden der alten Griechen“, ſetzte der Prinz in gebildeter Weiſe hinzu und dachte an die Homeriſchen Helden, welche ihm bei der ſorgfältigen Erziehung, die er genoſſen, nicht fremd waren.

„War das eine Sitte griechiſcher Helden?“ fragte Thekla, indem ſie den Prinzen offen, freundlich, aber doch mit einer eigenen Wallung, die ſie noch nie empfunden, anblickte.

„Der Gebrauch paßt nicht ganz auf uns“, erwiderte dieſer, der, über die erſten Augenblicke der Verwirrung hinweg, ſich jetzt in einer überaus beglückenden Stimmung fühlte, die alle ſeine ſchön entwickelten Geiſteskräfte noch

erhöhte. „Denn, ſoweit ich mich der Beiſpiele erinnere, die ich geleſen, tauſchten nicht die Kampfgenoſſen und Freunde, ſondern die Gegner ihre Waffen als Erinnerungszeichen an den ehrenvoll miteinander beſtandenen Kampf!“

„Das iſt faſt noch ſchöner“, war Thekla's Antwort. „Allein ich will doch deshalb nicht wünſchen“, ſetzte ſie anmuthig lächelnd hinzu, „daß es zwiſchen Ew. Durchlaucht und meinem Bruder zum Kampf kommen ſollte!“

Die Gräfin Eliſabeth hatte dem Geſpräch, das eine ſo zufällige Wendung genommen hatte, bis jetzt nur zugehört. Aus ihrem ſanften Auge ſtrahlte das mütterliche Glück, ihren Sohn an der Seite eines ſo edlen, befreundeten Genoſſen zu ſehen. Mit Stolz und Luſt weilten ihre Blicke auf den beiden jugendlichen Geſtalten im Waffenſchmuck, denen der Muth und die Freude des Lebens aus den Augen blitzten. Ein in ſo düſtrer Zeit, wo die Sorge in jede Stirn ihre finſtren Furchen zog, doppelt erquicklicher Anblick. — Die Gräfin faßte Thekla's Wort geſchickt auf und ſagte: „Zum Kampf nicht, aber zum Wettkampf! Mögeſt du den Ehrgeiz haben, mein Sohn, deinen edlen Freund in jeder ritterlichen Tugend übertreffen zu wollen!“

„Wenn ich ihm nur erſt gleichkäme“, ſagte der Prinz beſcheiden, aber in wahrhafter Geſinnung; „ich hatte noch nicht Gelegenheit, meine Sporen zu verdienen.“

„Wie, Prinz?“ fragte Eliſabeth erſtaunt, „ſollte ich mich denn ganz irren? Oder hätten Sie nicht ſchon unter dem Herzog von Savoyen Kriegsdienſte gethan?“

„Das wol, vor drei Jahren“, erwiderte der Prinz erröthend; „aber ich kann das nicht Kriegsdienſte nennen. Ich habe dem Kampfe eigentlich nur zugeſehen. Ich ſollte den Krieg nur ſo obenhin kennen lernen unter ſtrenger Vormundſchaft. Der Graf Dohna war mein Begleiter.“

Es ſagte Thekla ungemein zu, den jungen Fürſten, ſtatt ruhmredig, ſo beſcheiden von ſeinen Kriegsverhältniſſen ſprechen zu hören. Die Gräfin erwiderte ihm, von gleicher Empfindung berührt, leicht ſcherzend: „O, Prinz, Sie werden ſich der Vormundſchaft doch nicht allzu gehorſam unterworfen haben! — Graf Mansfeld hat mir erzählt ....“

„Er war nicht bei dem Heere, wahrlich nicht“, fiel ihr der Prinz mit einem ſchönen Eifer für die Wahrheit ins Wort.

„Er muß aber durch Andere, die in Ihrer Nähe geweſen, wohl unterrichtet worden ſein, denn ich verſichere Ew. Durchlaucht, er hat mir mit der höchſten Achtung von Ihrem ritterlichen Muth geſprochen. Und der Graf Mansfeld iſt, das werden Sie einräumen, ein Mann, der in ſolchen Dingen eine Stimme hat.“

„Ich würde ſtolz darauf ſein, mir das Lob eines ſo berühmten Kriegers unter ſeinem Befehle, unter ſeinen Augen zu erwerben“, antwortete der Prinz, und ein edles Feuer flammte in ſeinem Auge. „Aber noch habe ich es wirklich nicht verdient! Dieſen Degen“, er ſah halb unwillig, halb verächtlich auf denſelben herab, „hat noch kein Blut gefärbt!“

„Drum tauſche ich doch mit dir“, rief Thurn lebhaft und faßte ſeinen eigenen Degen, als ob er ihn darbieten wollte.

„Ich darf den Tauſch nicht annehmen!“ entgegnete der Prinz.

„Wie? Auch nicht, wenn ich mit dem Gehenk dazu tauſche, von meiner Schweſter Hand geſtickt?“ rief er unbeſonnen.

„Heinrich!“ ſagte die Gräfin Eliſabeth mit ſanftem Vorwurf; „Bruder!“ gleichzeitig Thekla.

Aber der Prinz rief feurig: „So tauſche ich!“ und

die Flamme ſeines Blicks ſchien auf Thekla's Wange zu brennen, ſo erglühte ſie. .... „Wenn die Gräfin", fügte er, ſich ehrfurchtsvoll gegen ſie verbeugend, faſt ſchüchtern hinzu, „den Tauſch geſtatten will."

„O, Durchlaucht", nahm Eliſabeth für Thekla das Wort, „meine Tochter hat wol hier nichts zu geſtatten, aber ſie wird auch gewiß nichts verbieten wollen."

„Gewiß nicht?" fragte der Prinz mit einem Blitz im Auge.

„Gewiß nicht", verſetzte Eliſabeth lächelnd, die dem kleinen Ereigniß, das ihres Sohnes Unbedachtſamkeit herbeigeführt hatte, ſo wenig Gewicht als möglich geben wollte, um Thekla's Verlegenheit nicht zu erhöhen.

Doch der Prinz vermochte nicht, es als ein unbedeutendes aufzunehmen. Er ergriff und küßte die Hand der Gräfin mit einem Feuer, das ihm in innerſter Seele glühte und in dem ſeine ganze Jugendlichkeit unbefangen aufflammte. Und als er das Haupt wieder erhob, richtete er einen Blick dankbarer Freude auf Thekla, der einem ſtill glänzenden, innig beglückten ihres ſchönen Auges begegnete.

Heinrich hatte ſchon Gehenk und Degen abgenommen, reichte beides dem Prinzen dar und nahm es auch dem Freunde behend ab. Sein Ausführen ohne Zögern machte, daß der Augenblick der Verlegenheit, den er ſeiner Schweſter bereitet hatte, raſch vorüberglitt. Und nach zwei Minuten blieb in Allen nur ein freudiger Eindruck über das kleine Ereigniß zurück. Im Prinzen der freudigſte!

Dreizehntes Capitel.

Eliſabeth, um die Gedanken auf ganz etwas Anderes zu richten, fragte, gegen den Prinzen Chriſtian gewandt: „Möchten Sie mit meinem Sohne wieder zu Pferd ſteigen, Durchlaucht, und uns im Schloß erwarten? Oder ziehen Sie es vor, mit uns auf dem Fußpfad hier durchs Gebüſch zurückzukehren?“

„Wir gehen mit dir, Mutter“, nahm der junge Thurn dem Prinzen die Antwort vorweg, der zuverläſſig dieſelbe, nur in anderer Weiſe, gegeben hätte. „Bitte, liebe Mutter“, ſetzte er kindlich hinzu, indem er Eliſabeth's Arm faßte und ihr liebkoſte, „laß uns zuſammengehen, ich habe dir ſo viel zu erzählen! Wie lange habe ich dich nicht geſehen!“

Kein Gedanke der Abſichtlichkeit kam dabei in ſeine Seele; es war ihm aber, ſo ſchien es, heut beſchieden, durch ſein argloſes Auffaſſen und Vorwegnehmen der Dinge Verlegenheiten zu bereiten. Die Schicklichkeit hätte gefordert, daß die Gräfin den Arm des Prinzen genommen hätte, ſie verbot es faſt, daß dieſer Thekla's Begleiter wurde. Allein den Fehler in der Weiſe zu bemerken, daß die Aenderung hätte erfolgen müſſen, würde ihm ein ſo viel größeres Gewicht gegeben haben, daß vielleicht ein peinlicherer Eindruck an die Stelle der leichten Verlegenheit getreten wäre, die Heinrich jetzt, wie zuvor der Waffentauſch, bereitete. Eliſabeth zog es daher mit feinem Sinn vor, darüber hinwegzugleiten, wie es am beſten mit jedem geſelligen Verſehen gehalten wird. Sie wandte ſich nur lächelnd mit den Worten zu dem Prinzen: „Ew. Durchlaucht werden früh geübt,

meinem Sohne Vergebung für ſeine Unbedachtſamkeiten angedeihen zu laſſen. Sie ſehen, er hat die üble Gewohnheit, uns Alles vorweg zu nehmen!“

„Ich freue mich ſeines lebendigen Gefühls“, erwiderte der Prinz, „daß er ein ſo anhänglicher Sohn iſt, bürgt mir ja dafür, daß er auch ein inniger Freund ſein wird!“

„Wahrlich!“ rief der Jüngling aus, „das will ich dir ſein!“ Und da er die Mutter ſchon am rechten Arm führte, reichte er nur die linke Hand halb zurückgewandt dem Freunde zu und faßte damit herzlich drückend ſeine Rechte.

Der Prinz bot jetzt Thekla den Arm; ſie ſchwebte leicht an ſeiner Seite auf dem Raſen durch das ſchattige Gebüſch hin. Welch ein anmuthvolles Paar! Thekla war aufgeblüht zur jungfräulichen Roſe, aber noch im zarteſten, erſten Reiz. Ihre Seele, ſo hold entfaltet wie ihr Leib, wohnte rein auf ihrer reinen Stirn, ſtrahlte aus ihrem Auge gleich dem unbewölkten Himmel, und tief und klar wie dieſer. Kein leiſeſter Schatten verhüllte etwas Fremdes in ihr; was ſich dem flüchtigen Blick verbarg, verbarg ſich nur in dem heiligen Dunkel, das einzig die Tiefe webt. Nur die ſeichte Welle läßt Alles durchſchimmern, weil Alles an der Oberfläche liegt. — Der Prinz trug in ſich den edelſten Stoff von feinſter Hand geformt. Er hatte die ritterlichen Tugenden ſeiner Ahnen, ſeines Vaters geerbt, der mit dem männlichen Schwung des Muthes das ſichere Maß der Beſonnenheit verband. Die treuſte, mütterliche Sorgfalt hatte alle zarten Keime in ihm ſo gepflanzt und entfaltet, wie der männliche Ernſt des Vaters die ſtarken Wurzeln kräftig genährt. Ernſtes Wiſſen, vielgeſtaltige Lebensſchule geſellten ſich einer frühen warmen Pflege des Herzens, durch älterliche Liebe, geſchwiſterlichen Verkehr, ſittige Häuslichkeit. Selten ſchon, daß Jünglinge, entfernt von der Berührung

des Lebens, ſich ſo rein, ſo einfach bewahren; viel ſeltener noch, daß ſie, wie der Prinz, in deſſen vielfachen Wirbeln ſicheres Geſchick gewinnen, ſich auf ſeinen verworrenen Bahnen zu bewegen, und ſie dennoch ſo unbefleckt, ſo argloſen Herzens wandeln!

Der Fußpfad zog ſich unter dem Laubdach eines Eichengebüſches vielfach gewunden, etwas anſteigend an der Lehne des Berges hin; er war zuweilen ſo ſchmal, daß nicht zwei Wandelnde nebeneinander Raum hatten, oder doch Einer am Abhang auf unwegſamerer Bahn gehen mußte. An ſolchen Stellen war es dem Prinzen ein beglückendes Geſchäft, Thekla zu unterſtützen, während er neben ihr im hohen Graſe oder Felsgeröll auf abſchüſſiger Bahn klimmte. Sie hatte ſchon zuvor, ehe der Bruder ſie traf, einen großen Strauß herbſtlicher Feldblumen gepflückt, welche der Prinz ihr trug, und ſie, ſelbſt pflückend, vermehrte. Ihr harmloſes Geſpräch entſprach dieſer tändelnden Beſchäftigung, wie es bei jungen Gemüthern in den erſten beglückenden Annäherungen zu ſein pflegt, wo Jeder nur gewiſſermaßen die am Wege liegenden Anregungen und Gedanken auffaßt und ausſpricht, während er mit Dem, was ſeine Bruſt im Innerſten beſchäftigt, ſcheu zurückhält. Ihre Freude eben jetzt beſtand darin, ihre beiderſeitige Luſt an den kleinen erquickenden Gaben der Natur und dadurch die Gleichſtimmung ihrer Seele zu erkennen zu geben. Jede Blume, die Thekla pflückte oder der Prinz ihr reichte — jedes zierlich gebildete Moos — ein Zweig voll grüner, kräftig ausgewachſener Eicheln — der helle Laut, den irgend ein herbſtlicher Vogel, der durch die Gebüſche flatterte, hören ließ, dies waren die Anknüpfungspunkte ihrer unbefangenen Aeußerungen. Die beglückendſten Augenblicke für den Prinzen traten freilich ein, wo er an jenen ſchwieriger gangbaren

Stellen den Arm ſeiner Begleiterin faßte, ſie ſtützte und ſicher darüber hinwegführte, und ſie ihm mit freundlichem Blick den Dank dafür zulächelte. Sobald er den weichen ſchönen Arm Thekla's berührte, durchzuckte es ihn wie mit elektriſcher Strömung; er wagte einen leiſen, wärmern Druck, und ſie geſtattete ſich — ihn nicht wahrzunehmen!

O beglückte Augenblicke des Lebens, die ihr nur unter ſeinem erſten, unſchuldig reinen Frühlingshimmel aufblüht — und von kürzerer Dauer als dieſer! Wie ſchnell ſchwindet das lächelnde Blau und finſtres Sturmgewölk wirft ſeine kalten Schatten herab! — Jugendliche Herzen! Labt euch in eurer Reinheit und Wärme an dieſen Nektartropfen, die aus einem Himmel, der auf Erden keine Dauer hat, auf euch niederſinken und euch erquicken wie der Thau den Blütenkelch! — —

Sie hatten eine Stelle faſt erreicht, wo der Pfad ſich ſcharf um den Vorſprung des Berges ſchlang, da das Thal hier eine ganz andere Richtung nahm. Die Gräfin war ihnen ſchon einige Minuten voran und wartete mit Heinrich ihrer an dem Wendepunkt. Thekla beſchleunigte ihre Schritte, etwas ängſtlich durch die Verſpätung, und ſagte mit dem weiblichen Gefühl ſie entſchuldigen zu müſſen: „Wir haben ſo viele Blumen gepflückt!“

Jetzt trat ſie mit dem Prinzen in eine Lichtung des Gebüſches, von wo aus ſie die neue Thalwindung überblicken konnten.

„Dort ſehen Sie das Ziel unſeres Weges“, wandte ſich die Gräfin Eliſabeth zum Prinzen; „wie gefällt Ihnen Schloß und Landſchaft?“

Prinz Chriſtian, der ſeinen Blick nur auf Thekla gerichtet hielt, hatte die Ausſicht, die ihm der Punkt gewährte, auf den er eben hinaustrat, noch nicht bemerkt. Er erhob

das Auge, der hindeutenden Hand der Gräfin folgend. Mit überraſchtem Staunen ſtand er ſtill, von dem mächtigen Anblick ergriffen.

Auf ſteiler, kegelartiger Berghöhe, wo Waldgebüſch und Fels wechſelten, ragte die berühmte Kaiſerveſte vor ihnen empor. Ihre gewaltigen Thürme ſtiegen mit den breiten Zinnen hoch in das reine Blau des Himmels und zeichneten ſich in den ſchärfſten Linien darauf ab.

„Ein herrlicher, ein majeſtätiſcher Anblick“, rief der Prinz aus und ſchaute mit feurigen Blicken zu dem ſtolzen Schloß hinauf; dann ließ er das Auge auf die Bergland=ſchaft, die ihn umgab, kreuzen. „Ein wunderſchöner Wohn=platz!“ ſagte er aus innerſter Seele und blickte halb ver=ſtohlen zu Thekla hinüber.

Eine mütterliche Ahnung ſchwebte wie ein Hauch über die Züge der Gräfin. Ihr Auge weilte auf Thekla, die ebenfalls mit einem ſchwärmeriſchen Ausdruck, der zwar in ihrem Weſen lag, ſich aber doch noch nie in dem Grade bei ihr gezeigt hatte, ſich rings in die ſo wohl=bekannte Landſchaft verſenkte, als entfalte ſie ihr tauſend neue Reize. Mit ſorglichem innern Auge warf die Mutter einen Blick in das Herz der Tochter. Sie erkannte und täuſchte ſich nicht, welche bis dahin geſchloſſene und verhüllte Knospe eben jetzt in Thekla's Bruſt den duftigen Kelch leiſe, doch unwiderſtehlich zu öffnen begann. Gefühle des Glücks und des Schmerzes, der Freude und der Sorgen über=drängten ſie mit plötzlicher Gewalt. Kann der Traum, deſſen erſtes dämmerndes Roſenlicht jetzt in dieſes kindlich reine Herz ſtrahlt, zu einem hellen Lebenstage werden? Oder wird ihm ein Erwachen in troſtloſeſter Finſterniß folgen? Wohl ſah die mütterliche Fürſorge alle die dunk=len Tiefen, an deren Rand die zarte Blüte ſchwankte!

Konnte ſie ſich entfalten unter den ſturmdrohenden Weltgeſchicken? Schied nicht, dieſer nicht zu gedenken, die ſorglos Glücklichen eine weite Kluft des Lebens, über welche das beflügelte Traumbild ihrer Hoffnungen bedachtlos hinwegſchwebte? Nicht daß die fürſtliche Krone an ſich die Grafenkrone des alten edlen Hauſes della Torre e Valſaſſina, wie ſich das Geſchlecht des Grafen Thurn nannte, bevor es aus Friaul nach Böhmen überſiedelte, ſo weit überſtrahlt hätte: aber der Zweig des Fürſtenhauſes konnte leicht zum Stamm deſſelben werden und einen unabhängigen Thron überſchatten. Der regierende Fürſt von Anhalt durfte, ſollte, ſeine Gemahlin aus den Töchtern regierender Häuſer wählen! Die höchſten waren ihm nicht verſchloſſen! Freilich wie eben jetzt die Welle der Lebensgeſchicke ſchwankte und ſtürmte, konnte Der, welcher ſich kühn in die Brandung warf, hoch hinaufgetragen werden von der Woge des Glücks! Eliſabeth wußte ſogar, daß das Streben nach einem Fürſtenhut ihren Gemahl ehrgeizig beſchäftigte. Er hatte ſchon gehofft, ihn auf den erſtürmten Mauern Wiens zu erobern; eine Hoffnung, die ihm jetzt vielleicht zum zweiten male leuchtete, da er mit neuer Heeresmacht abermals der kaiſerlichen Hauptſtadt zudrängte! — Alles dies wägte in der flüchtigen Schnelle des Augenblicks das bangende Herz der Mutter! Denn in einer zweifelnden Seele ziehen in wenigen Secunden tauſend Geſtalten des Möglichen ſchnell wechſelnd vorüber! Eine aber haftete und trat immer wieder in unverlöſchbaren Zügen vor Eliſabeth's inneres Auge, wenn die andern gleich Schatten und Nebelbildern ſich ſo ſchnell verflüchtigten als ſie auftauchten. Sie ſah ihre einzige, unausſprechlich geliebte Tochter gelehnt an die Bruſt des Gewählten, ihm ihr Alles vertrauend! Rings das verworrene Dunkel des Lebens, das

Labyrinth ſeiner Abgründe und Gefahren! Er ſollte ſie hindurchleiten, hinübertragen! Hatte ſein Arm, mehr noch, hatte ſein Herz dieſe Kraft? Der flüchtige Augenblick erſter Begegnung hatte entſchieden. Der Glaube ſchloß das Bündniß — wer prüfte es? Wie tief das Mutterauge blickt, vermag es in die dunkelſte aller Tiefen, in die der Bruſt zu dringen? — Wohl ſah, wohl kannte Eliſabeth alle die zarten Fäden, aus denen die Seele der Tochter gewebt war! Und daher wußte ſie, mütterlich unfehlbar, Thekla's Herz wurde durch die Liebe ganz erfüllt, ganz beſeligt, geheiligt, erhielt durch ſie ſeine höchſte Weihe — aber, wenn es ſich getäuſcht ſah, war es vernichtet! Und was wußte Eliſabeth von dem Jüngling? Welche andere Bürgſchaft wurde ihr von ihm als der Adel, die Reinheit ſeiner Erſcheinung, wodurch er, ſie gewahrte es mit jedem Augenblick unzweifelhafter, den vertrauenden reinen Glauben der Liebe in der Tochter geweckt hatte?

Dieſe unruhvollen Wogen wallten ſo ſchnell und gleichzeitig im Innern Eliſabeth's, daß Thekla und der Prinz während deſſen kaum einige Blicke über die herbſtlich bunten Thäler und Wälder warfen, die ihnen doppelt reizend erſchienen, weil ihr inneres Glück ihnen daraus zurückſtrahlte. Heinrich Thurn ſchaute gleichfalls, doch nur äußerlich betrachtend umher; er war es daher, welcher zuerſt bemerkte, daß ein Wagen, in jenen Tagen eine ſeltene Erſcheinung, ſich auf der Straße im Thale gegen die Burg zu bewegte. Es war ein ſchwerfälliger, mit vier Pferden beſpannter Reiſewagen.

„Wer kann das ſein, Mutter?“ fragte er dieſe. „Erwarteſt du Beſuch auf Karlsſtein?“

„Niemanden in der Welt“, erwiderte ſie, ſich halb erſchreckt der Fülle der Betrachtungen entreißend, in die ſie

verſunken war. „Wir haben faſt nie Beſuch dort gehabt. Es wird dem Burggrafen gelten!“

„Nie Beſuch?“ fiel der Prinz fragend ein, und fügte mit einem Blick auf Thekla hinzu: „Wie beglückend muß eine ſolche Einſamkeit und Stille ſein!“

„Sie iſt ſehr wohlthuend“, antwortete die Gräfin, „wenn man die Hoffnung haben könnte, daß ſie nicht geſtört würde!“

„Nein“, rief Thurn fröhlich, „ich ließe mir eine Störung von Zeit zu Zeit gefallen. Und ſtören wir ſie dir nicht auch, Mutter?“

„Freilich, freilich!“ antwortete die Mutter, die heitre Wendung gern auffaſſend; „indeß wollen wir dir vergeben, da du bis jetzt unſere Ruhe doch nicht zu häufig unterbrochen haſt. — Möchten wir aber nicht unſere Rückkehr beeilen?“ richtete ſie das Wort an Thekla und den Prinzen, die ſich ſchon wieder zueinander gewendet hatten und leiſe, wiewol abſichtlos, nur von ihrem natürlichen innern Gefühl beſtimmt, zueinander ſprachen.

„Gern, liebe Mutter“, war Thekla's Antwort. „Meinſt du doch, daß der Beſuch uns gelte?“

„Es iſt wenigſtens möglich, obwol ich nicht wüßte, wer kommen könnte?“

Während dieſer Antwort hatte die Gräfin ſchon wieder den Arm ihres Sohnes genommen. Auf einem ſchattigen Waldpfade an halber Höhe der Berglehne gelangten ſie allmälig wieder auf die größere Straße, die ſich im Thale aufwärts zog, und ſtiegen von dort den vielgewundenen Weg zur Burg zwiſchen den gezackten Vertheidigungsmauern der Vorwerke hinan.

Der Wagen, den ſie noch eine Zeit lang vor ſich ſahen, hatte das Thor erreicht, bevor ſie ſelbſt dort anlangten, und

wurde nach kurzem Anhalten durch die Thorwache ohne weiteres eingelaſſen.

Als Eliſabeth und ihre Begleiter am Eingange waren, trat ihnen der Anführer der Wachtmannſchaft entgegen und berichtete der Gräfin:

„Der Director des Carolinums zu Prag, Herr Jeſſenius von Jeſſen, iſt in der Burg eingetroffen, um bei Ew. Gnaden vorzuſprechen.“

„Jeſſenius!“ rief die Gräfin freudig überraſcht. „Der würdige Jeſſenius! — Er kommt ohne Zweifel von dem Vater!“ wandte ſie ſich zu ihrem Sohne.

„Gewiß!“ antwortete dieſer. „Er war in Siebenbürgen und Ungarn und wurde ſchon als ich aus dem Lager abging erwartet; da ich noch in Brünn und Olmütz zu thun hatte, kann er mich in Prag überholt haben.“

Mit dieſen Worten betraten ſie die Burg und gingen durch den Vorhof nach dem Kaiſerthurm, in deſſen unterm Geſchoß ſchon die Pferde und der Wagen des Gaſtes untergebracht wurden.

Eliſabeth ging, von Thekla begleitet, hinauf, um Jeſſenius zu begrüßen.

Heinrich ſagte mit zwangloſer Vertraulichkeit zum Prinzen: „Während die Mutter für unſere Wohnung ſorgt und den gelehrten Gaſt begrüßt, will ich dir die Merkwürdigkeiten der Burg zeigen, — ſoweit wir ſie ſehen dürfen“, ſetzte er hinzu.

„Das iſt mir angenehm“, bemerkte die Gräfin, ſich zurückwendend. „Wir Frauen haben uns ſelbſt auch noch ein wenig einzurichten nach dem langen Spaziergange. Im Saale oben ſehen wir uns denn wieder.“

Unter dieſen Worten ſtieg ſie mit Thekla die Treppe hinauf, die zu den in den obern Geſchoſſen des Thurmes

gelegenen Kaiſergemächern führte, welche ihnen noch immer zur Wohnung dienten. Der Prinz ſah ihnen nach, bis ſie verſchwunden waren.

„Ein wunderbarer, mächtiger Bau!“ ſagte er jetzt mit erneutem Staunen, indem er die gewaltigen Gebäude der Veſte betrachtete, in deren Mitte er ſich jetzt befand. „Niemals ſah ich einen Burgthurm von ſolcher Höhe und Mauerſtärke!“

„Das glaube ich“, antwortete Heinrich mit einigem Stolz. „Schon hier der Kaiſerthurm iſt ein trotziger Rieſe; vollends der dort, wo die Krone aufbewahrt wird!“ Er deutete mit der Hand nach dem höchſten Thurm hinauf. „Er iſt über ſechzig Ellen hoch und die Mauern ſieben Ellen ſtark. Ueberhaupt hat Kaiſer Karl für ſichre Mauern in ſeiner Burg geſorgt. Auch hier in dieſem Thurme, wo ſeine Wohngemächer waren, ſind Mauern von ſolcher Dicke, daß in der einen eine ganze Kapelle ausgehauen iſt, von fünf Schritt Breite, in welcher der Kaiſer ſtets die Oſterwoche in frommer Einſamkeit und Gebet zubrachte. Ich will ſie dir nachher zeigen, wenn wir hinaufgehen zur Mutter. Jetzt möchte ich dir vorſchlagen, mit mir in den großen Thurm zu gehen.“

„Gern!“ antwortete der Prinz. „Allein was ſagteſt du zuvor von ſehen dürfen? Sind hier Dinge, die wir nicht ſehen dürfen?“

„O freilich! Im großen Thurm iſt die Krone Böhmens aufbewahrt; auch die Kronſchätze befanden ſich ehemals dort, in vierzehn feſten Truhen; doch, im Vertrauen geſagt, jetzt ſind die Truhen leer! Nur die drei größten ſind noch gefüllt; ſie enthalten die wichtigſten Urkunden des Landes über ſeine Rechte und Freiheiten.“

„Schade nur, daß man ſie euch ſo übel gehalten hat!“ bemerkte der Prinz.

„Darum müſſen wir ſie tapfer vertheidigen“, antwortete Heinrich freudigen Muthes. — „In die Kreuzkapelle, wo dies Alles aufbewahrt wird“, fuhr er, indem ſie nach dem Thurm zuſchritten, fort, „dürfen wir nicht. Der Vater könnte es jetzt zwar wol erlangen, allein nicht ohne viele Umſtändlichkeiten, und ſeine Gewalt als Obriſtburggraf, die noch nicht einmal recht in der Form erneuert iſt, möchte er doch nicht willkürlich gebrauchen!“

„Natürlich!“ ſagte der Prinz. „Wäre denn aber ſo große Gefahr für die aufbewahrten Gegenſtände dabei, wenn einzelne Männer von untadelhafter Ehre und ritterlichen Standes die Räume beträten!“

„Das nicht; allein man will die alten heiligen Gebräuche ehren, die noch vom Kaiſer Karl herrühren. Vieles iſt zwar längſt in Verfall gekommen, weil die Zeiten ſich ganz geändert haben. So wohnten im Kaiſerthurm droben, in dem Geſchoß, wo des Kaiſers Gemächer liegen, vier Domherren; die ſind jetzt auch nicht mehr dort.“

„Das glaub' ich!“ erwiderte der Prinz lächelnd.

„Aber die Heilige Kreuz-Kapelle, die Aufbewahrungsſtätte der Kronſchätze und Inſignien, ſteht noch unter dem Schutz ihrer alten Rechte. Sie darf nur durch einen Landtagsbeſchluß eröffnet werden; ſelbſt der Erzherzog Ferdinand und ſeine Gemahlin konnten ſie vor etwa ſechzig Jahren nicht auf andere Weiſe betreten!“

„So ſtreng iſt man?“

„Es war nicht anders. Und alsdann darf man doch nur die vordere Hälfte der Kirche betreten; die innere, durch ein Gitter abgeſchieden, wo die Krone hinter dem

Altar in einer feſt verwahrten Niſche liegt, öffnete ſich nur den Prieſtern, und Kaiſer Karl ſelbſt zog ſich die Schuhe aus, wenn er dort eintrat.“

„Es iſt ſchön, etwas ſo heilig zu halten!“ bemerkte der Prinz, indem er ſtill ſtand und zu dem hohen Bau aufblickte.

„Mit neunzehn ſchweren Schlöſſern“, erzählte Heinrich weiter, „war die Kapelle verwahrt. Frauen durften gar nicht hinein; früher nicht einmal in die Burg.“

„Aber die Erzherzogin?“ fragte der Prinz lächelnd.

„Nun es gibt Ausnahmen“, antwortete Heinrich ebenſo. „Und es iſt doch gut“, ſetzte er heiter hinzu, „daß das Geſetz jetzt nicht mehr ſo ſtreng gehandhabt wird; ſonſt hätten wir wol keinen Beſuch auf dem Schloſſe gemacht!“

Der Prinz erröthete leicht. „Was dürfen wir denn nun eigentlich in dem Thurme ſehen?“ fragte er ableitend.

„Wir können durch alle ſeine fünf Geſchoſſe klettern. Unten die Gefängniſſe, Marterkammern, Hinrichtungsſtätten ....“

Der Prinz ſchüttelte den Kopf.

„Im zweiten Stockwerk die Berathungsſäle, in denen ein hineingeſchleuderter Stein bei der Belagerung von 1422 durch die Prager die Eiſengitter der Fenſter zerſchmettert hat.“

„Zu den Zeiten ſeiner Erbauung muß das Schloß uneinnehmbar geweſen ſein“, bemerkte der Prinz; „doch jetzt ....“

„Es iſt öfters belagert, doch nie genommen worden“, erwiderte Thurn. „Im dritten Stockwerk liegt oben die Heilige Kreuz-Kapelle. Etwas von ihrer wunderbaren Pracht können wir durch ein Fenſter über der Thür beſchauen; die Tauſende von Edelſteinen zum Beiſpiel, von denen die Wände

flimmern, die mit einem breiten Panneel von Achat, Jaspis, Carniol und Amethyst, lauter in Böhmen gebrochene Steine, eingefaßt ſind. *)"

„Mich gelüſtet nicht nach dieſer Pracht", erwiderte der Prinz; „könnten wir aber nicht auf die Zinne ſteigen, daß wir die ganze Veſte zu unſern Füßen erblicken und die Landſchaft rings umher? Das wäre mir das Liebſte!"

„Das können wir!"

„So laß uns gleich dort hinauf; wir haben nicht viel Zeit mehr, denn die Sonne iſt dem Sinken nahe."

„Gut denn!"

Mit dieſen Worten traten die Jünglinge in den Thurm und ſtiegen die ſteinernen Treppen, die von Geſchoß zu Geſchoß führen, hinauf. Heinrich gab im Gehen dem Prinzen noch manche Erklärung, zeigte ihm manches Merkwürdige, erzählte von den Belagerungen des Schloſſes, Heiteres und Ernſtes. Er beſaß einen vaterländiſchen Stolz auf das Wunderwerk alterthümlicher Baukunſt und muthvoll beharrlicher Kraft. Auch das war ihm hoher Ruhm und Freude, daß ſein eigener Vater die Würde der Obriſtburggrafenſchaft, die höchſte Ehrenwürde für die böhmiſchen Ritter und Standesherren, inne hatte. Der Kronbeſchützer war dem Kronbeſitzer am nächſten. Und wer weiß, wie nahe die Gedanken eines kühnen Mannes und die Träume eines begeiſterten Jünglings das eine Ziel neben dem andern erblickten?

Jetzt traten die Jünglinge auf die freie Zinne hinaus. „Welch ein großer Anblick und von wie reicher Schönheit!" rief der Prinz aus.

---

*) Dieſes iſt noch heute ſichtbar.

Die Sonne glühte, dem Horizont nahe, die Berge und Thürme mit immer röther ſtrahlendem Flammenauge an. Mit einem Blick umfaßte das Auge hier die ſtille Erhabenheit der Landſchaft und den ſtolzen Bau der Veſte.

„Das Schloß zu Heidelberg", begann der Prinz, nachdem er ſich einige Augenblicke ſtumm bewundernd umgeſchaut, „iſt viel größer, reicher, die Landſchaft viel reizender! Doch ſo gewaltige Thürme und Mauern wie dieſe Veſte hat es nicht, und die dunklen Waldberge in ihrer einſamen Größe, die tief eingeſchnittenen, gewundenen Thalgründe ergreifen mich mächtiger als die reiche Pracht des Neckarthals."

„Wirklich?" fragte Heinrich und erfreute ſich ſichtlich dieſer Aeußerung. „Ja, die Veſte iſt ein gewaltiges Werk! Sieh' nur, wie die dreifachen Mauern mit ihren Schießſcharten den Berg umkränzen! Der Thurm dort drüben iſt der Waſſerthurm; der Brunnen der Burg liegt darin; ſie ſagen, er ſei über zweihundert Ellen tief."

„Wie heißt der Fluß am Ende des lieblichen Thales, das ſich aus dem Waldkeſſel hier dort hinunterzieht?" fragte Prinz Chriſtian.

„Das iſt die Beraun. Auch dort iſt Böhmen ſchön! Wir könnten morgen einmal hinüberreiten; vielleicht nach der Stadt Beraun ſelbſt!"

„Recht gern."

Die Sonne färbte die dunkelgrünen Waldberge, welche die Veſte überragen, röther und röther. Die Thäler lagen im blauen dämmernden Schatten. Die Thürme leuchteten glutſtrahlend; der Abend war mild. Der Prinz hatte den Blick auf den Kaiſerthurm gewandt. Eine Geſtalt im lichten weißen Gewande erſchien auf dem Balcon. Er erkannte Thekla — ſein Herz ſchlug! Sie hatte, von der Sonnenglut geblendet, die Hand über die Augen gelegt und ſchaute

das Thal hinab. Indem ſie ſich ein wenig wandte, traf ihr Blick die Höhe der Thurmzinnen, und ſie erkannte die beiden Geſtalten droben. Ihr Bruder winkte fröhlich mit ſeinem Barett; ſie neigte leiſe wiegend das ſchöne Haupt, trat aber ſogleich in die Thür des Altans zurück.

„Wird die Gräfin nicht auf uns warten?“ fragte der Prinz beſorgt.

„Wir wollen gleich hinunter. Doch blicke noch einmal dort hinüber! Hinter jenen Bergen liegt Sanct-Iwan, die berühmte Kirche und Grabſtätte des heiligen Iwan. Das iſt auch eine Landſchaft! Wie ſich da die Felſen thürmen und die Thäler ſchauerlich klüften! Auch iſt die Höhle ſehr merkwürdig, wo der Sage nach der heilige Iwan als Einſiedler vierzig Jahre gewohnt hat. Das können wir morgen zu Roß ebenfalls beſuchen; vielleicht begleiten uns meine Mutter und die Schweſter.“

Ein freudiger Aufſchwung hob des Prinzen Bruſt. „Das wäre herrlich“, ſtimmte er bei. Der Gedanke an den Spazierritt durch die romantiſchen Thäler an einem ſchönen ſonnenhellen Herbſttage erfüllte ihn mit höchſter Freude.

„Nun wollen wir hinunter“, ſagte Heinrich; „die Sonne tritt hinter die Berge. Einen Augenblick laß uns in unſer Wohnzimmer, denn wir müſſen heut das Gemach theilen, da die Burg nicht ſo viel Zimmer hat, und dann wollen wir zur Mutter.“

Sie ſtiegen die Thurmtreppen hinab.

Vierzehntes Capitel.

In dem nämlichen Saale der Burg, wo wenige Wochen zuvor Graf Mathias Thurn im Kreiſe der Seinigen die alte Genoſſenſchaft mit Mansfeld herzlich erneuert hatte, ſaß jetzt wiederum eine kleine Zahl eng Verbundener traulich beiſammen. Es waren Eliſabeth und Thekla, Heinrich, der Prinz Chriſtian von Anhalt, der Burggraf Otto von Loß und Jeſſenius. Thereſe befand ſich zu Prag mit ihrem Vater, im Thurn'ſchen Palaſte; der Graf hatte ihm Aufträge dort gegeben, wozu er einerſeits eines ruhigen, erfahrenen Mannes bedurfte, dem er volles Vertrauen ſchenken konnte, und die andererſeits die Kräfte des alternden Mannes weniger in Anſpruch nahmen als die Anſtrengungen des Kriegs. Thereſe ſelbſt ſah einem Zeitpunkt entgegen, wo die Stadt ihr einen angemeſſenern Aufenthalt bot als die Einſamkeit auf Karlsſtein.

Der herbſtliche Abend wurde im Thale raſch kühl; die Thüren zum Balcon waren daher nicht geöffnet, ſie ließen aber durch die Glasſcheiben den von der Nachglut der untergehenden Sonne prächtig gefärbten Abendhimmel voll hereinſchimmern. Im Kamin, an der Wand gegenüber, loderte die trauliche Flamme, um die der Kreis ſich gereiht hatte. Zur Rechten deſſelben, zunächſt dem Feuer, ſaß die Gräfin Eliſabeth; neben ihr Jeſſenius, ein Mann in reiferen Jahren, von feſten, Geſundheit des Körpers und der Seele klar ausdrückenden Zügen. Er trug ein einfaches, ſchwarzes, etwas faltiges Kleid, wie es die Sitte der Gelehrten und vorzugsweiſe der Aerzte war. Haupthaar und Bart, ur-

ſprünglich ſchwarz, waren ſchon merklich grau gemiſcht; ſein Auge leuchtete mit mildem, aber ſicherm Blick. Neben ihm hatte der gleichfalls bejahrte Otto von Loß ſeinen Platz genommen. Auf der andern Seite des Feuers ſaß, dieſem zunächſt, Thekla; neben ihr der Prinz Chriſtian von Anhalt, dann ihr Bruder. So ſchieden ſich Jugend und reifere Jahre.

Jeſſenius, der gelehrte Arzt, der einſichtsvolle Staatsmann, der von Glaubensüberzeugung ernſt und tief durchdrungene Mitſtreiter in dem Kampfe, den Böhmen unternommen, feſſelte die Aufmerkſamkeit Aller durch die Mittheilungen, welche er über ſeine jüngſten, in wichtigen Geſchäften unternommenen Reiſen nach Ungarn und Siebenbürgen machte. Graf Mathias Thurn, der ihm ein beſonderes Vertrauen ſchenkte, hatte ihn, da er auf der Rückkehr bei dieſem im Lager einſprach, gebeten, ſich von Prag aus einen oder zwei Tage abzumüßigen, um die Gräfin in Karlsſtein aufzuſuchen und ihr beſorgliches Gemüth über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten zu beruhigen. Jeſſenius ſelbſt blickte in die Zukunft der Dinge mit einem Vertrauen, das ſeine Wurzeln in der feſten Zuverſicht fand, mit der ihn ſein Glaube erfüllte. Denn er war im tiefſten Innern von den göttlichen Wahrheiten durchdrungen, die er in ſeiner geläuterten Erkenntniß fand. Er verhehlte es ſich nicht, daß der begonnene Kampf um dieſelben ein ſchwerer, alle Kräfte herausfordernder ſein werde, denn die Macht der Gegner war groß, die Kraft ihres Wollens beharrlich, und Viele wurden von gleicher Gewalt der Ueberzeugung begeiſtert, weil gerade in höchſten Dingen der Menſch ſich oft für das Entgegengeſetzte in den Kampf wirft, unwiderlegbar durchdrungen davon, daß er das einzig Wahre erfaßt habe. — Auch war Jeſſenius

gefaßt auf bedrohliche Schwankungen, wie ſie ſich ſchon durch das Steigen und Fallen der Glückswelle in den jüngſten Ereigniſſen gezeigt hatten. Allein daß bei muthvollem Beharren endlich das Ziel erreicht werden müſſe, das war ſeine unerſchütterliche Meinung. Wahrheit und Heiligkeit der Sache, der er ſich hingegeben, erfüllten ihn ſo, daß Zweifel und Verzagen an ihrem Siege ihm als ein frevelnder Mangel an Vertrauen auf den himmliſchen Lenker der Dinge ſelbſt hätten erſcheinen müſſen.

Selten vereinte ſich bei einem Manne ſo hohe Kraft der Begeiſterung mit ſo ſichrem Maß, ſo klarer Ruhe, ſo beſonnener Vorſicht im Handeln. Er war der eifrigſte und zugleich geſchickteſte Unterhändler, wo es galt, fremde Hülfe unter Schwierigkeiten und Hinderniſſen jeder Art zu gewinnen. Dies war ihm eben jetzt gelungen, bei dem kühnen, aber ebenſo ſchlauen und argliſtigen Beherrſcher Siebenbürgens, Bethlen Gabor.

„Nun iſt er feſt der Unſrige, ich darf es mit Sicherheit behaupten“, ſagte er, indem er Eliſabeth die Hand gewiſſermaßen zum Pfande ſeines Wortes hinreichte.

„Ich fürchte immer noch den Wankelmuth ſeiner Geſinnung“, entgegnete dieſe beſorglich. „Wenn er ſeinem Wort treulos würde, wenn es gar eine argliſtige Täuſchung wäre, die er übte! In welchen Abgrund der Gefahren würde zuerſt Thurn und dann Böhmen ſelbſt ſtürzen!“

„Beſorgt das nicht, edle Frau“, antwortete Jeſſenius. „Ihr könnt wol denken, daß ich, nach dem wie der Fürſt bisher gehandelt, mich nicht einem blinden Vertrauen auf ſeine Verſprechungen überlaſſen habe. Seinen Wankelmuth ſcheue ich nicht, denn er iſt nicht wankelmüthig; er folgt unabläſſig nur ſeinem Vortheile; wechſelt dieſer, nur dann

wechſelt er die Handlungsweiſe. Ich mußte ihn alſo überzeugen, daß ſein Vortheil auf unſerer Seite liege; das iſt mir gelungen und darum baue ich auf ſeine Hülfe! — Ich hatte freilich keinen leichten Stand. Von Wien aus wurde Alles in Bewegung geſetzt, um ihn für den König Ferdinand zu gewinnen. Pater Lamormain hatte ſein ſcharfes, immer offenes Auge auf Bethlen Gabor gerichtet. Er hatte mir einen Gegner geſandt, den Grafen Piccolomini, mit dem ich ſchwierige Kämpfe beſtehen mußte. Ich ſiegte durch die Wahrheit. Denn das Licht der gereinigten Lehre, edle Frau, hat ſeine Strahlen auch bis in jene fernen Gegenden geworfen. In Ungarn, in Siebenbürgen, bis tief in die unglücklichen Chriſtenländer hinein, wo der Türke noch ſeine unumſchränkte blutige Gewalt übt, hat es gezündet. Ich habe den Funken mit aller meiner Kraft zur lodernden Flamme anzufachen getrachtet. Weithin verbreitet ſind dort die Stämme der Slowaken, das Volk, dem ich, wie Ihr vielleicht wißt, entſproſſen bin. Auch unter ihnen bekennen Viele, ganze Gemeinden, die neue Lehre. Sie haben, wie Ihr denken könnt, oft ſchwere Verfolgungen erlitten. Zu dieſen Wackern, zu ihren Führern und Seelſorgern habe ich geſprochen, in ihrer Zunge. Ich habe ſie entzündet für unſern heiligen Kampf, ihnen gezeigt, wie wir Alle Eine Sache führen. Sie ſehen ein, daß unſer Loos das ihre iſt; ſie wiſſen, was ihnen bevorſteht, wenn das Haus Oeſterreich gegen uns obſiegt. Ihre wilden, aber redlichen Herzen ſchlagen für uns. Das erkennt jetzt auch Bethlen Gabor. Ich habe ihm dargethan, daß der Strom dieſer Völker ihn trägt, wenn er auf unſerer Seite kämpft, wider ihn anſchwillt, wenn er gegen uns das Schwert ergreift. Er ſieht alſo ſeine Herrſchaft in allen den Ländern, wohin er ſie auszubreiten trachtet, durch das Bündniß mit uns befeſtigt.

Der Fürſt iſt nun völlig überzeugt, daß ſein Vortheil auf unſerer Seite liegt. Was Oeſterreich ihm anbietet, iſt ungewiß, wenn es obſiegt, und zerfällt in Nichts, wenn wir ſiegen. Ich vertraue alſo nicht auf Bethlen Gabor's Treue, ſondern er liegt uns an einem Anker feſt, der leider faſt überall in der Welt am ſicherſten, bei ihm unzerreißbar hält, an dem Anker des Eigennutzes. Wir haben jetzt nur zu ſorgen, daß dem biſſigen Zahn deſſelben der rechte Ankergrund nicht fehle! — Uns freilich", fügte er nach kurzem Anhalten feierlich hinzu, „halten andere Bande, denn wir ſtehen auf andrem Boden."

Alle waren Jeſſenius' Worten mit unverwandter Aufmerkſamkeit gefolgt. Sein Auge leuchtete, während er ſprach; ſeine hohe klare Stirn war gleich einem Thron hoher klarer Gedanken. Es herrſchte eine tiefe Stille in dem Gemach; die Gräfin Eliſabeth brach das Schweigen zuerſt.

„Ihr wißt wol nicht, mein würdiger Freund", wandte ſie ſich zu Jeſſenius, „wann der Fürſt mit Thurn zuſammentreffen wird?"

„Der Vater", fiel Heinrich lebhaft ein, noch bevor Jeſſenius antworten konnte, „hat ſchon in der vorigen Woche jeden Tag Nachrichten darüber von dem Fürſten erwartet."

„Darüber", ſagte Jeſſenius, „können nur die Umſtände entſcheiden. Es iſt in Abſicht, daß beide Feldherren perſönlich zuſammenkommen, um ſich über die gemeinſamen Unternehmungen zu beſprechen. Allein in dieſem Augenblicke ſind die Führer mit ihren Truppen noch zu weit voneinander entfernt. Sie müßten des Geſprächs halber ein zu weites, unſicheres Gebiet durchreiſen und würden, auch wenn kein Unfall zu fürchten wäre, doch zu lange da fehlen, wo ihre Gegenwart am nothwendigſten iſt, Jeder an der Spitze ſeiner Armada. Doch die Heerlager werden einander

hoffentlich bald näher rücken. Es waren in Prag heut früh ſchon Nachrichten eingetroffen, wonach Bethlen Gabor ſtark in Ungarn vordringt."

„Dann müſſen wir auch vorwärts, ihnen entgegen!" rief Heinrich mit jugendlichem Feuer. „Wenn unſere Heere erſt vereinigt ſind, ſo wollen wir wie geſchwollene Ströme von den Bergen in das öſterreichiſche Land eindringen!"

„O daß erſt entſchieden wäre, ob wir den Ruhm theilen werden!" ſeufzte der Prinz von Anhalt und ſtand unruhig von ſeinem Sitze auf.

Thekla's glänzendes Auge folgte ihm. Er trat gegen den Balcon hin und blickte in das flammende Abendroth hinaus. Sein edles Profil zeichnete ſich klar auf dem goldigen Hintergrunde. Eine Miſchung von Unwillen, Schmerz und ſtolzer Erhebung lag auf ſeinen Zügen. Ein leiſer ſüßer Schauer der Freude durchzitterte Thekla, als ſie ihn ſo erblickte.

Der Ausruf des Prinzen, den ihm die überwallende Empfindung entlockt hatte, bewirkte eine erneute, etwas peinliche Stille im Gemach. Der Kurfürſt von der Pfalz hatte ſich noch nicht mit Sicherheit über die Annahme der böhmiſchen Krone erklärt. Seine Unſchlüſſigkeit, ohne Zweifel die Frucht der Unſicherheit ſeiner Berechtigung mit, hatte ihn auch nach der erfolgten Wahl nicht verlaſſen. Dies machte natürlich in Prag einen üblen Eindruck. Man konnte den Prinzen nichts davon empfinden laſſen und ſogar ſeinem unwilligen Ausbruche nicht beiſtimmen, weil darin eine Anklage des Fürſten lag, der ſein Gebieter war.

Jeſſenius nahm vermittelnd das Wort: „Bei folgeſchweren Entſcheidungen iſt reifliche Ueberlegung zuvor unſtreitig vom höchſten Vortheil. Nur der wohlbedachte

Entſchluß ſichert nachher die Möglichkeit des raſchen und richtigen Handelns.“

„O gewiß“, ſtimmte die Gräfin, von ihrer geheimen Empfindung etwas zu raſch hingeriſſen bei, „übereilter Beſchluß iſt oft allzu verderblich in ſeinen Folgen!“

Die Wahrheit dieſes Wortes empfand ſich unter den Verhältniſſen der Zeit nach vielen Richtungen ſo ſchwer, daß ſie Jedem Stoff zur Erwägung für ſich ſelbſt geben mußte.

Jeſſenius erwiderte darauf mit ruhiger Betrachtung: „Alle großen Ereigniſſe und Unternehmungen in der Welt treten ſtets unter großen Schwierigkeiten ins Leben. Das Kleinere nur vollbringt ſich glatt und leicht. So muß auch unſere große Sache Hinderniſſe und Hemmungen erdulden, Kämpfe durchfechten; das haben wir ſeit anderthalb Jahren täglich erfahren. Doch ſie drängt vorwärts durch ihr eigenes Gewicht; wir ſelbſt könnten ſie nicht mehr rückwärts leiten, ſo wenig wie den Strom. Er muß durch die Kraft ſeiner eigenen Wellen ans Ziel, ob er auch Dämme zu überfluten, ja Felsgebirge zu durchbrechen hat.“

Die Gräfin, ihren eigenen Ausbruch bereuend, wobei ſie an Thurn's übereilte und leidenſchaftliche Schritte dachte, welche Böhmen in den Kampf geſtürzt hatten, gab dem Geſpräch eine andere Wendung. Sie kehrte zu den Verhältniſſen Bethlen Gabor's zurück und fragte Jeſſenius, ob die Wahl König Ferdinand's zum Kaiſer dem ſiebenbürgiſchen Fürſten nicht ein Anlaß ſein könne, in ſeiner befreundeten Stellung zu Böhmen wankelmüthig zu werden.

„Ich glaube nicht“, antwortete Jeſſenius, „daß der deutſche Kaiſer in der Lage iſt, ihm nähere und wichtigere Vortheile darzubieten als der König von Ungarn oder der Erzherzog von Oeſterreich. Vielleicht könnte ſogar

der Kaiſer dem Könige oder Herzoge hinderlich ſein in der Erfüllung mancher Verſprechungen, die dieſe geben könnten."

„Das wäre dann auch für Böhmen kein Nachtheil", bemerkte Otto von Loß, der bis dahin als ruhiger, aber ſehr aufmerkſamer Zuhörer dem Geſpräche beigewohnt hatte.

„Gewiß nicht", bekräftigte Jeſſenius, „allein von andern Seiten muß Böhmen allerdings in dem Kaiſer Ferdinand einen gefährlicheren und mächtigeren Feind ſehen als in dem Erzherzoge von Oeſterreich. Es hat alſo ſeine Kräfte energiſcher zuſammenzuraffen, um ſeine Rechte zu behaupten, ſein hohes Ziel zu erreichen."

„Wie danke ich Euch, mein würdiger Freund", richtete die Gräfin warm das Wort an ihn, „für alle Eure Mittheilungen und Eure ruhige Betrachtung der Verhältniſſe. Meine Seele ſchöpft daraus neue Hoffnungen, mein Herz neue Friſche! Ach, wenn die Verwirrungen, in denen wir uns befinden, ſich glücklich löſen, welch einem beſeligenden Zuſtande gehen wir entgegen!"

„Das ganze Volk und Land und jeder Einzelne", bekräftigte Jeſſenius, indem er von ſeinem Seſſel aufſtand und den Blick würdig erhob. „Ich glaube feſt, daß dem ſo ſein wird! Und wir ſelbſt, hoffe ich, werden dieſe Tage ſchauen", fuhr er mit bewegter Stimme fort. „Wir, die wir die Arbeit des Kampfes übernommen, werden auch ſchon der Früchte theilhaft werden. Zwar Mancher", ſprach er ernſt und ſah hinaus in die Abendglut, deren letzte Streifen jetzt am dunklen Nachthimmel verglommen, „ſieht dieſe unfehlbar wiederkehrende Sonne nicht aufgehen! So mag es auch Manchem unter uns beſchieden ſein, den Tag des ſchönen Lichtes nicht zu erleben! Deſſen Troſt

muß es ſein, daß es darum doch tauſend und tauſend Glücklichen leuchtet, die darauf gehofft, daß für jedes Auge, welches der Wille des Herrn ſchließt, ſich andere ſeiner ſegnenden Sonne öffnen! Und wem das irdiſche Glück erſtirbt, glänzt dem nicht das ewige, himmliſche?"

Der Blick des edlen Mannes ſtrahlte in frommer Erhebung und Andacht bei dieſen Worten. Nicht fiel, es war eine ungekannte Wohlthat des Himmels, der düſtre Schatten der Ahnung in ſeine Bruſt, welch ein Loos ihm ſelbſt verhängt war, als irdiſcher Ausgang der hohen Hoffnungen, auf die er ſeine Seele richtete! Doch hätte er es gekannt, er würde ſich mit edler Kraft darüber erhoben haben, wie dieſe ihm nicht verſagte, in der ſchweren, grauenvollen Stunde der Prüfung. Ein großes Glück war es, zugleich aber auch ein hohes Verdienſt ſeiner vertrauensvollen Kraft, daß ſeine Zuverſicht auf den Sieg der Sache unerſchüttert blieb. Aber ſelbſt hätte er ſchon jetzt das Ende der Kämpfe gekannt, die Böhmen begonnen, eine ſo hohe Geſinnung wie die ſeinige würde ſie doch nicht aufgegeben haben. Er hätte ſich geſagt: Dies iſt der Ausgang für den irdiſchen Blick; aber das Auge des Lenkers der Dinge ſchaut weiter hinaus! Ihm, vor dem tauſend Jahre ſind wie ein Tag, liegt das Ziel hell vor Augen, weit jenſeit der düſtren Kluft, die für die Grenzen unſeres Blickes die verſchlingende Gruft bildet, in die unſer hohes Streben und Hoffen verſinkt! — —

Alle im Saale hatten ſich, als Jeſſenius vom Seſſel aufſtand, faſt unwillkürlich mit ihm erhoben. Die Herzen waren feierlich erſchüttert. Es wehte wie die leiſen Schauer einer Ahnung des Künftigen durch den Kreis dieſer engverbündeten Freunde. Denn, obwol jede Bruſt den Troſt der Zuverſicht der innern Heiligung empfand, ſo durch-

zitterte doch auch jede das Vorgefühl Opfer fordernder Hingebung. Ein großer Sieg wird uns leuchten, doch er wird einen hohen Preis fordern, — wir ſind bereit ihn darzubringen! Davon war jedes Herz erfüllt in dieſer geweihten Stunde.

Die Dämmerung war eingetreten. Die Flamme im Kamin loderte nur noch matt auf. Das Abendroth verglomm düſter am Rande des weſtlichen Gebirges. Durch den wolkigen Himmel ſchimmerte nur ein unſicheres Licht. Da plötzlich ergoß es ſich mit ſilbernem Strom in das halbdunkle Gemach. Durch ein leiſe zerfließendes Gewölk brach der Mond, und ſeine Halbſcheibe ſchwebte im reinen Blau. Allen war es wie ein heiliger Friedensgruß von jenſeit, wie eine ſüße Botſchaft des Troſtes: Auch in dem tiefſten Dunkel der Erdennacht verzaget nicht, denn ein Auge wacht über euch, und hier winkt euch eine Stätte des Friedens!

Wunderbar getroffen waren die Herzen, ſelbſt die leichtſchlagenden der Jugend, von dieſem ſanften Himmelsgruß in ſo hehrer Stunde. Thekla's Haupt umfloß das Licht des Mondes mit hellem Silberduft. Ihre reinen jungfräulichen Züge ſtrahlten verklärt; ein leiſes Strahlennetz wob ſich durch ihre herabwallenden Locken.

Eliſabeth richtete den mütterlichen Blick auf ſie und begegnete dem ihren; der Mondſtrahl ſchimmerte in dem feuchten Thränenſpiegel ihres ſchönen Auges. Durch eine innere Gewalt getrieben, ſanken Mutter und Tochter einander an die Bruſt, und ahnende Liebe hob die Schleier von Beider Herzen.

In der Weihe dieſer Minute erhob auch die Liebe des jugendlichen Paares ihre Schwingen mit erhöhter Kraft und zu reinſtem Ziele. Thekla empfand, daß ihr Herz nur ein

Streben habe, das: mit allen ſeinen reichſten Gaben, beglückend, hingebend, opfernd, ganz in einem andern aufzugehen. — Dem Prinzen trat die reine Geſtalt der Geliebten als ein leitender Engel auf ſeiner Bahn entgegen, und mit jugendlich begeiſtertem Schwur gelobte er es ſich, ihr jede Kraft ſeines Lebens und freudig das Leben ſelbſt darzubringen. Sein feuriges Herz flammte hoch auf in dem glühenden Verlangen, ſich in den Kampf zu werfen für die Sache, die ihm an ſich ſchon eine heilige war und welche ihm jetzt als die der Geliebten zwiefach als ſolche erſchien.

Heinrich Thurn war voll kühner Jünglingsentſchlüſſe und Hoffnungen; er wäre gern in dieſer Minute in vollem Roſſeslauf mitten in die Schlacht geſtürmt, um, das Panier des Glaubens vorantragend, den Heldentod zu gewinnen.

In Otto von Loß' ernſter und vielleicht vorahnender Seele härtete ſich nur der längſt gefaßte männliche Entſchluß noch feſter, mit jeder Kraft auszuharren in Arbeit, Gefahr und Prüfung, und wenn die Sache, für die er das Leben einſetzte, nicht ſiegte, doch zu zeigen, daß ſie unbeſiegbar ſei in der Bruſt Derjenigen, die ſie in frommer Glaubenstreue umfaßt hatten.

So erwarteten dieſe innig verbundenen Freunde die Schickungen der Zeit, die verhüllt, aber näher und näher am Horizont heraufſchwebten.

Funfzehntes Capitel.

Es war in der Mitte des October. Das ſchöne Heidelberg prangte in ſeinem ſchönſten Schmuck; denn den Fuß der Berge bedeckte das abwechſelnd dunkelgrüne, funkelnd gelbe und purpurrothe, im Sonnenſtrahl leuchtende Laub der Reben, während dazwiſchen hindurch die goldgrünen oder dunkelblauen Trauben ſchimmerten. Auf den Höhen und an den nördlichen Bergabhängen aber wogte der herbſtliche Wald in noch bunterem Gemiſch der Farben. Die Sonne war mild, und der blaue Himmel bildete den klaren Hintergrund zu den ſanft geſchwungenen Linien der Berge, den ſtolzen Zinnen und Thürmen des Schloſſes. Die Stadt mit ihren weißen Häuſern lag hell im Schoos des fruchtbaren Thales, und der Neckar rauſchte ſchäumend an ihr vorüber. Es war die Feſtzeit der Traubenleſe, wo die ſchwere, ſo manches Jahr vergebliche Mühe und Arbeit des Winzers ihren Lohn empfängt durch die ſchönſte Gabe, mit der die fruchttragende Erde den Menſchen beſchenkt. Wer weiß es nicht, wie zu dieſer Zeit am prächtigen Rheinſtrome, ſowie an allen ſeinen ſchönen Nebenflüſſen, deren Ufer ſich mit Rebenhügeln kränzen, alles Leid und alle Sorge vergeſſen iſt in der Aufſammlung des reichen Jahresſegens, der in der goldhellen Traube glänzt, in der purpurnen glüht und im Becher mit ſchäumendem Moſt ſilbern blitzt! — Rings in den Weinbergen erſchallte fröhliches Leben. Friſchwangige Mädchen mit bebänderten Hüten ſchnitten die Trauben; andere ſammelten ſie in Körben oder auf vielfach aus-

gebreiteten Tüchern. Die Männer trugen die ſchweren Kübel, mit dem Reichthum beladen, von den Höhen der Berge auf den ſteilen Felspfaden zwiſchen den Mauern herab. Freudiges Staunen, helles Lachen, vielfältiger Jubel erklang aus den belebten Bergen. Die Burſchen und Mädchen trieben Scherz und Neckereien. Manche ſich ſträubende blauäugige Dirne wurde derb auf die Wangen geküßt; dafür mancher muthwillige Backenſtreich vertheilt. Aber weder der Kuß noch die Ohrfeige brachten Harm und Unfrieden. Die Verſöhnung war bald hergeſtellt, der Friede geſchloſſen, Luſt und Freude glänzten und erſchallten überall. Aus den bunten Gruppen der mit Weinlaub bekränzten Mädchen und Jünglinge, die im goldenen Herbſtſonnenſtrahl zwiſchen den Reben leuchteten, ſowie aus den Zügen, die ſich, Männer und Frauen bunt gemiſcht, mit Körben und Kübeln auf den Köpfen, die Berge hinab zur Kelter bewegten, erklangen fröhliche Geſänge; die Tücher wehten, die Hüte wurden geſchwungen und Jauchzen erfüllte die Lüfte.

Auch in dem kleinen Weinberge des redlichen Rathes Leander von Rippell herrſchte ein anmuthiges, wenn auch nicht ſo bunt fröhliches Leben. Zwei reizende junge Mädchen, denen das hellbraune Haar lockig unter dem breiten, mit grünem Rebenlaub umwundenen Strohhute herabflatterte und den Nacken umſpielte, hielten die blanken Winzermeſſer in der Hand und ſchnitten die ſchönſten Trauben ausleſend ab. Jeder hätte ſie nicht nur für Schweſtern gehalten (doch waren ſie es nicht), ſondern ſogar für Zwillingsſchweſtern, ſo glichen ſie einander an Geſtalt, Haar und Zügen; auch an Tracht, denn ſie hatten es unſchuldig lieb gewonnen, ihre Aehnlichkeit durch übereinſtimmende Kleidung faſt zur Gleichheit zu erhöhen. Agathe, des Raths Tochter, und Margarethe, die des Gaſtwirths Walter

zu Neckarſteinach, waren jetzt wieder Hausgenoſſinnen. — Margarethe hatte die traurigſten Zeiten durchlebt; ſie war völlig eine Waiſe geworden, auch durch den Tod ihrer Mutter Elsbeth. Ganz allein und hülflos hätte ſie in der Welt dageſtanden, wenn nicht der redliche, wohlwollende Rippell ihr zweiter Vater geworden wäre.

Die Schickſale, welche ſeit jener Schreckensnacht über die Familie hereingebrochen waren, hatten ſich ſichtbar vollendet. Scultetus' fanatiſcher Eifer gegen den unglücklichen Walter, dem er es nicht vergeſſen noch vergeben konnte, daß dieſer ſeiner calviniſtiſchen Bilderſtürmerei mehrmals mit freimüthigem Wort und ſelbſtändiger That entgegengetreten war, hatte bei dem Kurfürſten obgeſiegt über Camerarius' vermittelnde Einmiſchung. Es war dem Hofprediger gelungen, es dem Kurfürſten als eine Gewiſſensſache darzuſtellen, nicht durch Milde gegen die Gottloſen ein übles Beiſpiel ſträflicher Duldung zu geben und die Lockerung des kirchlichen Sinnes zu befördern. So blieb denn die bedrängte Witwe ohne Hülfe, und das von den Regenfluten und dem vernichtenden Hagelſchlag jener Gewitternacht gänzlich zerſtörte Beſitzthum, die zerknickten Felder, die unterwühlten Weinberge und Gärten, die mit Schlamm, Sand und Gerüll überſchwemmten Wieſen fielen den drängenden Gläubigern anheim, und Frau Elsbeth mußte mit ihrer Tochter Haus und Hof verlaſſen! — Angſt, Sorge, Anſtrengung durch die treueſte Pflege am Krankenbett ihres Mannes hatten auch Elsbeth's Kräfte erſchöpft. Wenige Wochen nach ſeinem Hingange folgte ſie ihm nach. Der redliche Rippell bot der unglücklichen Margarethe ſein Haus als bleibende Zuflucht für alle ihre Lebenstage an. Er that Alles für ſie, was er vermochte; aber er vermochte nicht, ſelbſt für ſie bei ſeinem Herrn zu bitten;

denn er ſagte: „Ich bäte ja nur für mich, daß der Kurfürſt die Pflichten gegen Diejenige übernähme, die der Himmel mir zugewieſen hat.“

Camerarius hatte, von der Lage der Dinge unterrichtet, aus freien Stücken gethan was in ſeinen Kräften ſtand; er hatte die Witwe zu ihrer Bittſchrift bewogen und ſie warm befürwortet; das Gleiche that er für die Tochter, allein ebenſo vergeblich. So hatten die beiden weltlichen Räthe des Kurfürſten ungleich chriſtlicher an dieſen Armen gehandelt als ſein geiſtlicher Rath. Sein Chriſtenthum lehrte ihn nicht lieben und vergeben, ſondern im erhitzten Eifer nur haſſen und verfolgen! Daher war er, überhaupt nicht Rippell's Freund, ſondern dieſem nur ſcheinbar wegen des hohen Anſehens, in dem er bei dem Kurfürſten ſtand, wohlwollend, mit unerbittlicher Verfolgungsſucht dem wohlthuenden Handeln des redlichen Ehrenmannes zuwider geweſen und hatte keine Gelegenheit verſäumt, den Kurfürſten übel gegen die ſo hart vom Geſchick Betroffenen zu ſtimmen. Ja, er war ſo weit gegangen, die Handlungsweiſe Rippell's durch Andeutungen zu verdächtigen, denen er das zufällige Spiel der Natur, welches beide Mädchen ſo ähnlich gebildet hatte, zum Grunde legte. Waren dies bewußte Verleumdungen, oder ſchöpfte ſein argwöhniſcher Sinn wirklich ſolchen Verdacht .... darüber blieb er allein der Richter!

Die heitre Beſchäftigung, in der die beiden jungen Scheinſchweſtern eben begriffen waren, konnten die Tage des Schreckens und die noch fortdauernden der Sorge und des Kummers, welche Margarethe überdauert hatte, kaum ahnen laſſen. Allein die Jugend überwindet das Schwerſte, und richtet ſich, wie die Halme des jungen zarten Grüns, mit friſcher Lebenskraft wieder auf, wenn ihm nur ein

kühler Thautropfen, ein milder Sonnenſtrahl der Erquickung geworden iſt.

Das fröhliche Feſt der Weinleſe hatte durch ſeinen Aufſchwung auch in das Gemüth der ſo ſchwer Bedrückten einen Schimmer der Freude geworfen. Margarethe und Agathe wetteiferten unter munterm Geſpräch, wer die ſchönſten Trauben ausfände; denn es ſollte jetzt nur die feinſte Ausleſe zur Kelterung des vorzüglichſten Weines geſchnitten werden.

„Laß uns recht rührig ſein, Margarethe“, ſagte Agathe „damit wir heut fertig werden, morgen kommt der Vater gewiß zurück, und dann ſoll er Alles gethan finden. Wie wird er ſich der reichen Ernte freuen!“

„Fertig wollen wir ſchon noch werden, wenn auch die Sonne ſchon tief ſteht“, antwortete Margarethe, „dies Geſchäft geht mir flink von der Hand, darin bin ich geübt! Ach! Was würden unſere Berge in dieſem Jahr getragen haben“, ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu.

„Du armes liebes Mädchen“, antwortete Agathe freundlich; „aber du mußt nicht traurig ſein. Das iſt ja nun dein Berg auch!“

„O dein Vater iſt ſo übergütig! Wenn ich ihm doch jemals vergelten könnte! — Ich kann nur für ihn beten, aber ich thue es jeden Morgen!“

„Du gutes Kind“, ſagte Agathe, und dem weichen Mädchen trat eine Thräne in das helle Auge, „das iſt die beſte Vergeltung! Dein Gebet wird der Himmel gewiß erhören, und dann geht es uns Allen wohl!“ Sie wollte aber ihre Rührung nicht Herr über ſich werden laſſen, weil Margarethe ohnehin ſchon traurig genug war. Mit dem Ton ſcherzender Drohung ſetzte ſie daher lächelnd hinzu:

„Denn du betest doch auch für mich ein wenig? Oder für mich nicht?“

„Agathe!“ erwiderte Margarethe mit dem Ton bittenden Vorwurfs.

„Ja, ich höre es deinem Ton an, daß du mich nicht ganz vergissest“, sagte sie freundlich. „Sieh, dafür habe ich auch hier die allerschönste Traube für dich geschnitten! Diamant!“

Und sie hielt ihr eine wunderschöne Traube anmuthig am Stengel entgegen. „Ei wie herrlich“, rief Margarethe.

„So lege sie in das kleine Körbchen! Es ist bald Vesperzeit, da müssen wir etwas für uns sammeln!“

Margarethe nahm die schöne Frucht und dankte mit freundlichen Blicken. — —

„Also morgen kommt der Herr Rath schon zurück?“ fragte sie, als sie ihre Beschäftigung an Agathens Seite wieder begonnen hatte.

„Ja, wie der vorausgeschickte Leibjäger des Kurfürsten heut bestellt hat, morgen“, antwortete Agathe, die sich eben tief in das untere Laub eines Weinstocks herabbückte, um eine Traube, die sich dort versteckt hatte, loszuschneiden.

„Er kommt schon heut“, sagte plötzlich eine ernstfreundliche Stimme hinter den beiden Mädchen. Agathe flog empor, warf das Winzermesser von sich und hing mit einem lauten Freudenruf am Halse des Vaters. Margarethe stand ganz erschreckt, aber mit freudeleuchtenden Augen.

Der Rath war, während die Mädchen miteinander plauderten, hinter ihnen, zwischen den Weinstöcken, unbemerkt die kleinen Steintreppen im Berge heraufgekommen, hatte ihre letzten Worte gehört und überraschte sie durch seine plötzliche Erscheinung.

„Meine liebe Margarethe ſei herzlich begrüßt“, ſagte er, nachdem er ſich Agathens Umarmung und ihren freudigen Küſſen entzogen hatte, und küßte auch ſie auf Mund und Stirn. „Aber es iſt doch zum Erſtaunen, was ihr euch gleicht, Kinder!“ rief er aus; „wenn man euch Beide einige Zeit nicht geſehen hat, fällt es erſt recht auf! Weißt du wol, Margarethe, daß ich ſelbſt im Begriff war dir die Hand auf die Schulter zu legen, weil ich dich für Agathe hielt! So erkennt der Vater ſeine eigene Tochter nicht mehr!“

„O laßt mich nur auch Eure Tochter ſein“, antwortete dieſe mit ſanftem Ton, „wenigſtnes will ich Euch ebenſo lieben und ehren!“

„Gutes Kind!“ ſagte Rippell und ſtreichelte ihr die Wangen.

„Aber wie kommt es, daß du ſchon heut zurückgekehrt biſt, beſter Vater“, fragte Agathe. „Der Leibjäger Günther, der heut Mittag von Rothenburg eingetroffen iſt, meldete den Kurfürſten auf morgen an!“

„Der Kurfürſt kommt auch erſt morgen. Ich habe den Auftrag bekommen ihm voranzureiſen“, erwiderte der Rath mit ernſter Miene, „um alles für ſeine Abreiſe von hier ſchnell in Bereitſchaft zu ſetzen, ſoweit es die Kanzlei betrifft!“

„Abreiſe von hier?“ fragte Agathe erſtaunt, und auch Margarethe hing mit fragenden Blicken an ſeinen Zügen.

„Ja, mein liebes Kind“, antwortete Rippell und wurde ſeiner inneren Bewegnng ſchwer mächtig, „es iſt nunmehr entſchieden, wir gehen nach Böhmen!“

„Nach Böhmen?“ riefen alle Beide wie aus einem Munde. „Wir?“

„Der Kurfürſt geht dahin ab, und mein Amt legt mir die Pflicht auf, ihn zu begleiten; und ich denke ihr begleitet mich. Oder bleibſt du lieber hier?“ fragte er ſeine Tochter liebreich, mit Sicherheit ihr Nein erwartend.

Ihre Antwort war der ſanfte vorwurfsvolle Ruf „Vater!“ und ein Kuß, wobei ſie beide Arme feſt um ſeinen Nacken ſchlang, als wolle ſie ſagen: „Verſuche es nur, mich von dir zu trennen!“

„Nun ja, meine Lieben“, nahm Rippell ſehr weich, doch ſehr freundlich wieder das Wort, „ich thue diesmal meine Pflicht mit ſchwerem Herzen, und glaube, wir werden einer ernſten ſorgenvollen Zeit entgegengehen. Was könnte ich da Beſſeres zu meinem Troſt und zu meiner Stärkung thun, als mich mit Denen umgeben, die ich liebe? Ihr begleitet mich Beide. — Allein wir müſſen bald aufbrechen.“

„Mitten in unſerer ſchönen Weinleſe?“ fragte Agathe.

„Wir werden wol Anderen die Vollendung der Arbeit überlaſſen müſſen“, entgegnete der Rath und warf einen Blick über ſein freundliches Beſitzthum und über die ganze Landſchaft, die er von dem Punkte, wo er eben ſtand, überſehen konnte. „Welch ein Segen, welch eine Freude überall“, rief er aus. „Es lebt und webt ja in allen Bergen drüben, bis Neuenheim hinunter! Wir ſind ſo glücklich, ſo friedlich hier im Lande! Möge uns dieſer Friede bewahrt bleiben!“

„O lieber Vater“, bat Agathe, die den wehmüthigen Blick wahrnahm, mit dem er das reizende Neckarthal, das ſich vor ihnen ausbreitete, überſchaute, „erzähle uns wenn du kannſt, was iſt beſchloſſen, und wie iſt es hergegangen in der Fürſtenverſammlung?“

„Du weißt“, antwortete Rippell, „ich rede nie von

Amts- und Geſchäftsſachen, auch wenn ſie kein Geheimniß ſind. Das ſind aber freilich keine Amtsſachen mehr, vollends keine Geheimniſſe! Es müſſen nun Herzensſachen für ganz Deutſchland ſein, und binnen wenig Tagen wird es Keinen geben, der nicht davon weiß. In dieſer Stunde ſchon reiten die Boten mit der Kundſchaft durch alle Welt! Ja, davon darf ich euch erzählen! Wir wollen uns dort oben unter den Nußbaum ſetzen, da trifft uns die milde Sonne ſo wohlthuend, und wir überſchauen die ganze Landſchaft. Werde ich ſie doch vielleicht lange, lange nicht mehr ſehen?" ſprach er halb ſeufzend und betonte das Wort lange mit ganz eigenem Nachdruck.

— Er ſah ſie nie wieder! — — Schweigend gingen ſie die wenigen Schritte hinauf, Rippell mit ernſten Gedanken auf der gefurchten Stirn. — Auf die Raſenbank unter dem Nußbaum ſetzten ſie ſich.

„Unſer gnädiger Kurfürſt hatte, wie es in der Einladung hieß, die Fürſten der proteſtantiſchen Union nach Rothenburg ob der Tauber geladen, um mit ihnen zu berathen, ob er die böhmiſche Krone annehmen dürfe und ſolle oder nicht. Seit die Wahl in Prag öffentlich und feierlich geſchehen war, hat alle Welt darüber geſprochen, ob es räthlich ſei, daß unſer gnädigſter Herr den Schritt thue, oder laſſe. Seitdem habe ich denn auch meine Meinung nicht mehr zurückgehalten, und wie ich darüber denke weiß Jedermann, und habe ich's ſchon hier offen herausgeſagt."

„Ja das haſt du redlich gethan", rief Agathe mit dem Ausdruck des Stolzes auf die unerſchütterliche Rechtlichkeit ihres Vaters; „und haſt wol Manchen damit wider dich erzürnt!"

„Um Zorn und Haß der Leute kann ich mich nicht

kümmern; ich muß meine Pflicht thun, und meinen Rath nach wahrhafter Ueberzeugung ausſprechen", erwiderte Rippell. „Daß ich alſo den Herrn mit ſchweren Sorgen nach Rothenburg begleitete", fuhr er fort „könnt ihr denken! Allein mir wurde das Herz leichter, als die Berathungen und Verhandlungen dort begannen. Denn ich fand viele der fürſtlichen Herren und ihre Räthe oder ſonſtigen Begleiter ganz meiner Anſicht. Da waren der Herzog von Würtemberg, mit ihm der Graf Eberhard, und der würdige Dietrich von Hohenheim, den er in ſeinem Gefolge hatte; ferner von den verbündeten Fürſten der Herzog von Kulmbach, der Landgraf von Heſſen, der hatte ſeinen gelehrten Rath Chriſtoph Buchner bei ſich, — ſie Alle hoben die großen Bedenken und ſchweren Folgen hervor, die der Schritt haben könne. Oft ſchien der Kurfürſt auch ganz davon überzeugt. Dann aber hörte er auch Andere. Der Herzog von Ansbach, der Markgraf von Baden riethen zur Annahme; auch Fürſt Chriſtian von Anhalt...."

„Wie", unterbrach Agathe ihren Vater „der Fürſt hatte ja, als er im vorigen Monat hier war, große Bedenken dagegen?"

„Er hat ſeinen Sinn geändert; hat ihn Camerarius überzeugt, oder hat Scultetus ihm ſo eifrig gepredigt und ins Gewiſſen geredet wie unſerm Herrn Kurfürſten — genug er iſt jetzt ganz für die Sache. Vielleicht auch daß der junge Fürſt ihm die Lage der Dinge in Böhmen anders geſchildert hat; denn auch dieſer iſt voll Eifer für die Böhmen aus Prag zurückgekehrt. Er hat das Feuer der Jugend und einen edlen ritterlichen Sinn; der treibt ihn in den Kampf. Was kann die Jugend ſich Rühmlicheres und Größeres denken, als das Schwert zu ziehen für die

Wahrheit! Sie weiß noch nicht, daß das Schwert am wenigſten taugt, ihr Bahn zu brechen!“

„So ſcheint es doch“, ſagte Agathe, „als ob die Mehrzahl der Fürſten ſich für die Annahme der Krone entſchieden habe?“

„Nein, o nein; nur die, die ich dir genannt. Viele der angeſehenſten und mächtigſten Herren in Deutſchland ſind dagegen. Ich will nicht vom Herzog Maximilian von Baiern reden, deſſen Freundſchaft zum Kaiſer ihn natürlich zum Gegner der Sache macht; ſelbſt nicht vom Kurfürſten von Sachſen, denn er iſt, wiewol lutheriſch, doch von jeher mehr auf Seiten des Hauſes Oeſterreich geweſen. Allein das ganze kurfürſtliche Collegium hat ein Geſammtſchreiben der Abmahnung*), und daß ich's nur gerade heraus ſage, der Warnung an unſern kurfürſtlichen Herrn erlaſſen. Sie werden es zu ihrer Rechtfertigung vor Kaiſer und Reich veröffentlichen laſſen, es iſt alſo auch hierbei nichts Geheimes mehr. Ich war zugegen als Se. Gnaden der Kurfürſt die Zuſchrift empfing; ich ſah, daß er erbleichte, indem er ſie las. Als ich ihn nun ſo in Unruhe und Sorgen erblickte, ging mir's an die Seele, und ich fragte — denn wir waren ganz allein im Arbeitszimmer —: «Gewiß haben Ew. kurfürſtlichen Gnaden ſehr traurige Botſchaft empfangen!» «Da leſet ſelbſt, lieber Rippell», ſagte der Herr mit gütigem Ton und gab mir das Schreiben. Ich las, und im Leſen zitterte ich ſelbſt; das Schreiben war allerdings gewichtigen Inhalts.

„«Nun?» fragte der Herr, «was ſagt Ihr? Doch ich weiß ja Eure Meinung Rippell», ſetzte er hinzu, «aber

---

*) Hiſtoriſch.

nun iſt doch nichts mehr zu ändern!» — Da faßte ich mir ein Herz und ſprach ſo eindringlich ich nur vermochte: «Möchte mein gnädigſter Herr Kurfürſt doch dieſes Schreiben beherzigen. Es dünkt mich nur allzu wahrhaften Inhaltes!»

„Der Kurfürſt ging ſchweigend auf und nieder. Ich konnte nicht ſchweigen. «Erwägen Ew. Gnaden», hub ich nochmals mit bittendem Ton an, «ob die Verantwortung nicht allzugroß iſt, die Sie auf Dero fürſtliches Haupt laden!» Der Kurfürſt ſah mich lange ſchweigend an und fragte dann, indem er mit dem Finger auf eine Stelle zeigte: «Ihr meint dieſe Worte da, nicht wahr?»

„Ich wollte eben Ja ſagen, als der Kammerdiener eintrat und den Rath Camerarius anmeldete. Der Kurfürſt befahl, daß er eintreten ſolle, und hieß den Kammerdiener auch bleiben. Dann ſagte er zu mir: «Nun leſet einmal vor, ich will nichts heimlich dabei wiſſen.» Ich las die Stelle, ſie lautete*): «Mögen Ew. Liebden wohl bedenken, welch eine große Unruhe im Reiche, allgemeiner Krieg und Blutvergießen daraus entſtehen würde, von deſſen Urhebern die Hiſtorien ſo lange die Welt ſteht zu reden haben würden!»“

„So haben die Kurfürſten an unſern gnädigſten Herrn geſchrieben“, unterbrach Agathe, und Staunen malte ſich in ihren jugendlichen Zügen und ängſtliche Beſorgniß in denen Margarethens.

„So haben ſie Wort für Wort geſchrieben“, antwortete Rippell mit feierlich ſchmerzlichem Ausdruck, „und nie, ſo lange ich lebe, werde ich dieſe ſchwer gewichtigen Worte vergeſſen; nicht um die Schätze der ganzen Welt möchte ich,

*) Hiſtoriſch.

daß eine ſolche Warnung unbeachtet auf meiner Verantwortung laſtete!“

„Und was ſagte unſer gnädigſter Herr darauf?“ fragte Agathe.

„Wir ſtanden alle tief ſchweigend. Der Herr drückte ſorgenvoll, ich möchte ſagen angſtvoll, beide Hände an die Stirn und rief aus: «O wer gibt mir hier den richtigen Rath! Ich verfehle mich gegen mein Gewiſſen, wenn ich ausſchlage! Und wenn ich annehme, ſoll alle Verantwortung und alles Blut über mich kommen!»“

„Ach daß er doch ausſchlagen möchte .... der gute, gnadenreiche Herr, und ſich nicht ſolche Laſt auf ſein Haupt wälzen“, rief Agathe.

„Er hat angenommen“, war Rippell's Antwort.

„Aber wie war es möglich, nach ſolcher Abmahnung, von allen Kurfürſten —“

„Ja, wie war es möglich!“ ſeufzte Rippell. „Frage Camerarius, der da meint, die Ehre des kurfürſtlichen Hauſes fordre es, daß ſolch ein Erbieten zu Macht und Ruhm nicht ausgeſchlagen werde! — Frage den Hofprediger der da ſagt: Wenn Krieg und Blutvergießen entſteht, ſo iſt König Ferdinand der Urheber, der mit Gewalt eine Krone, die er durch Eidbruch verloren hat, und die durch freies Wahlrecht auf ein anderes Haupt übertragen wird, auf ſeinem Haupt feſthalten will! Der da fragt: Wird kein Kampf und Krieg ſtattfinden, wenn unſer Herr die Krone ausſchlägt? Werden etwa die Böhmen nicht für ſich ſelbſt kämpfen, oder unter einem andern Herrn und König? Der da weiter unſerm Herrn ins Gewiſſen redet und ihn fragt: Ob er Gottes ſichtliche Fügung nicht achten wolle, die ihm eine Krone zuwende, gleichſam aufdringe, nach der

er nie getrachtet? Gottes Fügung, die ihn berufe, der Schirm und Schutz des reinen Glaubens zu ſein? Ob unſer Herr jemals werde ruhig ſein Haupt aufs Kiſſen legen können, wenn die Papiſten mit Feuer und Schwert in Böhmen vordrängen, die Rechtgläubigen niedermetzelten, ihre Wohnſtätten in Aſche legten — alles Elend über Diejenigen hereinbreche, denen er Schutz und Schirm zu ſein abgelehnt habe?"

„Ach Vater, Vater haltet ein!" bat Agathe und brach in Thränen aus; Margarethe weinte mit ihr. Der Rath blickte düſter zur Erde.

„Das Alles iſt in jener Stunde, und ſpäter noch vielfach und laut geſagt und verhandelt worden — ein Jeder hat ſeine Meinung mit Eifer verfochten, es kamen noch Schreiben und Rathſchläge von außen her, — die Kunde davon wird durch die Welt fliegen wie ein Lauffeuer!"

Plötzlich tönte ein Schuß in der Nähe der Sprechenden. Mehrere andere folgten nach.

Die Mädchen ſchreckten zuſammen; doch nur einen Augenblick. Denn es waren Freudenſchüſſe der Winzer im Berge nebenan. Ein lautes Jubeln folgte den Schüſſen und man ſah eine prächtige Krone von Weinlaub und Trauben, mit flatternden Bändern geſchmückt, die auf einer Stange hoch emporgetragen wurde. Die Leſe im Nachbarberg war beendet, und die Winzer begannen den Feſtzug, indem ſie nach vollbrachter Arbeit von dem Berge heimziehen wollten.

So war die bunte Freude die nächſte Nachbarin der ſchweren Sorge!

Schwermüthig ließ der Rath ſeine Blicke über das Thal hinſchweifen, wo rings dieſelbe Freude herrſchte oder ſich vorbereitete. „Du glückliches Land!" —

„Ihr wißt nun Alles, Kinder“, hub er nach einigen Augenblicken, während denen man nur die Freudenlaute aus der Ferne hörte, mit einem gewonnenen Entſchluſſe an. „Am Geſchehenen iſt nichts zu ändern. Die böhmiſchen Abgeſandten ſind ſchon mit der Botſchaft nach Prag geeilt; der Herr wird ihnen alsbald nachfolgen. Morgen in der Frühe trifft Se. Gnaden hier ein, um die nothwendigſten Regierungsgeſchäfte zu ordnen. Uebermorgen ſchon brechen wir auf, nach Amberg und von dort nach Waldſaſſen an der böhmiſchen Grenze, wo die Edlen des Landes den neuen Herrſcher begrüßen werden. Beten wir, daß die neue Krone ihm und ſeinem neuen Lande Segen bringe! Meine, unſerer aller Pflicht iſt es jetzt, ihm auf der neuen Bahn in alter Treue zu dienen, mit ihm zu wagen und zu tragen was der Herr ſchickt. Morgen mögt ihr dann beſchicken, was zur Auswanderung nothwendig iſt. Heut wollen wir uns noch der alten Heimat freuen. Iſt ja doch Freude ringsum, ſo ſei ſie auch in unſerm Hauſe!“

Mit dieſen Worten der Ermuthigung reichte der Redliche den Seinigen die biedre Hand, und ſie ſtanden auf, um zurückzugehen in das Haus.

Eine Abendwolke, die bis jetzt vor der ſchon faſt auf den Horizont hinabgeſunkenen Sonne geſtanden hatte, theilte ſich leiſe zerfließend; das röthliche Licht brach wie ein goldener Rauch hindurch. In wenig Augenblicken war das ganze Thal von der duftigen Glut überhaucht; Rebenhügel und Wald, Häuſer und Thürme ſchimmerten im Purpurglanz, der durch die Thalöffnung vom Rhein her auf lichten Aetherwellen einſtrömte. Der Fluß ſpiegelte den Abendglanz zurück, ſeine rauſchenden Wellen krönten ſich mit roſigem Schimmer, und wanden ſich dann als blitzendes Goldband weithin durch die Fluren. Der ganze Abendhimmel löſte

ſich in reines Blau und Golddust auf. Das Gewölk verflüchtigte ſich in leichte Windſtreifen nach oben.

Die dunkle Mauer der Bergzüge jenſeit des Rhein ſchloß mit ihrer langen Kette von Kuppeln und Spitzen den Horizont ab. Bis zu ihren Füßen hin glänzten die Ebenen im Abendſchimmer, aus dem die Thurmſpitzen der Dörfer und Städte, ſchattig, dunkel emporragten. Am fernſten Ende der Landſchaft erhob, weit überhinſchauend, der ehrwürdige Dom zu Speier ſeine Doppelthürme, gleichſam ein Wächter, hingeſtellt, die Erde in ſeine himmliſche Obhut zu nehmen. —

Die überdrängende Schönheit, der Frieden in der Landſchaft füllten die Bruſt mit Andacht, Da tönten aus dem Thal herauf von den Thürmen der Stadt laut die Abendglocken. Der Anhauch allgegenwärtiger Gnade Gottes und ſeines waltenden Schutzes ſchwebte in den feierlichen Tönen empor, berührte das Herz und durchdrang es noch tiefer mit frommer Erhebung, mit hingegebenem Vertrauen.

Unwillkürlich hemmten die Hinabwandelnden ihren Schritt. Agathe ſank an das Herz des Vaters, Margarethe blickte dahin auf, wo ihre Aeltern weilten. Alle empfanden in dem tiefen Gottesfrieden, der auf der ſchönen Erde ruhte, das Unterpfand: wie auch Verwirrung und Zwieſpalt das irdiſche Daſein zerrütten möge, die himmliſche Verſöhnung iſt jedem fromm vertrauenden Herzen gewiß. Und ſo waren ſie glaubens- und hoffnungsgetroſt!

Sechzehntes Capitel.

Die ganze Stadt Heidelberg war in feierlicher Bewegung; die Glocken läuteten von allen Thürmen; die Menge drängte ſich zu der Hauptkirche, wo der Kurfürſt, bevor er Heidelberg verließ, noch einmal ſeine Andacht verrichten und die göttliche Einſegnung empfangen ſollte für das glanz- und verhängnißvolle Unternehmen, dem er heut von ſeiner getreuen Stadt aus entgegenzog.

Alles, was zum kurfürſtlichen Hofſtaate gehörte, hatte ſich auf dem Schloß verſammelt. Von dort herab ſollte der Zug zur Kirche gehen.

Der Kurfürſt befand ſich noch in ſeinem Gemach; er war ganz allein und ging mit ſchwer bewegter Seele auf und nieder. Wie er ſich ſelbſt zu überreden trachtete, der Schritt, den er jetzt thue, ſei ein unabänderlich nothwendiger, geboten durch die Ehre ſeines Hauſes, und noch höher durch ſeine kirchlichen Pflichten: eine innere Stimme ſagte ihm dennoch, daß weltliche Verlockungen, daß Trachten nach irdiſcher Größe ihn dazu reizten. Daß er nicht, wovon er ſich ſo gern überreden mochte, eine Pflicht erfülle, ſondern einer Begier folge! Die unerbittliche ſagte ihm, daß der Glanz der Königskrone ihn blende, die Glorie weltlicher Macht ihn ſtärker locke als der Heiligenſchein eines Vorkämpfers der Kirche! Und doch vermochte er nicht den Sieg über ſich ſelbſt zu erringen, und das Banner der Wahrheit in ſeinem eigenen Innern aufzupflanzen. Aber den unentrinnbaren Folgen ſolcher Zuſtände entging auch er nicht. Er war nicht freudig, nicht zuverſichtlich, nicht fromm entſchloſſen,

ſondern unruhig, haſtig geſtachelt! Mit Ungeduld erwartete er die Stunde zum Aufbruch nach der Kirche. Es war noch eine kurze Zeit bis dahin, doch die Minuten hatten für ihn einen bleiernen Gang. Endlich war der Augenblick da. Er ging hinüber zur Kurfürſtin, um dieſe zum Kirchgang abzuholen.

„Guten Morgen, mein theurer Friedrich!“ rief ihm Eliſabeth entgegen, als er in die geöffnete Thür des Cabinets trat, wo ſie ſich ganz allein befand. Sie eilte auf ihn zu und reichte ihm die roſigen Lippen mit ſo lächelnder Grazie dar, daß er ganz bezaubert von ihrer Lieblichkeit war. Nie hatte ſie ihn herzlicher geküßt als in dieſem Augenblick. Dem heitern Sonnenlicht ihrer Erſcheinung gegenüber ſchwanden die finſtren Wolken ſeines innern Unmuths.

„Ich komme dir doch nicht zu früh?“ fragte er; „ich war ungeduldig, Liebe, dich zu begrüßen!“

„Das freut mich von ganzem Herzen“, entgegnete ſie mit frohem Ausdruck der Züge. „Allein auch ich ſehnte mich nach deinem Anblick, denn ich ſehe dich ja in einem neuen Glanze.“

„Nicht zu voreilig, Theuerſte“, fiel er ihr ins Wort. „Die Zukunft ſteht in Gottes Hand!“

„O, was der Himmel ſo ſichtbar fügt, wird er auch ganz vollführen, mein theurer Friedrich!“ antwortete ſie lebhaft. „Was ſollte uns nun noch im Wege ſtehen? Wir waren es ja nur ſelbſt, die bisher die Hinderniſſe bereiteten!“

„So wichtiger Schritt durfte nicht übereilt gethan werden, meine Theuerſte; gebe nur Gott, daß wir ihn nie bereuen!“

„Was das anlangt, ſo verbürge ich mich für mein Theil dafür“, antwortete die Kurfürſtin mit einigem Stolz. „Ja, Friedrich, ich lege hohen Werth auf dieſe Wendung

unſeres Geſchicks! Sehr hohen! Ich möchte lieber künftig an deiner königlichen Tafel trocknes Brot eſſen, als an deiner kurfürſtlichen ſchwelgen!“*)

Ein flammender Blick des Stolzes leuchtete dabei aus ihren ſchönen Augen. Sie erhob das Haupt mit angebornem Adel, und richtete ſich würdevoll empor. Nie war ſie ſchöner geweſen! —

Der Kurfürſt, der ſeine Gemahlin anbetete, war ganz hingeriſſen von ihrem Anblick, ergriff ihre Hand, bedeckte ſie mit zärtlichen Küſſen und betheuerte: „Ja, Eliſabeth, jetzt fühle ich's, wir gehen einem großen Ziel entgegen; ich erfülle einen hohen Beruf. Oft zweifle ich an mir ſelbſt, allein dein Anblick gibt mir wieder Muth und volle Zuverſicht!“

Der Kammerjunker, Graf Erbach der Jüngere, trat ein mit der Meldung, daß die geſammten Theilnehmer am feſtlichen Zuge im Ritterſaal verſammelt ſeien.

„Iſt die Frau Kurfürſtin Juliane ſchon benachrichtigt?“ fragte der Kurfürſt.

„O, vergib, mein Lieber“, fiel die Kurfürſtin ein, „in der Freude, dich zu begrüßen, vergaß ich dir zu ſagen, daß deine theure Mutter ſich unpäßlich befindet. Sie ſchickte vor einer halben Stunde zu mir herunter und ließ mir anzeigen, daß ſie dem Zuge nicht beiwohnen könne!“

„Und mir hat Niemand eine Meldung von der Unpäßlichkeit Ihrer Hoheit gemacht?“ fragte der Kurfürſt und ſah den Grafen Erbach mit zürnender Verwunderung an.

„Ew. kurfürſtliche Gnaden verzeihen, aber mir wird das betrübende Ereigniß erſt dieſen Augenblick bekannt!“ ſprach der Graf.

---

*) Hiſtoriſch.

„Durch wen haſt du die Meldung empfangen, Liebe?“ fragte der Kurfürſt offenbar ſehr beſtürzt über das Ereigniß.

„Die Mutter ſandte ihre Ehrendame, das Fräulein ... wie iſt doch ihr Name, — o die ſchweren deutſchen Namen ....“

„Das Fräulein von Gemmingen?“ fiel der Kurfürſt fragend ein.

„Ja ganz recht“, erwiderte die Kurfürſtin; „ich habe auch ſogleich die Gräfin Lady Ingleſield zu ihr geſandt, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.“

„Und was fehlt meiner Mutter?“

„Es iſt nur ihr gewöhnlicher Anfall von Migräne!“ ſagte die Kurfürſtin Eliſabeth leicht.

Der Kurfürſt empfand nur zu klar, daß die Krankheit ſeiner Mutter eine vorgegebene ſei. Die Nachricht traf ihn ſo unvermuthet, daß er einen Augenblick nicht wußte, was er thun ſolle. Ob, wie es ihm ſonſt ſeine kindliche Neigung geboten hätte, ſelbſt ihr zu gehen, oder ob hinaufſchicken, oder ob in dieſem Moment nicht lieber überhaupt keine Kenntniß davon nehmen.

Die Kurfürſtin ſah ſeine Unentſchloſſenheit, und in der Beſorgniß, es könne ein ſtörender Einfluß auf die feierliche Handlung eintreten, die eben beginnen ſollte, ſprach ſie drängend, aber leiſe zu ihm, indem ſie auf das Vorzimmer deutete, wo bereits die Hoffräulein, die Kammerherren und Pagen, die dem kurfürſtlichen Paar theils vortreten, theils es geleiten ſollten, verſammelt waren.

„O Lieber, du ſiehſt Alles wartet ſchon auf uns. Es möchte einen üblen Eindruck hervorbringen, wenn wir eine Stockung in das Feſt brächten; ich gebe dir die Verſicherung, daß das Unwohlſein deiner Mutter nicht die geringſte Bedenklichkeit hat! Gib mir deinen Arm!“

Und mit dieſen Worten nahm die reizende, ſchmeichelnde Gattin den Arm ihres Gemahls in einer Weiſe, die ihn faſt zwang, ſie zu geleiten. So traten ſie in das Vorgemach. Der Kurfürſt war ſo verwirrt, daß er kaum wahrnahm was vorging; doch die Kurfürſtin glich Alles durch ihre gewandte Leutſeligkeit aus. Sie grüßte ringsher, ſprach bald engliſch, bald franzöſiſch, je nachdem ſie von ihren Umgebungen in dieſen Sprachen verſtanden wurde, und miſchte auch einige deutſche Worte ein, was immer einen ſehr günſtigen Eindruck hervorbrachte. So wurde die Unſicherheit und zerſtreute Haltung des Kurfürſten nicht bemerkt, und der Zug ordnete ſich. Graf Erbach eröffnete ihn; ihm folgten ſechs Pagen, dann das kurfürſtliche Paar. Durch eine Reihe von Zimmern, in welchen die Dienerſchaft ſich in den Staatslivreen befand, erreichten ſie den Ritterſaal, wo die geſammten Hofſtaaten verſammelt waren. Indem das hohe Paar eintrat, erſchallte von einem draußen auf dem Schloßhofe zu Pferd aufgeſtellten Chor von Kunſttrompetern und Heerpaukern eine ſchmetternde Fanfare, worin ſich ein „Vivat Fridericus, vivat Elisabetha!“ der ſich im Saale Verſammelten miſchte.

Aller Augen glänzten in Freude, Aller Herzen waren gehoben durch ſtolze Hoffnungen; das Ceremoniel war kein feſtes Band mehr die Ordnung zu erhalten, von eifrigem liebenden Gedränge wurde das Herrſcherpaar rings umgeben. — Der Kurfürſt fand ſeine Faſſung und Stimmung wieder, da er ſah, daß das Fehlen ſeiner Mutter in dem allgemeinen Freudenrauſch gar nicht wahrgenommen wurde. Der freudige Muth kehrte in ſeine Seele zurück. In edler ritterlicher Haltung ſchritt er bald in dem Zuge dahin, welcher jetzt unter dem feierlichen Geläut aller Glocken in der Stadt drunten, und von den Thürmen des Schloſſes über

den Häuptern der Wandelnden begann. Eine glänzende Herbſtſonne erhöhte die Pracht und Feſtlichkeit des Schauſpiels. Um es ſo reich zu entfalten als möglich, nahm der Zug ſeinen Weg nicht durch die engen Fußwege mit Treppenſtufen, welche gerad hinunter durch die ſchmalen Gaſſen zum Markte führen, ſondern er ging über den Schloßhof, die Brücke am ſüdlichen Theil und die breite, für Wagen und Roß geeignete Bergſtraße hinab, um dann über den großen Platz vor der Univerſität durch das Mittelthor in die Hauptſtraße einzubiegen, und ſich ſo der Kirche zuzubewegen. Die Kunſttrompeter und Heerpauker, alle in reichen goldgeſtickten Uniformen, die Pferde mit ſtolzen Federbüſchen geſchmückt, eröffneten den Zug. Dann folgte eine Abtheilung der kurfürſtlichen Leibwache, in blanken Harniſchen, geführt von dem Hauptmann derſelben, Konrad von Wonßheimb. Hinter dieſer mehrere Hofkutſchen, in denen die höheren Hofcavaliere und Damen ſaßen, und dann in einem mit acht prächtigen Schimmeln beſpannten offenen Wagen, dem zwei Stallmeiſter voranritten und acht Cavaliere zu Pferde auf beiden Seiten das Geleit gaben, der Kurfürſt und ſeine Gemahlin. Sämmtliche andere Hofcavaliere, die Kammerjunker, Edelknaben, die kurfürſtlichen Räthe, folgten zu Fuß. Eine Abtheilung Hartſchiere in rothen mit Gold reich geſtickten Mänteln, ſilbernen Harniſchen, lange Hellebarden tragend, beſchloß den Zug. Eine unabſehbare Volksmenge begleitete ihn jubelnd, auf dem ganzen Wege in die Stadt hinab, bis zur Kirche. — Die Damen des Hofes ſowie die angeſehenſten Frauen der Bürgerſchaft ſaßen ſchon daſelbſt auf ihren Plätzen; Alle, die zum Hofſtaat gehörten, der Kanzel gegenüber. Die, welche auf dem Schloß geweſen, waren in Sänften den Fußweg hinab dorthin getragen worden.

Scultetus, an der Spitze der Geiſtlichkeit, ſtand am Eingangsthor, begrüßte das kurfürſtliche Paar und ſprach mit feierlichem Wort, die Hände ſegnend erhoben, zum Kurfürſten: „Erfülle ſich an meinem allergnädigſten Herrn wie es heißt im fünften Buch Moſe, allda im dreißigſten Capitel, im neunten Verſe:

„«Der Herr dein Gott wird dir Glück geben in allen Werken deiner Hände!» und ferner im ſechzehnten: «Der Herr dein Gott ſegne dich in dem Lande da du einzieheſt, daſſelbe einzunehmen!»“

Und zur Kurfürſtin gewandt ſprach er: „«Der Herr beſchütze Euch wie einen Augapfel im Auge, und beſchirme Euch unter dem Schatten ſeiner Flügel.» — Alſo beten wir nach dem ſiebzehnten Pſalm, für Euch, gnädigſte Fürſtin des Landes.“ —

Der Kurfürſt und die Kurfürſtin beugten bei den Worten des Geiſtlichen fromm das Haupt und ſchritten in demüthiger Haltung vorwärts in die Kirche.

Tauſende hatten ſich zu der kirchlichen Feier verſammelt. Aller Herzen erhoben ſich im brünſtigen Gebet zu Gott; viele ſchlugen in freudiger Hoffnung, viele aber auch waren mit banger Sorge erfüllt. So einfach und ohne allen äußeren Schmuck der Gottesdienſt, dem ſtrengen Geſetz der Calviniſten entſprechend, auch eingerichtet war, ſo waren doch die Klänge der Orgel noch nicht daraus verbannt, wie in dem unter Calvin's nächſtem Einfluß geordneten Gottesdienſt in den Kirchen der Schweiz. Der Choral: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“, den die Gemeinde ebenfalls, trotz ihres Abweichens von der Lehre Luther's, doch als einen chriſtlichen Hochgeſang voll echteſter Glaubenskraft und Zuverſicht aufgenommen hatte, machte den Beginn der Feier.

Dann hielt Scultetus die Predigt, deren Text er aus dem Buche Josua im ersten Capitel gewählt hatte*): „Mache dich nun auf, und ziehe über diesen Jordan in das Land, das ich den Kindern Israel gegeben habe. Alle Städte, darauf eure Fußsohlen treten, habe ich euch gegeben! — Es soll dir Niemand widerstehen dein Lebelang. Wie ich mit Mose gewesen, also will ich auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen! — Sei nur getrost und sehr freudig, daß du halteſt und thuſt alle Dinge nach dem Gesetz, das dir Moses mein Knecht gegeben hat. Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken, auf daß du weislich handeln mögest in Allem was du thun sollst. — Und laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen; sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du halteſt und thuſt allerdinge nach Dem, was darin geschrieben steht. Alsdann wird dir's gelingen, in Allem was du thuſt, und wirſt weislich handeln können!“

Nach diesen bibliſchen Worten, die der Redner mit feierlicher Stimme verlas, begann er seine Predigt. Wie er es schon von jeher dem Kurfürsten allein gegenüber gethan, so stellte er auch jetzt vor allem Volk das Unternehmen desſelben als ein von Gott selbſt sichtbarlich gebotenes dar, das zur Verherrlichung des Höchsten gereichen sollte, durch die Festigung und Verbreitung der gereinigten Lehre, und den Schutz, den er dieser von nun an gegen alle Bedrängniſſe von außen, die sie bisher erfahren, darbieten solle. Mit jedem Wort entzündete sich sein Eifer zu höher schlagenden Flammen. „Nicht nur ein erlaubtes, ein gerechtes Unternehmen iſt es, das du beginnſt, gesegneter Fürſt“, rief er aus; „es iſt

*) Hiſtoriſch.

eine heilige Pflicht, die du erfüllest, eine Pflicht des Gehorsams gegen des Herrn sichtliches Gebot. Der Himmel hat unseren theuern Kurfürsten in seiner reinen frommen Gesinnung zu seinem Werkzeuge erwählt, und er darf nicht zaudern sich dem Willen des Herrn zu unterwerfen. Wie Abraham dem Geheiß Gottes Folge geleistet, da er das Schmerzlichste von ihm gefordert: so muß auch der Fürst, den der Wille Gottes und das Vertrauen der Völker und Fürsten schon als den obersten Schirmherrn der protestantischen Verbindung hingestellt hat, auch jetzo ohne Zagen dem Rufe folgen, der an ihn ergangen ist, durch die leuchtendste Fügung des Allmächtigen. Selbst in Zeichen, die der blöde irdische Verstand zufällige nennt, verkündet sich der Wille des Herrn, Allen ersichtlich! Der sechsundzwanzigste Tag des August ist, wie ihr alle wisset, derjenige, der unserm theuern Kurfürsten das Leben gab.*) Und an diesem nämlichen Tage gab das böhmische Volk, ohne daß Jemand dort dessen gedacht, vielleicht nicht Einer davon gewußt, unserm Herrscher die Krone!**) So ist er wahrlich eigen geboren zu diesem hohen, königlichen Beruf! Kein sterblicher Mensch hat, als der Fürst vor dreiundzwanzig Jahren an diesem Tage das Licht der Welt erblickte, vorausgeschaut, wozu er im Rath der göttlichen Weisheit berufen sei! Aber das Auge des Herrn hat es gesehen, es hat über ihm gewacht, ihn geleitet, daß er den Tag dieser fernen Zukunft, den Tag seiner Verherrlichung erreiche! Und ob auch schwere Opfer gefordert werden, ob dräuende Gefahren die Bahn umschweben: wandle sie getrost, denn der Herr hat dich dazu berufen und geweihet!“ —

---

*) Historisch.

**) Historisch.

„Und", ſchloß er die eiferglühende Rede, wiederum an die Worte der Schrift anknüpfend, „wie der Herr zu Joſua geſprochen, alſo redet er auch zu dir: «Siehe, ich habe dir geboten, daß du getroſt und freudig ſeieſt! Laß dir nicht grauen und entſetze dich nicht! Denn der Herr, dein Gott, iſt mit dir in Allem, was du thun wirſt!»"

Wie Scultetus von jeher ſein prieſterliches Uebergewicht bei dem Kurfürſten geltend zu machen verſtanden hatte, ſo war es auch jetzt geſchehen. Der Strom ſeiner Rede hatte den jugendlichen Fürſten ganz fortgeriſſen; der fanatiſche Schwung verſetzte ihn in eine ſchwindelnde Betäubung. Seine in ruhigeren Augenblicken immer wieder erwachende Bedenken waren in dieſer Aufregung völlig verſchwunden. Ein gleicher Aufſchwung verwirrter Begeiſterung riß auch die Verſammlung hin. Nur daß die Heiligkeit des Ortes den Ausbruch der Gefühle zurückhielt. Als aber das fürſtliche Paar wieder aus der Kirche trat, brauſte der Jubelſturm in vollen Wogen auf. Kaum konnte der Kurfürſt den Wagen wieder beſteigen, kaum den Weg zum Schloß wieder zurücklegen: ſo umdrängte ihn das jauchzende Volk. Wer will ihn verurtheilen, daß er, in ſolchen Strom geriſſen, der fortwirbelnden Gewalt deſſelben folgte? Daß er ſich zu den größten Lebenszielen geweiht ſah? Der Ruf: „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getroſt und freudig ſeieſt!" tönte immer neu mit mächtigem Klange in ſeiner Seele wider. So wollte er denn ſein gleich ihm ein würdiger Streiter Gottes, und laut rief es in ihm: „Ich laſſe mich nicht grauen noch entſetzen. Denn der Herr, mein Gott, iſt mit mir und Dem was ich thun werde!"

So erreichte er das Schloß wieder.

Um zwölf Uhr Mittags war das Abſchiedsbanket veranſtaltet. Der ganze Hof und die höchſten Staatsdiener,

die Feldoberſten, die Stadtälteſten von Heidelberg waren dazu geladen. Mancher Trunk wurde dem neuen Glück und Glanz, das dem alten Fürſtenhauſe winkte, dargebracht! Der junge Fürſt glühte in Freude und Leutſeligkeit; die Kurfürſtin war das Bild des Liebreizes, der anmuthvollſten Huld. Es ſchien, daß mit dem erhöhten Glanze ihrer Krone ihr Sinn um ſo milder, herablaſſender wurde. In dem Rauſche der Freude vergaß es der Kurfürſt, was ihm anfangs doch wie ein dunkler Schatten in das Licht dieſes Tages gefallen war, daß ein Platz an ſeiner Seite nicht ſo beſetzt war, wie er ſein ſollte. Seine Mutter fehlte bei der Tafel! Und er überſah es, daß ein ernſter Gaſt am Tiſche ſaß, der Rath — Leander Rippell.

Der Kurfürſt hatte die Kurfürſtin Luiſe Juliane gleich nach der Kirche beſuchen wollen; doch da er bei ſeiner Anfrage den Beſcheid erhielt, die Kranke ſchlummere eben ein wenig, hatte er es unterlaſſen müſſen.

Das Banket war zu Ende. Der Aufbruch ſollte noch an dieſem Tage geſchehen. Der helle Mondenſchein mußte benutzt werden, um die Reiſe die Nacht hindurch fortzuſetzen bis zum folgenden Abend, wo das erſte Nachtlager in Mergentheim feſtgeſetzt war. Nach zwei Punkten waren Pferde vorausgeſchickt, um bei den ſchweren Wegen und ſchwerfälligen Wagen dieſe Stadt am nächſten Abend erreichen zu können.

Vom Banketſaale begab ſich der Kurfürſt in ſein Gemach, um ſich ſofort zur Reiſe umzukleiden. Die Wagen ſtanden ſchon angeſpannt im Schloßhofe. In der nächſten Viertelſtunde ſollte er ſein ſchönes Heidelberg mit dem alterthümlichen Schloß, von dem jedes Fenſter auf geſegnete Fluren herabſchaute, verlaſſen! Er ſollte dieſen ſtolzen ritter-

lichen und doch ſo anmuthigen Wohnſitz ſeiner Väter mit einem noch ſtolzern, mit dem königlichen Prag vertauſchen! Er fragte ſich: „Wann wirſt du es wiederſehen?“ Hätte er ſich ſagen können, wie er es wiederſehen würde!

Mit innerer Unruhe und äußerer Haſt wechſelte er die Kleider. Als es geſchehen war und der Kämmerer mit dem über den Arm geſchlagenen Reiſemantel vor ihm ſtand, verfiel der Kurfürſt in ein tiefes Nachſinnen. „Laß mich allein“, ſagte er zu dem Diener; „geh' hinüber zur Frau Kurfürſtin und melde ihr, ich würde in wenigen Minuten bei ihr ſein!“

Der Kammerdiener ging.

Das Gemach, in dem der Kurfürſt ſich befand, lag in einem der Eckthürme des Schloſſes, in demjenigen zunächſt der Stadt, der faſt unmittelbar auf dieſe niederſchaute. Friedrich trat in das tief in die Mauer einſpringende Fenſter und blickte hinaus. Im milden Nachmittagsſonnenlicht lag das Bild der Landſchaft vor ihm. Er hatte es ſo oft geſehen; nie hatte es ihn ſo warm wieder angeſchaut. Ihm war es, als ſolle er von einem alten Freunde, von einem lieben Jugendgeſpielen Abſchied nehmen. Mit verſchränkten Armen ſtand er am Fenſter. Die Berge waren ſo ſonnig angeſtrahlt! Drüben jenſeit des Neckar, am Fuße des Heiligenberges regte ſich noch das fröhliche Leben der Weinleſe. Der Geisberg zu ſeiner Linken, die Waldhöhen des Jettenbühels, worauf die Trümmer des alten, verlaſſenen Schloſſes zwiſchen düſtren Fichten hervorragten, tauchten ſich in dunkle Schatten; doch ein goldiges Licht ſpielte um die Ränder der Höhen und blitzte durch das gelichtete, bunte Herbſtlaub des Waldes, das die Gipfel krönte. Die Stadt war ſtill geworden; er konnte faſt in jede Gaſſe hinabblicken; das feſtliche Leben des Vormittags war vorüber, die meiſten

Bewohner waren hinausgegangen in die Weinberge, dem letzten frohen Geſchäft des Jahres obzuliegen. Doch dieſe Luſt verklang dem Ohre zu fern, um die Stille, die über dem Landſchaftsbilde gelagert war, zu unterbrechen. Das jugendliche, an Liebe und Wohlwollen reiche Herz des Fürſten war wehmuthsvoll bewegt. Er ſagte innerlich ein tiefes, leiſes Lebewohl Allem, was ſeine Jugend hier erfreut hatte. Eine Thräne ſogar trat in das Auge, das ſonſt ſo friſch, faſt zu leicht in die Welt blickte. Da fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter, betroffen ſah er ſich um.

„Friedrich", ſagte eine ſanfte Stimme.

„Mutter!" rief der Kurfürſt überraſcht. „Du hier! Ich wollte dich beſuchen — und nun Abſchied nehmen", ſprach er ſchnell hintereinander, ſehr bewegt.

„Abſchied nehmen! Ja, dazu bin ich zu dir gekommen, mein lieber Sohn", antwortete die Kurfürſtin mit weichem Tone.

„Du — du biſt von deinem Krankenlager aufgeſtanden — beſte Mutter ...."

„O, mein Sohn! Meine Krankheit iſt nicht eine, die durch Arznei geheilt wird, noch findet ſie Linderung auf meinem Lager", entgegnete die Kurfürſtin. „Mein Herz iſt krank von Sorge und Befürchtung!"

„Meine Mutter!" unterbrach ſie der Kurfürſt mit bittendem Tone.

„Sei ruhig", erwiderte ſie, „ich komme nicht mehr, dich zu warnen, dir abzurathen. Was ich dir ſagen konnte, habe ich dir geſagt; es wäre jetzt doch Alles zu ſpät! — Allein ich konnte nicht an euren Feſtlichkeiten, nicht an euren Freuden theilnehmen! Darum blieb ich in meinem einſamen Gemach — aber mein Sohn, ich habe für dich

gebetet, glaube mir, ſo heiß und andächtig, als wäre ich mit in der Kirche geweſen!“

Und überwältigt von ihrem ahnungserfüllten Herzen ſank die hohe Frau an die Bruſt des Sohnes und er an die ihre, und ſie umſchloß ihn mit aller Innigkeit mütterlicher Liebe.

„Sohn! Sohn! Du trägſt die Pfalz nach Böhmen!“*) rief ſie weinend.

Der Kurfürſt erwiderte nichts, ſchloß aber ſeine Mutter mit noch innigerer Umarmung ans Herz. Dann entwand er ſich ihr; nur ihre Blicke ſagten ſich noch ein ſtummes Lebewohl. Raſchen Schrittes ging Friedrich der Thür zu, nach den Zimmern ſeiner Gemahlin.

Wenige Minuten ſpäter wurde Luiſe Juliane wieder durch das Rollen der Wagen im Schloßhofe aus dem tiefen betäubenden Schmerze, in welchem ſie auf einen Seſſel am Fenſter hingeſunken war, geweckt. Bald ſah ſie den Reiſezug ſich zur Stadt hinabbewegen; ſie verfolgte ihn unabläſſig mit den Augen, und als er ihr in den Gaſſen einige Zeit verſchwand, harrte ſie am Fenſter, bis er wieder in der langen Hauptſtraße ſichtbar wurde, ſich dann dem Neckar zuwandte, über die Brücke rollte und ſich jenſeit das Thal hinab gegen Neuenheim bewegte. Ihr Blick haftete an der langen Reihe der Wagen, bis der letzte in der Biegung der Landſtraße um den Abhang des Berges verſchwand.

Friedrich wußte nicht, daß das Mutterauge ihn ſo treu begleitete. Aber ſeine Seele war ſo bei ihr wie die ihrige bei ihm; ſelbſt das freudebeſeelte, dankbar ſchmeichelnde Lä-

*) Hiſtoriſch.

cheln der holden Gemahlin, die an ſeiner Seite ſaß, glitt ab an dem Herzen des Sohnes, das den Schmerz der Mutter theilte.

Und längſt ſchon hätte ihr getreues Auge ihn nicht mehr zu erreichen vermocht, als noch der Klang ihrer prophetiſchen Worte ihm folgte und mit dunkler Ahnung in ſeinem Herzen widerhallte:

„Du trägſt die Pfalz nach Böhmen!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Jahre von Dreissigen.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und in andere Sprachen vor.

Einundzwanzigſtes Buch.

Siebzehntes Capitel.

Der Tag des Einzugs Friedrich's des Fünften in Prag war festgesetzt. Die Stadt überfüllte sich mit Gästen. Alle Großen des Königreichs, außer denen, die in offener Fehde mit der neuen Ordnung der Dinge waren, die ganze Ritterschaft des Landes und alle Mitglieder der Stände versammelten sich in der Hauptstadt, um ihren neuen, selbst gewählten König zu begrüßen; Tausende von Bürgern und Landleuten strömten herzu. Wer nur einen Verwandten, einen Freund, einen Bekannten in Prag hatte, der suchte ihn auf und sprach für das Fest, welches Aller Herzen erhob und mit freudigen Hoffnungen schwellte, seine Gastlichkeit an. Von größern und kleinern Städten des Landes, von Saatz, Laun, Eger, Pilsen, Pisek, Tabor, Kuttenberg, Czaslau, Gitschin, Leitmeritz, Raudnitz, Lowositz, Aussig, Tetschen, Teplitz und vielen andern, waren Abgeordnete gesendet, den Fürsten zu begrüßen. Viele kamen in stattlichen Aufzügen an, mit Roß und Reisigen, mit zahlreichem, glänzendem Gefolge. Auch die Nachbarländer Schlesien und Mähren, die sich im Bunde mit Böhmen befanden,

die Städte Breslau, Olmütz, Brünn, Iglau hatten ihre Abgeordneten. Es war als ob ein neuer Tag für das Land angebrochen ſei, eine neue Sonne des Glücks ihm ſtrahle. In allen Straßen bewegte ſich ein buntes, fröhliches Gedränge. Man ſah nicht das unheimliche Wogen wie in den Tagen des Mai im verwichenen Jahre, wo der Kampf ſich vorbereitete und beide Theile ſich dazu rüſteten, die einen offen, die andern insgeheim. Damals waren die Gaſſen Prags bewegt von düſtren Geſtalten, von Männern mit zornblickenden, wilden Augen, oder von Zügen ſchwer Bewaffneter, im Dienſt der Statthalter; dazwiſchen ſcheu umſchauendes Volk, zumeiſt Männer in unruhigen Gruppen murmelnd. Jetzt überall ein lebendiges Treiben und Drängen von Frauen und Männern durcheinander, mit freudigen Geſichtern, im eifrigen Geſpräch. Jeder hatte einen Freund, einen Verwandten am Arm, der ihn als Gaſt beſuchte und dem er die prächtige Stadt Prag ſammt den Anſtalten zum Empfang des neuen Königs zeigte. In Feſtkleidern wallte die Menge durch die Gaſſen, über die Brücke zum Hradſchin hinauf. Kriegsleute ſah man auch, wiewol wenig, da die meiſten draußen im Felde lagen, unter Thurn, Fels, Schlick und Mansfeld; doch ſie boten keinen drohenden Anblick dar, ſondern einen friſch ermuthigenden. Denn ſie waren nicht vom Kopf bis zur Zeh mit Eiſen umpanzert, ſondern zeigten ſich in feſtlicher Tracht mit bunter Feldmütze oder blanken Helmen und Waffen, ohne Bruſtharniſch im ſaubern Koller. Sie marſchirten nicht mit ſchwerem, gleichförmigem Tritt, in ſtarren enggeſchloſſenen Rotten, ſondern miſchten ſich unter das fröhliche Volk. Der ſtattliche Kriegsmann hatte ein ſchmuckes Mädchen an der Seite, oder er ging von Bürgern umringt, Arm in Arm mit

ihnen, und froher Muth verkündete ſich durch Scherz, Lachen und Geſang.

Die Jahreszeit ließ, da es ſchon mit dem October zu Ende ging, die Erheiterungen im Freien nicht mehr zu. Allein wo nur in der Stadt ein Haus war, in welchem Bier oder Wein geſchenkt wurde, das ſah man dicht gefüllt, und beim friſchen Krug, beim vollen Becher Herren und Ritter, Bürger und Handwerker im belebten Geſpräch.

Vor allen aber war Jakob Steffecks Haus am großen Ring der Altſtadt zahlreich beſucht. Im Kellergeſchoß, wo die Reihen mächtiger Fäſſer lagerten, und im Stockwerk zu ebener Erde, ſammelten ſich hier die Gäſte aus allen Ständen; ſelbſt Frauen und Jungfrauen, da viele der Fremden an ſolchen öffentlichen Orten ſpeiſen mußten, was dann auch den Beſuch durch die einheimiſchen Familien nach ſich zog. Vielfach erblickte man daher jetzt an den Tiſchen, wo ſonſt nur die Männer ihren Krug leerten, auch ehrſame Hausfrauen und ſittige Töchter, und das bunte Leben wurde dadurch noch heiterer, denn der Geiſt der Fröhlichkeit ergriff leicht Alle, wo der Geiſt des Weins ſeine belebende Kraft übte. Aber das Hochgefühl dieſer Tage bildete den Schutz gegen jede Ausſchweifung. Schon an ſich belebte ein höherer Geiſt der Bildung die Bürger Prags. In den trefflichen Schulanſtalten der Utraquiſten wurden ſelbſt Die, welche ſich den Handwerksſtänden widmeten, ſorgfältig unterrichtet; es war nichts Seltenes, daß die Handwerksmeiſter eine für jene Zeit ausgedehnte Beleſenheit hatten und ſelbſt das Lateiniſche geläufig verſtanden. In der gehobenen Stimmung der Zeit erhöhte ſich dieſer edle Geiſt noch und Alles Unwürdige war aus den gemeinſamen Zuſammenkünften nicht ſowol verbannt, als es ſich von ſelbſt fern hielt, da ihm nirgends ein Zugang geöffnet wurde.

In dem hell erleuchteten Gewölbe Jakob Steffeck's hatten ſich denn ſo viele frohe Beſucher geſammelt, daß es ſchwer war noch einen Platz zu finden. Als ein ſpäter Gaſt trat Wolodna ein. Er blickte in dem vollen Gewölbe umher, wo er wol einen Bekannten finden möchte, zu dem er ſich ſetzen könnte, als plötzlich ein Mann mit den Worten „Vater Wolodna“ vom Seſſel aufſprang und auf ihn zueilte.

„Czernig!“ rief Wolodna, als er ihn freudig überraſcht erkannte. „Mein treuer, wackrer Czernig!“ Die beiden Männer küßten ſich wie Brüder.

„Freunde, Ihr da, Herr Pfarrer, Herr Hauptmann Holoduk!“ rief Czernig und ließ Wolodna los, „ſeht doch her, wer hier gekommen iſt!“

Das Wort war kaum heraus, als Wolodna die beiden theuren Freunde, die mit dem Rücken gegen ihn geſeſſen hatten, ſich aber jetzt umwandten, erkannte.

Auch ſie hielten einander in den Armen in der herzlichſten Begrüßung.

„Wie freue ich mich, ehrwürdiger Herr, Euch hier zu begrüßen“, ſprach endlich Wolodna zum Pfarrer Chlodzek; „das iſt wacker, daß Ihr hierher kommt zu dem Tage der Freude! — Alter Freund Holoduk! — laßt Euch noch einmal küſſen!“

„Die ganze Welt möchte ich heut küſſen“, rief der alte Haudegen und ſchloß den Freund nochmals kräftig in die Arme.

„Daß unſer frommer Vater Nechodom dieſen Tag nicht ſchauen konnte!“ ſagte Czernig.

„Er ſchaut den herrlichſten Tag, den Tag aller Tage“, antwortete der Pfarrer mit fromm gehobenem Blick. „Ihm

ward das beſſere Theil!“ Wolodna ſchwieg in ſtummer Rührung.

„Werdet nur nicht traurig heut an dem Tage der Freude“, ſagte Holoduk herzlich und klopfte Wolodna auf die Schulter. „Er hat die himmliſchen Freuden; ſo laßt uns der Freude auf Erden genießen!“

„Requiescat in pace!“ ſprach der Pfarrer.

„Setzt Euch zu uns, Wolodna“, bat Czernig. „Wir rücken zuſammen. Trinkt ein Glas mit uns! Ihr müßt beiſammen ſitzen, ihr beiden Aelteſten“, wandte er ſich gleichzeitig zu Holoduk. „Schaut einmal! Ihr ſeht euch einander ähnlich wie zwei Brüder! Und alle Beide habt ihr die Kreuzwege da auf der Stirn!“

„Nikolas Holoduk hat ſeiner Zeit die Türkenſäbel auch kennen gelernt“, ſagte der Hauptmann ſelbſtgefällig.

„Und die Türken Euer ſcharfes Schwert, Herr Hauptmann“, antwortete Czernig.

„Kann's nicht leugnen, ich habe mich gewehrt — — das ſind alte vergeſſene Geſchichten. Es iſt vorbei damit! Ich bin zu alt zum Fechten!“

„Nicht ſo ganz!“ ſagte Wolodna lächelnd, „noch in Kloſtergrab damals!“

„Begraben wir das damals!“ rief Czernig. „Es war ein grauenvoller Tag! Wir wollen uns den frohen Abend nicht damit verderben. — Kommt, Kinder, ſetzt euch.“ —

Sie nahmen Platz an der Tafel.

Wolodna ſchaute ſich jetzt erſt recht um. Er ſah manchen Bekannten, empfing manchen Gruß und Handſchlag.

„Ihr erkennt mich wol nicht mehr, Hauptmann Wolodna“ — mit dieſem Rang war er durch Thurn bekleidet — fing ein Mann in mittlern Jahren, der ihm gerade gegenüber ſaß, das Geſpräch an; „wir haben doch ſchon

hier in Prag miteinander verkehrt; hättet Ihr Nikolas Diewiß ganz vergeſſen?“

„Ei, Herr Stadtſchreiber“, antwortete Wolodna überraſcht und nahm die dargebotene Hand freudig an; „ich verwundere mich, Euch ſo lange nicht geſehen zu haben, da ich doch ſeit drei Monaten hier in Prag bin!“

„Ich war viel auswärts, auf mancherlei Geſchäftsreiſen!“

„Ich ſollte Euch auch kennen, Herr Hauptmann“, nahm ein anderer Mann ungefähr in gleichem Alter mit Diewiß, der neben ihm ſaß, das Wort, „ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn ich Euch nicht im Lager vor Wien beim Grafen Thurn geſehen hätte.“

Wolodna ſah den Gaſt aufmerkſam an. Er hatte bleiche, eingefallene Wangen, etwas unheimlich Unruhiges, faſt Verſtörtes in den Zügen. Sie ſchienen Wolodna bekannt, doch wußte er nicht ſogleich, wohin er den Mann bringen ſollte.

„Herr Tharradel von Ebergaſſing“, nahm Diewiß das Wort für dieſen.

Jetzt erkannte ihn Wolodna gleichfalls. Der ganze Zuſtand der Verwirrung, in welchen Tharradel nach dem plötzlichen Umſchlag ſeiner Hoffnungen gerathen war, kam ihm wieder ins Gedächtniß, da er ſich noch jetzt in deſſen Angeſicht malte. Es war als habe ihn, der die Hand ſo freventlich an ſeinen Fürſten legte, eine höhere ſtrafende Hand gezeichnet. Wolodna war in Verlegenheit, wie er mit Tharradel ein Geſpräch anknüpfen ſolle, denn er mochte der Vorfälle im Lager nicht gedenken. Da fiel ihm Reubner ein, doch konnte er ſich nicht ſogleich auf deſſen Namen beſinnen. „Ihr habt dort einen redlichen Freund verloren“, ſagte er, „wie hieß doch der Alte, der tapfre Graubart, der in der Schanze blieb!“

„Stephan Reubner!“ antwortete Tharradel mit einem leichten Anflug von Röthe auf ſeinen bleichen Wangen. „Ja, das war ein treues Herz!“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu und die Bläſſe ſeines Angeſichts kehrte, ſo ſchien es, ſtärker zurück.

„Wahrlich!“ bekräftigte Diewiß mit einem unruhigen Blick auf Tharradel. „Das war ein wackrer Freund unſerer Sache! Laßt uns anſtoßen, Hauptmann Wolodna, auf Stephan Reubner! Ich danke ihm vielleicht das Leben!“

Und er erzählte jetzt auf die begierige Anfrage Mehrerer, wie gewandt und keck Reubner ihn damals zuerſt in einen Verſteck und dann verkleidet aus Wien geſchafft, als ihm die Späher und Helfer Slawata's ſo hart auf der Spur waren. Die Erzählung war noch nicht zu Ende, als eine Geſtalt eintrat, die, ſowie ſie ſich in der Thür zeigte, Aller Blicke auf ſich zog.

„Was Teufel iſt das?“ rief Hauptmann Holoduk.

Mitten in das Gemach ſchritt ein gewaltiger Mann in ſchwerer eiſerner Rüſtung; aber nicht in Waffen wie ſie üblich waren, ſondern in uralten, als ob ein Bote früherer Jahrhunderte einträte. Ein ſchwerer, eiſenſchwarzer Harniſch, mit Roſtflecken und andern Spuren des Alters deckte die Bruſt; Schienen gleicher Art Arm und Schenkel. Den Kopf ein Helm, mit ſtarkem, geſchloſſenem Viſir. In der rechten Hand hatte der eiſerne Verkappte eine Art Lanze ohne Spitze, kurz, ſodaß ſie mit dem Schaft auf den Boden geſtellt, nur wenig über die Schulter hervorragte. Alles war in Erſtaunen über die unvermuthete, ſeltſame Erſcheinung.

„Nun? Wie gefall' ich euch? Kennt ihr mich?“ fragte eine tiefe männliche Stimme. Und gleich darauf

ſchlug der eiſerne Gaſt ſein Viſir empor und ſah die Geſellſchaft mit lachendem Antlitz an.

„Jakob Steffeck“, riefen eine Menge Stimmen wie aus Einem Munde.

„Zum Teufel, was treibt Ihr für Mummenſchanz“, fragte einer der Gäſte. „Alſo darum haben wir den Wirth den ganzen Abend nicht geſehen?“

„Ich wollte den werthen Gäſten doch eine Probe geben von unſerm Aufzug“, ſagte der Weinwirth heiter. „So werden wir uns, eine ganze Mannſchaft, am Thor aufſtellen. Herr Nikolas Diewiß dort wird uns anführen und dem gnädigſten Herrn Kurfürſten die Anrede halten!“

Eine Anzahl der Gäſte war inzwiſchen aufgeſtanden und umringte den ſo ſeltſam Gerüſteten neugierig.

„Was bedeutet denn das eigentlich?“ fragte Holoduk, der ſich die gerüſtete Geſtalt mit verwunderter Aufmerkſamkeit angeſehen hatte, „der Mann ſieht ja aus als ob er von der Leibwache des Ziska wäre? Ich habe in meiner Jugend noch zu Zeiten alte Rüſtungen der Art geſehen!“

„Es iſt beinahe, wie Ihr ſagt, Hauptmann Holoduk“, antwortete ihm Wolodna. „Unter den vielerlei Veranſtaltungen zum Empfang des Herrn Kurfürſten iſt auch die, daß eine ganze Feldwacht in den Rüſtungen aus den Huſſitenzeiten am Reichsthor aufgeſtellt wird, die ihn mit dem Waffengruß aus alter Zeit empfangen ſoll.“ *)

Während Wolodna ſeinen Gefährten dieſe Erklärung gab, mußte der Wirth des Hauſes ſeinen andern Gäſten die Art ſeiner Waffen und Rüſtzeug näher zeigen und ihren Urſprung und Gebrauch erläutern. **) „Das war die Pickel-

---

*) Hiſtoriſch.

**) Hiſtoriſche Waffenſtücke, deren noch viele im prager Muſeum.

haube der Kuttenberger", ſagte er, indem er den Helm abnahm und zeigte. „Und das hier", er hob die lanzenähnliche Waffe empor, „war ein Teufelsinſtrument. Was meint Ihr zu dieſem Dreſchflegel?"

„Das iſt alſo einer von den berühmten Dreſchflegeln?" fragte Holoduk und griff nach der Waffe.

„Davon hat mir mein Großvater noch erzählt! Sein Großvater hatte mit dem Dreſchflegel bei Tabor einen brandenburgiſchen Oberſten vom Pferd gehauen. Auf einen Hieb ſprang der Helm in Stücke und beim zweiten ſtürzte der wankende Reiter, daß er kein Glied mehr regte. — Wetter und Teufel, das ſind aber auch Eiſenzähne hier!"

Die Waffe machte die Runde; ſie beſtand in einem hölzernen mit Eiſen beſchlagenen Schaft, etwa von Mannshöhe; oben war an leichten aber feſten Ketten und zugleich mit Riemen ein bewegliches, armlanges Holzſtück, genau wie beim Dreſchflegel befeſtigt, das nicht nur mit Eiſen beſchlagen war, ſondern ringsum eiſerne Spitzen, von etwa anderthalb Zoll Länge hatte. Durch die gewaltige Schwungkraft in dieſem beweglichen Theil, wenn der Schaft einen Hieb vollführte, wurden die ſtärkſten Rüſtungen zerſchmettert, und manchen Sieg dankten die Huſſiten dieſer furchtbaren Zerſtörungswaffe, welche der Feind nicht beſaß.

„Eine mörderiſche Waffe", ſagte einer der Gäſte, „die ſollte man wieder einführen!"

„Mit Vergunſt", wandte Holoduk ein. „Das war gut für den damaligen Krieg; für wilde Haufen; heut zu Tage iſt das Ding nicht mehr zu gebrauchen. Seit die Musketen und Karthaunen mitſpielen, iſt's aus mit den Dreſchflegeln."

„Nun", meinte einer der Bürger, „ihr habt doch noch Lanzen und breite Schwerter und Säbel!"

„Iſt ganz etwas Anderes, werther Herr", belehrte Holoduk, der ſich freute, hier mit einigem Anſehen als Kriegs- und Sachkundiger aufzutreten. „Das ſind Waffen, die in geſchloſſenen Reihen gebraucht werden können. Jetzt wird mit Ordnung gefochten. Es geht Alles im Ganzen, nicht wie jeder Einzelne Luſt hat. In Reih und Glied iſt die Lanze wirkſam, wenn's erſt zum Handgemenge kommt, aber nicht dieſer Dreſchflegel. Damit können nur einzelne Trupps und Leute kämpfen; mit dem Dreſchflegel muß man links und rechts hantieren können, da ſchlüge man in der Front mehr Nachbarn todt als Feinde!"

Ein murmelndes Lachen lief durch den Kreis.

„Allein das wundert mich", bemerkte wiederum Einer, indem er die Waffe genau betrachtete, „daß die Spitzen hier an dem Flegel ſo ſtumpf und ſo kurz ſind. Wenn ſie länger und recht ſcharf wären, müßten ſie doch noch ganz anders in Fleiſch und Bein dringen!"

„Das meine ich auch", pflichtete ein Anderer bei, „auch habe ich auf der Rüſtkammer im Hradſchin dergleichen geſehen, wo die Spitzen wol fingerlang waren und dabei ſcharf wie die Dolche!"

„Ganz recht, werther Herr", docirte Holoduk, der in die Mitte des Kreiſes getreten war, weiter, „das war die alte Art. So rückten die Kuttenberger anfänglich aus. Aber dies iſt die von Ziska verbeſſerte Gattung. Die alten fleiſchten, das iſt nicht zu leugnen, aber der Eiſenzahn ſaß feſt und der Mann konnte die Waffe nicht zurückziehen, da war er mit einem Hieb entwaffnet und fand oft den Tod. Dieſe Spitzen zerſchmettern, aber haften nicht, der Mann kann die Waffe raſch wieder heben; mit dieſen Dingern läßt ſich wahrhaft dreſchen, Schlag auf Schlag!"

Alle gaben durch beifälliges Murmeln zu erkennen, daß ſie die Richtigkeit der Erklärung einſahen.

„Ja“, fuhr Holoduk, der aus einem ganz fremden, kaum beachteten Gaſt durch dieſen Zufall für den Augenblick gewiſſermaßen der angeſehenſte geworden war, mit leuchtenden Blicken fort, „es war ein ganzer Kriegsmann dieſer Ziska! In kleinen Dingen und in großen; und ſo muß es ſein, denn von den kleinen Dingen hängt das Gelingen der großen oft ab im Felde. Eine gebrochene Achſe kann eine Schlacht verloren machen, drum muß man rechtzeitig nach den Achſen ſehen. Eine Waffe etwas kürzer oder länger gibt dem Soldaten den Vortheil über den Gegner oder ſtellt ihn in Nachtheil. Und ſteht jeder einzelne Mann im Nachtheil, ſo hat der Gegner die Oberhand in der ganzen Schlacht, im ganzen Kriege! Darum ſieht ein guter Feldhauptmann das Kleine und das Große an; das Kleine vorweg, bei rechter Zeit, denn das muß vorbereitet ſein, und läßt ſich nicht nachholen; das Große aber, wenn's trifft, da muß er die Augen offen haben; das kommt wie die Feuersbrunſt über Nacht, da muß er den Kopf oben halten, ob's auch drunter und drüber geht, und feſtſtehen wenn alles zittert und bebt! So war der Ziska auch. In der Schlacht ſah er nach allen Seiten zugleich mit ſeinem einen Auge; er ſpähte um wie ein Adler, und ſchoß auf den Raub wie ein Stoßvogel! Er wußte wann die Uhr ſchlug zum Anſturm; ein Augenblick zu früh, und die Schlacht iſt verloren! Er aber führte den Schlag wenn's Zeit war, und ſo ſaß denn der Hieb auch!“

Alle hörten geſpannt dem alten begeiſterten Kriegsmann zu. Jakob Steffeck hatte inzwiſchen auch noch einige andere Waffenſtücke hereinholen laſſen, die geprüft worden waren, und aus denen er Das zur Rüſtung ausgewählt hatte, was

er eben trug. Es waren Schilde, Helme und Angriffswaffen mancherlei Art. Alle Gäſte, auch die Frauen und Mädchen umſtanden die Merkwürdigkeiten. —

„Was iſt denn das für ein Inſtrument?“ fragte einer der Beſchauenden erſtaunt und nahm eine lange Waffe mit einem Spießſchaft, welche oben aber ſtatt in einer Spitze, mit einer Art von Ring endete, in die Hand. Das Ding ſieht ja aus wie ein Halseiſen!“

„Gebt einmal her!“ ſagte Holoduk.

Und bevor ſich's der prager Bürger verſah, rückte Holoduk mit dem eingelegten Spieß auf ihn an, drückte ihm denſelben feſt an die Halskrauſe, daß er einen Schritt zurücktaumelte, und — der Hals des Angegriffenen ſteckte in dem Ring und Holoduk hatte ihn in ſeiner Gewalt.

Der ganze Kreis brach in ein lautes Gelächter aus, wie der Gefangene halb beſtürzt, halb erzürnt hin- und hertaumelte. Dann fuhr er mit den Händen nach dem eiſernen Halsbande, das ihn wider Willen ſchmückte, und rief. „Was ſoll denn das? Das iſt ein ſchlechter Spaß!“

„Es war ein noch viel ſchlechterer Ernſt“, antwortete Holoduk; „wem das Eiſen um den Hals ſaß, dem ſaß bald der Hals nicht mehr auf dem Rumpf! Mit dieſem Eiſenring zog ein Knabe den ſtärkſten Reiter vom Pferde, denn die einſpringenden Spitzzacken hinten drückten ihn beim Anzug ins Genick, daß er herunter mußte, und die Stacheln von innerhalb faßten ihn von allen Seiten! Verſucht doch, ob Ihr einen Schritt rückwärts könnt, oder Euch gegenſtemmen, wenn ich feſthalte! Ihr müßt folgen und führte ich Euch in die Hölle!“ Dabei zog er an dem Fangſpieß und der gefangene Bürger mußte ihm nachgehen; er führte den vergeblich ſich Sträubenden zum Gelächter aller Anweſenden mit leichter Hand durch das ganze Gemach.

Dann trat er hinter ihn und löſte mit einem geübten Druck des Daumens die eingeſchnappten Fangzangen. „Seht ihr“, ſagte er, ſich lächelnd umſchauend, „das iſt auch ſo eine Erfindung vom Ziska! Damit hat er manchen Gefangenen gemacht!“

Alle beſichtigten jetzt erſt recht begierig den Mechanismus des gefährlichen Inſtruments, und Jeder überzeugte ſich, daß ein David damit einen Rieſen Goliath in ſeine Gewalt bekommen konnte.

Der Losgelaſſene athmete frei auf und machte, da ihm Holoduk ſogleich die Hand reichte, gute Miene zum böſen Spiel. Es war Derſelbe, welcher zuvor die erneuerte Anwendung der Dreſchflegel beim Gefecht gewünſcht hatte, er ſagte jetzt: „Kann man denn aber dieſe Beelzebub's-Kneifzange nicht jetzt auch mit Nutzen anwenden, um einen Koſacken oder Türken vom Roß zu bringen?“

„Nichts, nichts, werther Herr, jetzt würde ein Reiter Einem, der ihm ſo zu Leibe ginge, mit der Piſtole den Garaus machen, ehe ihm der Ring an die Halskrauſe ſtreifte. Das Feuergewehr hat alle dieſe Erfindungen todtgeſchoſſen!“ —

Die Gäſte ſetzten ſich jetzt zum größten Theil wieder, wenn auch noch einige, beſonders Frauen, den geharniſchten Krieger aus Ziska's Heer umſtanden und ſeine Waffen genau beſichtigten.

Wolodna wollte aufbrechen. —

„Ihr habt ja kaum ein halbes Stündchen mit uns zugebracht, alter theurer Freund“, ſagte der Pfarrer Chlodzek.

„Ich hatte es nicht länger in Abſicht, ich wollte nur einen Abendtrunk nehmen nach des Tages Mühen“, erwiderte Wolodna; „hätte ich gewußt, welche alten Freunde und Heimatgenoſſen ich hier treffen würde, ſo hätte ich mich

auf längere Zeit eingerichtet! „Nun ich denke, wir ſehen uns morgen und in folgenden Tagen mit Muße.“

„Was treibt Euch denn aber nach Haus?“ fragte Holoduk. Ihr ſeid doch“, ſagte er ſcherzend „keiner böſen Ehehälfte unterthänig, die da ſchmollt, wenn Ihr zu ſpät kommt?“

„Das nun eben nicht“, antwortete Wolodna, „aber ſo etwas von häuslichen Pflichten iſt doch dabei“, antwortete er ſehr heiter.

„Und das wäre“, fragte Chlodzek theilnehmend.

„Geſtern ſind es ſechs Wochen, daß meine Tochter Thereſe ein Knäblein geboren hat; ihr erſtes!“ ſagte Wolodna mit leuchtenden Augen.

„Wie? Die Thereſe?“ rief Holoduk freudig. „Unſer liebes, theures, heldenmüthiges Mädchen? Und Ihr ſeid Großvater, Wolodna?“

Er nickte freudig.

„Das iſt ein Segenszeichen des himmliſchen Vaters“, ſprach der Pfarrer. — „Er beſchenkt Euer Haus für die Zeiten des Friedens und ſchmückt es für die Tage der Häuslichkeit! Das ſoll uns Allen Gutes bedeuten!“

„Ja“, rief Czernig aus, „ſolche Hoffnungen theilt ein Hausvater wie ich. Der Friedensſtern möge leuchten über unſerm Dach!“

„Wie er leuchtete über dem Dach der Hirten, da der Herr geboren“, fiel Chlodzek ein.

Dieſe Worte bewegten Alle, die ringsum ſaßen; ſie erhoben die Gläſer zum leiſen wohltönenden Anklingen; auch Diewiß, Tharradel und Alle am Tiſch, die Wolodna kannten und nicht kannten; denn in Aller Herzen lebte der gleiche Wunſch: „Friede leuchte über unſeren Häuſern!“

Wolodna verabredete, ſich am nächſten Morgen mit den Freunden hier wieder zu treffen, und ging.

„Das iſt ein glückliches Zeichen“, ſprach der Pfarrer, als Wolodna aus der Thür war, „ich traue auf dieſes Pfand des Segens, das der Herr gegeben. Es iſt ein Friedenspfand. Es ſoll uns Allen eine Bürgſchaft ſein. — Dem Pfand all unſeres Dichtens und Trachtens“, ſprach er feierlich und erhob das Glas; Alle am Tiſch mit ihm.

Das waren die Hoffnungen dieſer Tage! — Anders waren die Erfüllungen!

Achtzehntes Capitel.

Der 31. October war der hohe Feſttag für Prag, an welchem ſein neuer König einziehen ſollte. Ein ſchöner Herbſttag. Der weiße Morgennebel, welcher in der Frühe das Moldauthal erfüllt hatte, ſenkte ſich wie die Sonne höher ſtieg und ließ zuerſt die Höhen aus leichten, duftigen Schleiern hervorſchimmern, bis ſie ſich ganz klar zeigten. Bald ragten die ſtolzen Thürme der Stadt mit ihren vielgezackten Spitzen frei in das reinſte Blau empor. Von ihren Zinnen ertönte das Geläut aller Glocken, als ob es aus dem Himmelsdom ſelbſt feierlich herniederſchalle. In der Altſtadt waren alle Gaſſen wie verödet, prangten aber dennoch im feſtlichen Schmuck. Aus den Fenſtern der Häuſer hingen Teppiche herab; Kränze, die das letzte Laub der Wälder in ihrer bunten Färbung hergegeben hatte, zogen ſich quer über die Straße. Doch nur alte Mütterchen, ſchwache Greiſe, bewachten die Häuſer. Sie ſaßen,

die allgemeine Freude aus den bejahrten Zügen widerſtrahlend, vor den Thüren; um ſie her ſpielten nur die kleinſten Kinder, die noch nicht mit hinaus konnten in das freudige Gedränge und Getümmel auf der andern Seite des Moldauſtroms. Denn dort, vom Hradſchin ab, wimmelte es auf Plätzen und Straßen, bis zum Reichsthor, von drängenden Volksmaſſen, die den Einzug des Königs erwarteten oder ihm entgegenſtrömten, hinaus nach dem Luſtwäldchen, dem Stern. —

Die bewaffnete prager Bürgerſchaft zu Fuß hatte ſich im Spalier aufgeſtellt, vom Schloß an, wo der Eingang zum großen Saal hinaufführt, bis zu der Abtei Strahow am Thor. Die berittene Bürgerſchaft von der Altſtadt, der Neuſtadt und der Kleinſeite ſollte dem Könige bis auf eine Meile vor die Stadt entgegenreiten und von dem Punkte der Begegnung denſelben bis zum Stern zurückgeleiten, wo die Stände ihn empfingen. — —

In einem Hauſe der Radnodomska-Ulice oder Rathhausſtraße, welches dem Ritter Friedrich von Biela gehörte, der ein naher Freund Thurn's und mit ihm zugleich Glaubensdefenſor vom Ritterſtande geweſen war, befanden ſich die Gräfin Eliſabeth Thurn, Thekla und Thereſe, um von dort aus dem Einzug zuzuſchauen. Denn da Graf Thurn ſelbſt beim Heere ſtand, das gerade in dieſen Tagen wieder nahe vor Wien rückte, hatte die Gräfin Eliſabeth es angemeſſen gefunden, ſich nicht mit den andern zum Hof gehörigen Damen auf dem Schloß zu verſammeln. Es lag in ihrem Wunſch, jetzt noch nicht als eine Bewohnerin Prags zu gelten, da ſie noch immer zu Karlsſtein weilte und nur zu dieſem Feſttage hereingekommen war; ſie betrachtete ſich halb und halb wie im Wittwenſtande und wollte öffentliches Erſcheinen nach Rang und

Würden, was überhaupt nicht in ihrem Sinn lag, ſolange als möglich vermeiden. Doch wollte ſie bei dem großen vaterländiſchen Ereigniß, das ihre ganze Seele beſchäftigte, nicht fehlen.

Von den Fenſtern des Hauſes ließ ſich die Straße gegen das Thor hin zwar nur eine kurze Strecke überſehen; man gewahrte alſo die Spitze des Zuges erſt, wenn er dicht heran war; doch folgen konnte ihm das Auge beinahe bis zum Schloß.

Jetzt hatten die Bewegungen noch die umgekehrte Richtung, indem die einzelnen, zur Einholung beſtimmten Abtheilungen ihren Weg nach dem Thore zu nahmen. Auch dieſe boten ein lebenvolles Schauſpiel dar. So weit das Auge reichte, ſtrömten die bunten Volksmaſſen an der langen Linie der aufgeſtellten bewaffneten Bürgerſchaft hinunter. In der Mitte der Gaſſen war ein Raum freigelaſſen für die Wagen- und Reiterabtheilungen. In funfzig prächtigen Carroſſen, die bald einzeln, bald in Gruppen die Straße hinunter nach dem Thore rollten, fuhren die Stände dem Könige entgegen. Dazwiſchen kamen einzelne Trupps der berittenen Bürgerſchaft, die draußen am Stern ihren Sammelplatz hatten. Großes Aufſehen und ein freudiges Murmeln des Staunens erregte die Schaar von Männern in den Rüſtungen aus der Huſſitenzeit. Zu einem dichten Trupp geſchloſſen, zog ſie gleichförmigen, ſchwer dröhnenden Schrittes in den düſtren Rüſtungen mit den mächtigen Eiſenhelmen dahin. Die furchtbaren Dreſchflegel trugen die Männer hoch im Arm. Es waren die angeſehenſten Bürger Prags unter dieſen zum Scherz gewaffneten Streitern. Allein man hatte zugleich die kraftvollſten ausſuchen müſſen, da Niemand mehr darauf geübt war, ſo ſchwere Kriegsrüſtungen zu tragen und ſich darin zu bewegen. Sie

fanden ihren Platz hart am Thor, innerhalb deſſelben. Die Feſtordnung hatte den Sinn, daß Vertreter derjenigen großen Zeit Böhmens, aus der ſich die Glaubensrichtung geboren hatte für die es jetzt kämpfte, die erſten ſein ſollten, welche den König innerhalb der Mauern begrüßten. Denn in dieſer Hauptſtadt war zuerſt das Licht entzündet, das jetzt Allen leuchtete. Die huſſitiſchen Streiter erſchienen daher als Abgeſandte früherer Jahrhunderte, um dem einziehenden Herrſcher Dank darzubringen, daß er die heiligen Güter beſchützen wolle, für die ſie ihr Blut geopfert hatten.

Dieſe Schaar der ſo eigenthümlich und ſchwer Bewaffneten miſchte dem feſtlichen Anblick einen eigenen düſtern Zug ein. Thekla, die mit einem von ſüßen und heiligen Gefühlen und verſchwiegenen Hoffnungen erfüllten Herzen in die feſtliche Bewegung hinabſchaute, wandte ſich, als ſie vorüberzog, zu ihrer Mutter und ſagte: „Dieſe eiſernen Männer haben etwas Schauerliches für mich!“

„Sie erinnern uns daran“, antwortete Eliſabeth, „daß trotz dieſes heitren Feſtgewandes die Zeit eine ſehr ernſte iſt!“

Thereſe folgte mit ihrem dunklen Auge der Schaar; ihre Züge drückten überhaupt mehr Ernſt als Freude aus.

„Es macht mir Grauen“, wandte ſich Thekla zu ihr, „daß man ſich mit ſo fürchterlichen Waffen bekämpfte. Mir ſtehen die entſetzlich Zerſchmetterten vor Augen, die von dieſen Eiſenkeulen getroffen wurden!“

„Ihr Glaube war“, antwortete Thereſe, „wir müſſen mit Blut die Flammen des Scheiterhaufens löſchen, in denen unſer Märtyrer Huß ſtarb — Hätten die Glaubensverfolger nicht zuerſt das reine fromme Wort der

Lehre mit Feuer zu vertilgen geſucht, ſo hätten unſere Väter es nicht mit Blut vertheidigen müſſen!“

„Wie traurig und wie unbegreiflich“, ſagte Eliſabeth, „daß die ſanfteſte Lehre, das heilige Wort der Liebe, zur Entflammung ſolcher Wildheit, ſolchen Haſſes, ſolcher Grauſamkeit führen kann!“

Sie ſprach dieſe Worte leiſe, da außer ihnen noch Viele, beſonders edle böhmiſche Frauen ſich in dem Zimmer und der anſtoßenden Reihe von Gemächern befanden, welche von hier aus den Zug ſehen wollten. Das Geſpräch wurde überdies unterbrochen durch den eintretenden Wirth des Hauſes ſelbſt, des Ritters Friedrich von Biela. Er war in feſtlicher Kleidung und kam, wie er ſagte, um Abſchied zu nehmen von den Gäſten, indem auch er jetzt hinausfahren mußte, um mit den übrigen Mitgliedern der Stände beim Empfang im Stern zu ſein.

„Ich ſprach ſoeben“, wendete er ſich erzählend zu den Anweſenden, „den Grafen Andreas Schlick; er hat mir das Genauere von dem Empfang unſeres jungen Königs zu Waldſaſſen erzählt. Alles iſt entzückt von ſeiner Leutſeligkeit und von der holden Freundlichkeit der Königin!“

„Ich habe ſchon viel davon gehört“, nahm die Gräfin Thurn erwidernd das Wort.

„Pracht und Herzlichkeit“, fuhr Biela fort, „waren, was ſo ſelten iſt, dort innig verſchwiſtert. Die Schilderung hat mich mit freudiger Rührung ergriffen. Graf Schlick ſelbſt war noch ganz erfüllt von dem Erlebten. — Von Eger zogen die Abgeſandten mit dreihundert Pferden aus.*) Das Auserleſenſte von edlen Roſſen und prächtiger Ausſchmückung, was man ſeit Menſchengedenken geſehen.

---

*) Hiſtoriſch.

Von dort begaben ſich die Abgeordneten in zwanzig Carroſſen nach Waldſaſſen. Sie hatten Schlick zum Sprecher gewählt, wiewol die ausgezeichnetſten, tapferſten und gelehrteſten Männer ſich in der Geſandtſchaft befanden.“

„Graf Schlick vereint alle dieſe Eigenſchaften“, bemerkte die Gräfin.

„Wenzel von Rupa“, fuhr Biela fort, „Procop Dworſchetzki von Olbramowitz, Gottlieb Berka von der Daub, waren für Böhmen mit; für Mähren Barthold Bohobud von der Leip und Zſcherka Olbramowitz; für Schleſien Graf Ulrich Schafgotſch, für die Oberlauſitz der hochgelahrte Doctor Ambroſius Hadermer und noch viele Andere!“

„Wahrlich“, entgegnete Eliſabeth, „ein Verein von Männern der höchſten Auszeichnung!“ —

„Der Kurfürſt hat ſie aber auch als ſolche empfangen“, nahm Biela wieder mit freudigen Blicken das Wort. — „Graf Schlick hat ihm die Anrede gehalten und darin die Lage unſeres Landes dargeſtellt. Er ſagte mir ſelbſt, er habe ſo ernſt und doch mit ſolcher Wärme geſprochen, wie zu einem Freunde, ſo wohl ſei ihm ums Herz geworden, als er in das theilnehmende Angeſicht des jungen Fürſten geſchaut.“

„Und wie wohlbedacht, tapfer und freudig hat er die Worte des Grafen erwidert“, ſprach eine andere kräftige Stimme unvermuthet einfallend. Es war Olbramowitz ſelbſt, der eben eingetreten war und Biela abholen wollte, um mit ihm zuſammen hinauszufahren.

„O willkommen, theuerſter Freund“, empfing ihn die Gräfin mit frohem Ausruf, „wie lange habe ich Euch nicht geſehen!“

„Mit Thurn war ich deſto häufiger zuſammen“, antwortete er, Eliſabeth mit warmem Händedruck begrüßend. „Ich wäre auch jetzt gern bei ihm“, fuhr er in ſeiner kräftig derben Weiſe fort; „denn er braucht ſeinen Degen wieder ſo wacker wie im Frühjahr. Doch hier gibt es auch Fülle der Arbeit, und was wir dort in Waldſaſſen gethan, wovon hier eben geſprochen wurde, das war freudiges Werk!“

„Ihr habt ſelbſt geſehen und gehört, Dworſchetzki“, ſagte Biela, „ſo könnt Ihr uns recht lebendig berichten!“

„Ich wollte, Ihr Alle wäret zugegen geweſen! Ja, Schlick hat ernſt und wahr geſprochen, dem Kurfürſten das Loos Böhmens beweglich ans Herz gelegt. Aber die Antwort des jungen, edelbegeiſterten Herrn drang uns Allen wie Sonnenſtrahl ins Herz. Er iſt voll freudigen Muthes, voll friſcher Zuverſicht! Seine Worte waren uns ein Labetrunk!“

„Hat nicht auch die Kurfürſtin ihre Geſinnungen ausgedrückt“, fragte die Gräfin Thurn.

„Nachdem wir den durchlauchtigſten Herrn begrüßt, begaben wir uns zu der Frau Kurfürſtin“, antwortete Dworſchetzki. „Wenzel von Rupa hielt die Anrede in franzöſiſcher Sprache; die Kurfürſtin erwiderte ebenſo. Was Beide ſagten konnte ich zwar nicht verſtehen, denn geläufig ſpreche ich nur mein gutes Böhmiſch, ein wenig deutſch und ein leidliches Wort Latein; damit iſt meine Gelehrſamkeit zu Ende; allein ſehen konnte ich doch, wie die Kurfürſtin ſprach und den Ton ihrer Stimme hören. Sie war ſo freundlich wie der Mai und hat eine Stimme wie eine Nachtigall! Das iſt ein Herrſcherpaar! Mein Herz und mein Leben für Beide! Im Nothfall

wollte ich auch ſelbſt das Schwert für ſie führen!“ Die Augen leuchteten dem entſchloſſenen Mann, indem er ſprach.

„Alle können nicht genug erzählen“, ſagte die Gräfin, „von der liebreichen Huld des hohen Paares!“

„Eins aber hätte ich ihnen gern erlaſſen!“ fuhr Olbramowitz im Tone ſcherzenden Spottes fort. „Einen geiſtlichen Herrn da, Stultus oder Scultus wie er heißt.“

„Scultetus“, fiel Biela lächelnd ein. „Abraham Schulz, auf deutſch.“

„Meinethalben alſo Schulzetus oder Scultetus; den hätte er im Neckar laſſen mögen!“

„Ei, ei“, hob die Gräfin lächelnd den Finger, „das iſt kein ſehr chriſtlicher Wunſch und gegen einen geiſtlichen Herrn zumal!“

„So übermäßig chriſtlich“, ſprach Olbramowitz jetzt ernſter, „kam mir der Herr Hofpaſtor auch nicht vor. Er predigte aus dem zwanzigſten Pſalm*); wider den Text habe ich nichts, er war gut gewählt. «Der Herr gebe dir, was dein Herz begehrt, und erfülle alle deine Anſchläge.» — Und weiter: «Nun merke ich, daß der Herr ſeinem Geſalbten hilft und erhört ihn in ſeinem Himmel.» Und zum dritten: «Jene verlaſſen ſich auf Wagen und Roſſe, wir aber denken an den Namen des Herrn, unſeres Gottes.»“

„Ein ſchöner Text“, ſprachen Thekla und Thereſe, die ſich bisher tief ſchweigend gehalten, wie mit Einem Worte.

„Gewiß“, pflichtete Olbramowitz bei; „allein der gelehrte Herr gerieth dabei in Eifer gleich einem Bilderſtürmer.

---

*) Hiſtoriſch.

gegen Heilige und Heiligenbilder. Das gehörte nicht dahin. Ueberhaupt, es war mir zu arg. Ich bin kein Papiſt; ich nehme das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, mit vollem Glauben und von ganzem Herzen, und bete die Heiligen nicht an. Aber deswegen verehre ich ſie doch, da ſie fromm gewandelt ſind und gelitten haben, und Märtyrer geworden ſind für die Kirche. Wenn ich ſie nicht anbete, ſoll ich ſie denn deshalb ſchmähen?“

„That er das?“ fragte Biela.

„Und wie! — Was ſollte das heißen? Er wird uns doch ihre Bilder und Bildſäulen nicht aus den Kirchen nehmen wollen? Und was hatte er davon zu reden bei dieſem feierlichen Anlaß und bei dieſem Bibeltext? Das gefiel mir nicht, ganz und gar nicht!“ Er ſchüttelte den Kopf.

„Endete die Feierlichkeit mit dem Gottesdienſt?“ fragte die Gräfin.

„Wir waren nachmals noch Alle zur Tafel bei dem Herrn Kurfürſten ....“

Schmetternder Trompetenklang ſchnitt ihm das Wort ab.

„Da rücken ſchon die Kunſttrompeter und Pauker hinaus“, ſagte Biela mit einem Blick durchs Fenſter. „Jetzt, Freund, wird es hohe Zeit auch für uns; wir kommen ſonſt mit dem Wagen hinter dieſe, und könnten am Ende nicht durchs Gedränge.“

Sie grüßten Beide und eilten hinaus, um ſich in die ſchon im Hofe haltende Staatskutſche zu ſetzen. Die in den Gemächern Anweſenden, welche, um die Erzählung von dem Empfange in Waldſaſſen zu hören, der fünf Tage zuvor dort ſtattgefunden, ihre Plätze verlaſſen und die Berichtenden umſtanden hatten, kehrten jetzt wieder zu ihren Sitzen zurück.

Eine Stunde etwa verging in Erwartung und Geſpräch. Da trat Wolodna ein. Er hatte den ganzen Vormittag auf der Gaſſe zugebracht und war bis zum Stern hinaus geweſen. Er fragte die Gräfin, ob er ihr einen jungen Mann heraufführen dürfe, welcher alle Perſonen am pfälziſchen Hofe, und überhaupt Alle, die am Zuge theilnehmen würden, genau kenne, auch von den jüngſt getroffenen Einrichtungen ganz genau unterrichtet ſei. Es war ein in der Kanzlei des Raths Camerarius angeſtellter junger Menſch, Namens Volkmar, den Wolodna zufällig auf ſeinem Wege getroffen hatte. Da der Kurfürſt von Waldſaſſen aus nur ganz kurze Tagereiſen machte und am Einzugstage nur von Schlan kam, war ein Theil ſeiner Umgebungen ſchon ſeit zwei Tagen in Prag. Dazu gehörte ein Theil des Kanzleiperſonals, bei welchem der junge Volkmar ſich befand; er hatte den Auftrag gehabt, die Schreibſtube dafür in Prag einzurichten und die mitgebrachten Actenſtücke dort zu ordnen. Bei dieſer Gelegenheit waren ihm auch die ſämmtlichen für den Einzug, ſowol von Seiten der Böhmen als von Seiten des Kurfürſten getroffenen ſchriftlichen Anordnungen zugekommen, ſodaß er darin genau Beſcheid wußte.

Das Erbieten war daher den Frauen ſehr willkommen. Wolodna holte den jungen Mann herauf; die Gräfin Eliſabeth empfing ihn nach ihrer milden Weiſe ſehr freundlich. Doch machten die Vornehmheit der Damen, der Glanz der Umgebung, ſein Fremdſein in der prachtvollen Stadt, ſelbſt die abweichende Mundart, in der er ſprach, ihn anfangs ſo ſchüchtern, daß er kaum ein Wort hervorzubringen wußte und bei jeder Anfrage hoch erröthete. Eliſabeth hatte ihm indeſſen bald freundlich über dieſe Verlegenheit hinweggeholfen, und er gab ihr nunmehr vielfache Auskunft auf

ihre Fragen über die Perſonen in der Umgebung des Kurfürſten, über die Stellung, die ſie in dem Hofhalt hatten, und Aehnliches mehr.

Wolodna ſchilderte dazwiſchen die Vorkehrungen, die zum Empfange vor den Thoren getroffen waren. Er beſchrieb das mit Laub und Blumengewinden rings umſponnene Rund im Gehölz des Stern, wo die prächtigen Zelte aufgeſchlagen waren, mit Fahnen und Wappen geſchmückt; die für zweihundert Gäſte gedeckten Tafeln in und vor den Zelten auf freiem Grün des Raſens und Anderes.

„Iſt die Volksmenge auch dort ſehr zahlreich?“ fragte Eliſabeth.

„O gnädigſte Gräfin“, antwortete Wolodna, „es iſt als ob ganz Böhmen ſich draußen verſammelt hätte. Kopf an Kopf umdrängen ſie das Rund. Zu Tauſenden ſind ſie im Gehölz zerſtreut. Viele haben Feuer angezündet, daß der ganze Stern einem großen Luſtlager gleichſieht. Es wird überall geſchmauſt, getrunken. Das Land iſt ja ſo glückſelig, daß von nun an Frieden, Ruhe und Sicherheit herrſchen ſoll, unter dem Schutz und der Liebe des neuen Herrn! Alles erzählt davon, wie er auf ſeiner ganzen Reiſe durchs Land, in allen Städten und Dörfern, zumal wo er genächtigt hat, zu Falkenow, Saatz, Laun, Schlan, von den Bewohnern umdrängt geweſen und mit Thränen der Freude begrüßt worden iſt.*) Wie ſollte es hier anders ſein? — Vom Stern bis zum Kloſter Strahow iſt die ganze Straße mit einem bunten Strom von Menſchen bedeckt; auf allen Höhen ſind ſie in dichten Schaaren verſammelt und ſpähen aus in die Ferne, ob ſich der Reiſezug noch nicht nähert. Sie haben Blumen und

*) Hiſtoriſch.

grüne Zweige geſtreut, ſo viel der entblätterte Wald noch hat hergeben wollen, weit über das Kloſter von St.-Margarethen hinaus, bis zum Rande des Weißen Berges. Dort hält die erſte Abtheilung der berittenen Bürgerſchaft, und viele Tauſende von Männern, Frauen und Kindern ſind rings gelagert, weil ſie von dort aus die Straße, auf der der König hereinkommt, am weiteſten überſehen können. Viele Meilen weit in der Runde iſt das Landvolk aus allen Dörfern zuſammengeſtrömt!“

„Welch ein erhebendes, rührendes Schauſpiel, ein ſo gutes, ſo treues Volk in der Freude ſeiner Hoffnungen!“ ſagte Eliſabeth und eine Thräne glänzte in ihrem ſanften Auge. — Thereſe legte bewegt den Arm um den Nacken des erzählenden Vaters und lehnte das Haupt an ſeine Schulter.

„Am Reichsthor iſt eine hohe Ehrenpforte von grünen Tannenzweigen erbaut“, fuhr dieſer fort; „auf ihren Gipfeln flattern die pfälziſchen und böhmiſchen Fahnen, und am Thore ſind die Wappen beider Länder aufgerichtet, auch mit Fahnen rings umſtellt, die pfälziſchen weiß und blau, die böhmiſchen weiß und roth. Unſer weißer Löwe leuchtet ſtolz weithin aus dem rothen Felde hervor!“

„Es iſt ja auch ein Tag“, antwortete die Gräfin, „auf den Böhmen ſtolz ſein muß, und er wird ebenſo weithin glänzen in der Geſchichte des Vaterlandes!“

Ein Kanonenſchuß, der mit mächtigem Schall die Lüfte theilte, zog die Aufmerkſamkeit wieder der Straße zu. Alles gerieth dort in erhöhte Bewegung, die bewaffneten Bürger im Spalier richteten ſich.

„Das iſt das Zeichen, daß der König vom Stern aufbricht“, ſagte Wolodna, „in einer Stunde iſt er hier! Dieſer Schuß iſt am Strahowthore gelöſt worden; weiter

geſchieht keiner, weil die Frau Kurfürſtin es nicht vertragen kann.“ *)

Die Volksmaſſen auf der Gaſſe drängten jetzt dem Thore zu. In der Mitte der Straße wurde es ganz frei, weil jetzt die Ordnung ſtrenger aufrecht erhalten werden mußte.

Eine feierliche Stille folgte plötzlich dem unruhigen Brauſen, das zuvor in der Menge herrſchte, und erhob die Bruſt. Im Tiefſten wurde jedes Herz bewegt, als jetzt das hehre Glockengeläute von allen Thürmen Prags herabklang. Es bezeichnete den Augenblick, wo der neue Beherrſcher Böhmens in das Thor ſeiner Hauptſtadt einritt; der erhabene Gruß der Frömmigkeit und des Friedens ſollte ihn empfangen. Von dem zackig emporragenden Thurme der Schloßkirche ertönte der erſte feierliche Klang der tiefen Glocken; alsbald ſtimmten die ehernen Zungen fern und nahe ein, von diesſeit und jenſeit des Stromes, und alle Lüfte wurden durchſchwebt von den Klängen, die das menſchliche Herz ſo tief bewegen, deren Schall die heiligſten Erinnerungen weckt, die erhebendſten Stimmungen in der Seele erneuert! Es war als müſſe in dieſem Augenblick die ganze Volksmaſſe auf die Knie ſinken, im Dankgefühl gegen den Allgütigen.

Die feierliche Stille konnte nur wenige Secunden dauern; ſie wurde zuerſt aus der Ferne unterbrochen, weil man den jubelnden Ruf vom Thore her vernahm, mit welchem der einziehende Herrſcher vom Volke begrüßt wurde. Näher und näher ſchwoll der Jubel heran. Jetzt hörte man auch ſchon den Schall der Zinken, Trompeten und Pauken, die den Zug eröffneten; man erblickte die über der Volksmenge

---

*) Hiſtoriſch.

wehenden Fähnlein der erſten Reiter; die ſchwarze Maſſe wurde dichter und dichter, wälzte ſich näher und näher; in den Fenſtern wurde es lebendiger, Kopf an Kopf drängte ſich, die Tücher wehten; lauter Ruf erfüllte die Lüfte, übertönte die Glocken. Kein Auge hielt den Strom der freudigen Thränen zurück!

Die reiſige Bürgerſchaft aus den drei Städten, der alten und neuen Stadt Prag und der Kleinſeite, ritt hinter dem Corps der Muſik, an der Spitze des Zuges; lauter ſtattliche Männer und ſtattliche Roſſe. Sie trugen ſchwarze Leibröcke mit Gold verbrämt, breite Wehrgehenke und die Führer weiße und rothe breite Schärpen von der Schulter bis zur Hüfte. Viele grüßten freundlich nach den Fenſtern auf beiden Seiten, weil ſie die herabſchauenden Frauen erkannten. Dieſem Reiterzuge folgte eine Abtheilung zu Fuß.

„Sind das pfälzer Leute?“ fragte Wolodna, zu Volkmar gewandt, da er die fremdartigen Trachten und Waffen ſah.

„Es iſt die Leibgarde zu Fuß des Kurfürſten“, antwortete dieſer. „Der Führer mit dem Helmbuſch von weißen und kleinen Federn iſt der Hauptmann von Wonßheimb.— Dort kommt der Fürſt Chriſtian von Anhalt!“ rief er lebhaft und zeigte nach einem ſtattlichen Reiter auf prächtigem Rappen, der eben ſichtbar wurde.

Bei dieſem Namen ſchreckte Thekla freudig zuſammen und ein hohes Erröthen überflog ihre Wangen; doch als ſie den Blick dahin wandte, ſah ſie ſich getäuſcht, denn es war der Vater, der Statthalter des Kurfürſten zu Amberg und ſein und der proteſtantiſchen Unionsfürſten oberſter Feldherr. Er ſaß ſtolz zu Pferd; die reiferen Jahre hatten ihm noch nichts von ſeiner Ritterlichkeit genommen. Den Degen ſenkend und das Haupt halb vorbeugend, grüßte er freundlich und ruhig zur Linken und zur Rechten, wäh-

rend er ſeinen andaluſiſchen feurigen Hengſt in den kurzen Galoppſprüngen feſt zuſammenhielt.

„Der Fürſt hat ſich wenig verändert ſeit den vielen Jahren, wo ich ihn nicht geſehen“, ſagte die Gräfin, halb zu Volkmar zurückgewendet; „nur Haar und Bart ſind etwas ergraut. — Sind das Pagen, die hinter dem Fürſten reiten?“ fragte ſie und deutete auf einen Trupp von ſechs junger Leuten, in blau und weißem Sammet gekleidet, die Zuge folgten.

„Es ſind die Leibedelknaben Sr. kurfürſtlichen Durchlaucht“, antwortete Volkmar, „und von den beiden Rittern hinter ihnen iſt der rechts der Oberhofmarſchall Pleickart von Helmſtädt, auch Oberſt und Ritter und Vicedom zu Neuſtadt in der untern Pfalz.“

„Und wer iſt Der, welcher ihm zur linken Seite reitet?“ fragte Eliſabeth.

„Ich kenne ihn nicht von Perſon; doch nach der Anordnung des Feſtzuges muß es der fürſtlich anhaltiſche Hofmeiſter Burghardt von Erlach ſein.“

Hinter den beiden Herren folgte die Leibgarde des Kurfürſten zu Pferd, geführt von dem Rittmeiſter Puland zu Schmalendorf, wie Volkmar auf Anfrage der Gräfin erklärte. Zugleich machte er dieſelbe auf den darauf folgenden Reiter, der in äußerſt prächtiger Kleidung auf einem herrlichen engliſchen Pferde von hellbrauner Farbe ritt, aufmerkſam: „Es iſt Sr. kurfürſtlichen Gnaden Großhofmeiſter, der Graf Johann Albrecht zu Solms.“

Jetzt erhöhte ſich die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer, denn nunmehr folgten im langen Zuge die böhmiſchen Directoren des Herrenſtandes. Hier war Keiner, den die Gräfin und Thekla und ſelbſt auch Thereſe nicht gekannt hätten. Faſt an jeden Einzelnen knüpfte ſie nähere Theilnahme. Die Män-

ner, welche ſeit Jahr und Tag die Verwaltung des Landes unter ſo ſchwerer Verantwortlichkeit und Sorge übernommen und nur ernſte Züge, tiefgefurchte Stirnen gezeigt hatten, blickten heut freudig umher, und grüßten hinauf zu den Frauen, das Antlitz voll ſtrahlenden Glücks.

Wiederum kamen mehrere glänzende Ritter zu Pferde; zunächſt Herzog Friedrich Magnus zu Würtemberg und der ſchleſiſche Herzog zu Münzenberg, die ſich der Sache Friedrich's eng angeſchloſſen hatten. Ein Dritter war etwas hinter ihnen und durch ſie gedeckt; doch ſah man, daß ſein muthiges Pferd einige wilde Sprünge machte und endlich ſteil aufbäumte, ſodaß dem Reiter die Gefahr drohte, ſich mit dem Roß zu überſchlagen. In dieſem Augenblick wurde er durch das Vorbeireiten der Andern völlig ſichtbar.

„Gott! der Prinz Chriſtian!“ rief Thekla erblaſſend, mit unterdrückter Stimme, und bebte zurück. Doch ſchon hatte das Pferd ſich unter dem ſichern Reiter, der ihm den Hals ſtreichelte, wieder geſenkt, und mit der Gefahr wich die Leichenbläſſe von Thekla's Wangen und ſie überhauchten ſich mit dem dunkelſten Purpur. Nur der Blick der Mutter ſah durch dieſes Wechſelſpiel der Farben bis tief in ihr Herz.

Volkmar ſagte arglos auf ihren Ausruf: „Ganz recht, es iſt der junge Prinz Chriſtian von Anhalt!“

Thekla ſcheute ſich zu dem Prinzen hinzublicken, und doch zog es ſie unwiderſtehlich dazu. Eliſabeth ſagte, ihr mit feinem Sinn über die Beklemmung hinweghelfend, freundlich: „Sieh, der Prinz reitet Heinrich's Pferd!“

Jetzt hatte auch der Prinz Chriſtian die Gräfin und Thekla erkannt. Ein Glanz der Freude, als werde er von einer Sonne angeſtrahlt, überflog ſein Angeſicht. Er mußte ſich zuſammenfaſſen, um einen Ausruf zu unterdrücken.

Aber mit dem ganzen Glück der Ueberraſchung und dem warmen Freudengefühl der Jugend grüßte er hinauf und ſenkte dreimal ſeinen Degen vor den Frauen.

„Einen ſo trefflichen jungen Herrn, ſo muthig und ritterlich wie den Prinzen Chriſtian gibt es nicht mehr in der ganzen Welt“, ſagte Volkmar. Er ahnte nicht, mit welchem unſchätzbaren Geſchenk er Thekla durch dieſes Wort beglückte! Ihr Herz jauchzte innerlich und ihr Auge blitzte in einer Thräne. Würden im Leben nur ſo glückſelige geweint!

Die Aufmerkſamkeit des Volks wandte ſich jetzt auf einen reichgekleideten Ritter und deſſen Roß, der zunächſt im Zuge folgte. Das edle, aber fremdartige Thier hatte ſo wundervolle Mähnen, daß ſie auf beiden Seiten bis faſt zur Erde reichten. Alles blickte den noch ganz jungen, fröhlich keck umherblickenden Reiter an.

„Das iſt der Herzog Ludwig Philipp, der Pfalzgraf, Bruder Sr. Hoheit des Kurfürſten“, erklärte Volkmar der ihn fragend anblickenden Gräfin.

„Der Bruder unſeres Königs!“ ſagte ſie mit dem Ausdruck der Theilnahme.

Der Jubel, welcher unmittelbar dem kurfürſtlichen Paare galt, das Wehen der Tücher aus den Fenſtern, war immer näher und näher gerückt. Jetzt ſtieg ein lauter Ausbruch der Freude ringsum in die Lüfte. Der Kurfürſt wurde ſichtbar! Alle Hüte- und Baretts wurden geſchwenkt; das Volk drängte ſo herbei, daß faſt das Spalier der bewaffneten Bürger durchbrochen wurde. Auf einem ſchneeweißen Schimmel mit goldener Zäumung, hellblauer, ſilbergeränderter Schabracke, ritt der fürſtliche Herr, in edler, freier Haltung. Freude und Güte ſtrahlte von ſeinem Antlitz; er grüßte ringsumher, den Gruß mit dem Wink der Hand begleitend. Der Jubelruf: „Es lebe Friedrich der Fünfte!

Es lebe der Kurfürſt! Es lebe der König!“ erſcholl in unendlicher Wiederholung.

„Er reitet ganz allein“, bemerkte Thekla; „das iſt gut, ſo kann er mit Niemand verwechſelt werden.“

Eine ziemliche Strecke hinter ihm erſt folgte eine Anzahl Trabanten und Lakaien zu Pferde, mit abgenommenen Hüten. Nach dieſen kam die Kurfürſtin in einer Prachtcarroſſe, mit acht Schimmeln beſpannt, welche abwechſelnd blaue oder rothe Decken mit Silber, um die pfälziſchen oder böhmiſchen Farben zu bezeichnen, trugen. Die Kutſcher und Lakaien hatten violette Sammetröcke, mit Gold und Silber geſtickt. Das Angeſicht der Fürſtin, welches man zwiſchen den innern und äußern Vorhängen des Wagens, die gleichfalls von Gold- und Silberſtickereien blitzten, wahrnahm, zeigte den lieblichſten Ausdruck. Sie lächelte mit roſigem Munde; ihr ſchönes blaues Auge glich einem Spiegel des Frühlingshimmels. Das goldige Blond ihrer Locken umwallte den weißen Nacken; um die Stirn wand ſich ein leichter Bund von blauer Seide, mit Perlen geſtickt und mit leuchtenden Juwelen beſetzt, in der Form zwiſchen Diadem und Krone. Das hellblaue Sammetkleid war mit weißem Hermelinpelz verbrämt und mit Silber geſtickt. Sie glich einer Schönheit aus den Feenmärchen in ihrer holdſeligen Anmuth und dem Zauber der reichen Tracht.

Als man ſie zuerſt gewahrte, trat ein Augenblick verehrender, beklommener Stille ein; Alles blickte ſie mit Rührung an. Dann aber brach der Jubel mit verdoppelter Gewalt aus. Die Herzen jauchzten mit! Es war ein beſeligender Rauſch der Freude! — O daß ihr nie, nie davon erwacht wäret! — —

Alle Glocken hallten jetzt von dem Thurm der Schloß-

kirche. Auf dem höchſten Knopf derſelben ſtand ein Mann in blau und weißer Kleidung, der eine Fahne von gleichen Farben ſchwenkte; rechts unter ihm noch einer; zur linken Seite ein dritter, der die Heerpauke ſchlug. *) Unter dieſen weitſchallenden Lauten der Freude zog der neuerwählte König ein in das Schloß der alten Beherrſcher Böhmens, — in die Burg, wo die Kaiſer Rudolf und Mathias gewohnt hatten, die Ohme und Vorgänger Ferdinand's des Zweiten auf dem Throne, von welchem Friedrich ihn ſtürzen wollte!

Das Haus hatte er nun in Beſitz genommen, aus dem der Erbe vertrieben war, — doch den Thron hatte er noch nicht beſtiegen, der goldene Reif berührte noch nicht ſeine Stirn! Einen Schritt nur ſtand er jetzt von der Stelle, wo keine Rückkehr mehr möglich war! Er ſelbſt drängte ſein Verhängniß zur Erfüllung! Dieſer letzte Schritt führte zum Gipfel, — aber des Gipfels Nachbar iſt der Abgrund!

Neunzehntes Capitel.

Vier Tage nachdem Friedrich und ſeine Gemahlin als kurfürſtliches Paar eingezogen waren, erfolgte in der Domkirche Prags am vierten November die Krönung des Kurfürſten zum Könige. Pracht, Glanz und Feierlichkeit herrſchten im höchſten Maße bei dieſem Feſte. Die Zugänge vom Schloß zur Kirche waren von beiden Seiten mit Spa-

*) Hiſtoriſch, wie alle Einzelheiten des Feſtzugs.

lieren der Leibgarde beſetzt. Eine unabſehbare Volksmaſſe hatte ſich hinzugedrängt und bedeckte den ganzen Hradſchin und die nächſten Straßen und Plätze. Doch nur Wenigen war es vergönnt, ſo nahe zu dringen, daß ſie den Feſtzug ſehen konnten, in dem der König ſich, geleitet von allen Ständemitgliedern, aus dem Schloſſe in den Dom begab. In dieſem ſelbſt erdrückte ſich die Menſchenmenge beinahe. Für die Stände, die Geiſtlichen, die hohen Beamten des Hofes, des Landes, der Stadt, waren beſondere Sitze vorbehalten. Die Königin und die Damen des Hofes hatten ihre Plätze auf den ſtufenweis aufſteigenden Sitzen der Chöre zunächſt dem Hochaltar. Dieſe Verſammlung der reichſten und edelſten Frauen gewährte einen wundervollen Anblick. Alles funkelte von den koſtbarſten Stoffen, Stickereien, Perlen und Edelſteinen. Die ehrwürdigen Wölbungen des ſäulengetragenen Baues, die hohen Bogenfenſter mit den Glasmalereien im brennendſten Farbenſpiel, die Kronleuchter mit Hunderten von Kerzen, welche an langen Seilen von den Kreuzwölbungen herabhingen, das blendende Lichtmeer am Hochaltar, der Reichthum der Ausſchmückungen, von denen das Schiff und alle Kapellen funkelten, die gedrängte Menge des Volks, der Glanz der geſchmückten Frauen, die Pracht der Kleidung und Waffen, welche die Ritter und vornehmen Bürger zur Schau trugen, dies Alles erzeugte einen überwältigenden Anblick erhabenen Ernſtes und königlicher Pracht. Es miſchte ſich feierliche Erhebung der Seele mit der Betäubung ſchwelgeriſchen Sinnengenuſſes.

Thereſe, ihr Vater und ihre Freunde aus Kloſtergrab, der Pfarrer Chlodzek, Czernig und der alte Hauptmann Holoduk hatten in dem Schiff ſo wohlgelegene Plätze erhalten, daß ſie die ganze Kirche über-

ſehen konnten und den Vorgängen am Altar ganz nahe waren.

Die verſammelte Menge harrte ehrfurchtsvoll dem Beginn der Feierlichkeit. Nur ein leiſes Murmeln und Flüſtern lief durch die weiten Räume, denn die vielfach wechſelnden Eindrücke der Spannung, des Staunens, theilte doch jeder Einzelne mit gedämpfter Stimme ſeinen nächſten Nachbarn mit. Jetzt ſchlug die Glocke des Schloßthurmes die neunte Vormittagsſtunde an. Der eherne Schlag tönte feierlich und mächtig bis in die Wölbungen der Kirche hinab. Alles lauſchte in plötzlicher Stille; um neun Uhr ſollte der Kurfürſt das Schloß verlaſſen, der Glockenſchlag war das Zeichen. Eine feierliche Beklemmung ergriff die Bruſt. Man ſah die Königin ihr Tuch erheben, um die Thränen freudiger Erſchütterung, die ihre Augen näßten, zu trocknen. Dieſer Anblick trieb Thränen auch in die Augen aller weiblichen Weſen in der Kirche; man hörte ringsher ein leiſes, unterdrücktes Schluchzen; tief bewegte es, als man die ganze Zahl der Frauen im höchſten Glanz, welche die Königin umgaben, das Angeſicht verhüllen ſah, um die Tropfen zu hemmen, welche die heilige Rührung unwiderſtehlich hervordrängte.

Die Orgel ſtimmte ihre mächtigen Töne an.

„Jetzt hat der König die Schwelle der Kirche betreten“, ſagte der Pfarrer Chlodzek leiſe zu Thereſen, die, ein Marmorbild, mit tiefſtem Ernſt in den Zügen neben ihm ſaß, aber mit geſpannter Theilnahme die Vorgänge verfolgte, und kein Auge von der Kurfürſtin und der Gräfin Thurn, die mit ihrer Tochter unweit von derſelben etwas mehr im Hintergrunde der Reihen ſaß, verwandte.

„Wir werden den Kurfürſten jetzt noch nicht ſehen“, belehrte Chlodzek in ernſter, faſt feierlicher Weiſe, da er bemerkte, daß mehrere Bürger zuhörten, und als er ſah, daß ſie

ſowie Wolodna und Czernig ihre Blicke nach der Eingangspforte vom Schloß her richteten. „Se. Hoheit wird erſt von den Ständen nach der Kapelle Sancti Vencesilai geführt, wo ihn der Adminiſtrator des Erzbisthums Prag, Herr Georgius Dicaſtus Mirczcovinus, und der Aelteſte des Conſiſtorii, Herr Johannes Cyrillus von Trebitſch, erwarten. Sie ſind es, welche an Stelle des Erzbiſchofs Lohelius das Amt verwalten.“

„Freilich, der Herr Erzbiſchof Lohelius wird ſich heut nicht blicken laſſen“, ſagte Czernig lächelnd.

„Und ich denke, nimmer wieder“, entgegnete der Pfarrer. „Vor drei Tagen haben ſämmtliche katholiſche Prieſter dieſer Hofkirche ihre Stellung verlaſſen müſſen.“

„Und was geſchieht in der Sanct-Wenzel-Kapelle?“ fragte Czernig.

„Dort legt der Kurfürſt den Königsornat an. Es geſchieht eben jetzt. Seht Ihr, drüben im Nebenſchiff bewegt ſich ſchon der Zug der Conſiſtorialen, die ihn mit den beiden genannten Geiſtlichen am Ausgange der Sakriſtei erwarten!“

„So werden wir ihn hier heraustreten ſehen?“ fragte Wolodna.

„Gerad vor uns; und von Dem, was geſprochen wird, wird uns kein Wort entgehen.“

„Gebt Acht! Die Thür der Sakriſtei öffnet ſich!“ flüſterte Wolodna.

Da trat der junge König heraus, im vollen Ornat, den Hermelinmantel um die Schultern, doch unbedeckten Hauptes. Die Geiſtlichen verneigten ſich tief vor ihm. Er that einige Schritte vorwärts; dann, als er im Angeſicht der ganzen Kirche war, blieb er ſtehen, ſenkte das Haupt tief herab, und der Vicar des Erzbiſchofs, Mirczcovinus,

erhob die Hände über ihn, um den Segen zu ſprechen. Alles lauſchte in tiefſter Stille.

„Domine Deus", begann der Adminiſtrator, „benedic huic regi nostro electo!" *) — Hier ſchwebte ein leiſer, aber lange aushaltender Accord der Orgel durch die Kirche; es war als ob die Töne ſelbſt mild ſegnende Flügel ausbreiteten.

„Ut ingrediendo et egrediendo in viis tuis, a te in verbo tuo proscriptis, fideliter et constanter ambulet, per Dominum nostrum, Jesum Christum. Amen!"

Nach dem „Amen" war es als ob die gefeſſelte Bruſt ſich wieder löſte, ein allgemeines tiefes Aufathmen war hörbar; das damit verbundene murmelnde Geräuſch erfüllte die Kirche.

„O erklärt mir die lateiniſchen Worte, Herr Pfarrer", bat Thereſe leiſe. Chlodzek that es:

„Herr Gott, ſegne dieſen unſeren erwählten König, daß er, ein- und ausgehend auf deinen Wegen, die dein Wort vorgeſchrieben, getreu und beharrlich wandle, durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum!"

Thereſe erhob das große Auge gen Himmel und faltete die Hände über der Bruſt; ihr Blick flehte: „So ſei es!"

Der Zug nach dem Hochaltar begann. Die Conſiſtorialen ſchritten, je zu Zweien, voran. Ihnen folgten die Vertreter der Erbämter, welche die Inſignien des Reichs trugen. Der Pfarrer erklärte ſeinen Freunden leiſe die Bedeutung, während Jene vorüberſchritten: „Der Erſte, der das goldene und ſilberne Brot trägt, iſt der Obertruchſeß, Supremus Dapifer benannt. Es ſoll andeuten, daß es dem königlichen Tiſche wie dem Lande nie an nährender Speiſe

*) Wörtlich getreu. So das Folgende.

fehlen möge. Ihm folgt der Obermundſchenk, Supremus Pocillator. Er trägt zwei Gefäße mit Wein gefüllt, die beiden Tönnelein, gleichfalls das eine gülden, das andre von lauterem Silber. Dies deutet an, daß niemals der edle Trank des Weines, den Gott der Herr ſelbſt den Menſchen als Zeichen der Verſöhnung nach der Sündflut darbot, auf des Herrſchers Tafel fehlen möge!“

Darauf folgten der Obriſtlandhofmeiſter Wilhelm Popel von Lobkowitz mit dem Scepter, der Obriſtlandrichter Wenzel von Rupa mit dem goldenen Apfel; dann der Obriſtburggraf Bochuchwal Berka mit der Krone, die auf einem Kiſſen von rothem Sammet, mit weißer Seide gefüttert und mit Silberfranzen verziert, lag.

„Wer iſt das, der Dem mit der Krone folgt, und was trägt er?“ fragte Czernig.

„Das iſt der Obriſtkämmerer, Herr Johann von Thalenberg“, antwortete Chlodzek, „welcher die Mitram rubram oder die rothe Haube trägt, ſo den König ſchmückt, wenn er nicht im Ornate iſt.“

Der Träger des Schwertes, der Erbmarſchall, beſchloß den Zug der Großwürdenträger.

Ein Laut des Staunens und der Freude murmelte jetzt durch das Volk. Der König erſchien im Zuge.

Er ſchritt in edler Haltung dahin, blickte würdig, aber liebreich und freundlich rings umher; neben ihm, ſich ein wenig zurückhaltend, gingen die beiden höchſten Geiſtlichen. Sechs Pagen trugen den lang nachſchleppenden Hermelinmantel. Als er unter dem Chor vorüberging, auf dem die Damen und vornan die Königin ſaßen, blickte er mit liebendem Auge empor. Ein Lächeln ſpielte hold um die Lippen der Königin und ihre Wange röthete ſich. Dieſe gegenſeitige Begrüßung, nur durch Blicke und Ausdruck der

Züge, war wie ein Gruß der Seelen. Alle, welche dieſes Zeichen des Austauſches der Gedanken und Gefühle wahrnahmen, wurden von freudiger Rührung ergriffen.

Der König nahte dem Altar; der Chor der Sänger ſtimmte das feierliche „Domine salvum fac Regem" an.

„Der König kniet nieder", ſprach Thereſe, von dem Eindruck überraſcht, leiſe und mit Beklommenheit zu ihrem Vater.

Die beiden Geiſtlichen knieten neben ihm. Der Adminiſtrator erhob wiederum die Stimme zu einem lauten lateiniſchen Gebet:

„Omnipotens aeterne Deus! Rex Regum, in cujus potentate et dispositione sunt omnia mundi regna!"

„Gloria in excelsis Deo!" fiel der Chor ein.

Chlodzek erklärte während des Geſanges leiſe ſeinen Freunden die Worte des Gebets: „Allmächtiger, ewiger Gott, König der Könige, der du alle Reiche der Welt in deiner Gewalt haſt! — Die Chorknaben ſingen das: «Ehre ſei Gott in der Höhe!»" fügte er hinzu.

Mirczcovinus betete weiter: „Qui pro tua sapientia et liberrima voluntate, ea transfers quae vis, et confers cui vis, benedic huic Principi Friderico."

Er hielt abermals inne und der Geſang fiel ein: „Benedic Principi nostro!"

„Der du ganz nach deiner Weisheit und deinem Willen die Reiche geſtalteſt und die Macht zutheilſt wem du willſt, ſegne dieſen unſeren Fürſten Friedrich!" überſetzte Chlodzek leiſe.

Der Adminiſtrator ſprach den Schluß des Gebets mit erhobener Stimme: „Benedic huic Principi Friderico in Regem nostrum tua providentia et gratia legitime electo, et nobis dato, ut non recedens a veritate Legis

tuae, toto vocationis et vitae suae curriculo, in viis tuis ambulet! Per Jesum Christum, dominum nostrum!"

Der Chor ſang das „Amen!" Chlodzek erklärte der fragend zu ihm aufblickenden Thereſe auch den Schluß während des Geſanges:

„Segne ihn, der durch deine göttliche Fürſorge und Gnade rechtmäßig zu unſerem König erwählt und uns verliehen iſt: auf daß er nimmermehr weiche von der Wahrheit deines Geſetzes in ſeinem Berufe und ſein ganzes Leben hindurch wandle auf deinen Wegen, durch Jeſum Chriſtum, unſeren Herrn! Amen."

„Alſo geſchehe es!" betete Thereſe innig. Der Pfarrer, Wolodna, Czernig, ſie Alle falteten ſtill die Hände und beteten das Gleiche.

Die Großwürdenträger legten die Reichsinſignien auf den Altar, und die beiden Geiſtlichen führten den König auf den für ihn errichteten Thron. Jetzt ſaß er dort, hoch und herrlich, vor allem Volk, und ein inneres Jauchzen erfüllte die Seelen Aller, während zum zweiten male das „Gloria in excelsis Deo!" mit erhabenen Tönen zum Himmel emporrauſchte.

Und als die Muſik verſtummte, ward es tief ſtill auch im Volk. Denn auf der Kanzel ſtand der Vertreter des Erzbiſchofs und begann die Feſtpredigt in der Sprache des Landes. Er hatte den Text aus der erſten Epiſtel Pauli an den Timotheus, den Anfang des zweiten Capitels bis zum ſiebenten Verſe, gewählt:

„So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerſt thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankſagung für alle Menſchen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges ſtilles Leben führen mögen in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit."

Die fromme, ſanfte Geſinnung in dieſem Text ſprach ſich auch in der Rede aus. Sie war einfach, würdig, und hob, wozu die folgenden Verſe Anlaß gaben, hervor, daß es die heilige Sache des Glaubens ſei, wofür Böhmen ſich erhebe und welche es unter den Schutz des neuen Königs geſtellt habe; daß es gelte, die göttliche Wahrheit in ihrer reinen Geſtalt zur Geltung und zur Erkenntniß Aller zu bringen.

Nachdem die Litanei geſungen worden, ſchloß die würdige Rede mit einem frommen, inbrünſtigen Gebet *):

„Herr Jeſus Chriſtus, König aller Könige und ewiger Heiland aller Derer, die an dich glauben, unſer Mittler und Erlöſer, der du zu deinem himmliſchen Reich die Menſchen aus allen Ständen und Völkern berufeſt, der du auch fromme Könige zu Pflegern deiner Kirche verordneſt und befiehlſt, daß wir für ſie bitten ſollen: Wir haben deiner göttlichen Majeſtät für dieſen unſeren König Friedrich, den wir erwählt haben und jetzo krönen wollen, unſer demüthiges Gebet dargebracht, und bitten dich nochmals, du wolleſt ihn mit deinem heiligen Geiſt regieren und ihm zu dieſer Krönungsfeierlichkeit deinen Segen verleihen, welche wir, mit Anrufung deines göttlichen Namens vor und nach Aufſetzung der königlichen Krone, verrichten; — damit wir unter unſerem erwählten König ein friedliches, geruhiges und ſtilles Leben führen mögen, in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit: durch unſeren Herrn Jeſum Chriſtum!“

So ſtiegen die prieſterlichen Bitten um „ein friedliches, ſtilles und gottſeliges Leben“ empor, und die Bruſt der Hörer ſandte ſie gleichfalls mit heißem Flehen aufwärts.

---

*) Hiſtoriſch überliefertes Gebet.

Ein Himmel von Hoffnungen ſchimmerte in die ſehnſuchtsvoll bewegten Herzen nieder!

Der Chor ſang das feierliche „Amen!“ Thränen floſſen aus jedem weiblichen Auge; auch manches männliche blickte feucht aufwärts.

„Jetzt führen der Adminiſtrator und Herr Johannes Cyrillus den König zum Altar“, flüſterte Chlodzek ſeinen Freunden zu, als die beiden Geiſtlichen ſich feierlich dem auf dem Throne Sitzenden näherten.

Friedrich trat ihnen entgegen und ſchritt zwiſchen ihnen zum Altar, woſelbſt der Obriſtburggraf ſtand, der ſich tief vor dem Könige verneigte. Dreimal fragte dieſer dem Brauch gemäß, zur ganzen Verſammlung in der Kirche gewendet, die Schaar des Volks: „Wollt ihr, daß Dieſer zu eurem Könige gekrönt werde?“ Und dreimal erſcholl in einem Laut das tauſendſtimmige „Ja!“

Der Obriſtburggraf forderte nunmehr den König auf, den Eid in böhmiſcher Sprache zu leiſten. Es geſchah. Als der Fürſt die erſten böhmiſchen Worte vor der verſammelten Menge vernehmen ließ, waren Alle trotz des Fremdartigen in ſeiner Ausſprache von einer freudigen Rührung ergriffen.

„Er ſpricht böhmiſch!“ rief Czernig, von ſeiner Empfindung überraſcht, aus.

In der weiten Kirche herrſchte eine Stille, daß man ein Blatt hätte fallen hören; kein Laut des Eides ging den Lauſchenden verloren.

Der Adminiſtrator erhob die Hände zum Gebet und flehte des Himmels Gnade an für das heilige Werk der Salbung. — Er vollbrachte es.

Nachdem das Haupt des Herrſchers mit dem heiligen Oel benetzt und er ſo geweiht war, um fortan zu ſein

„unverletzlich und heilig allen ſeinen Unterthanen", wurden ihm die Reichsinſignien durch den Adminiſtrator dargereicht:

„Nimm hin das Schwert zum Schutz der Frommen, zur Strafe der Frevelnden, — den Ring als Sinnbild der Treue und Beſtändigkeit in der Pflicht, — das Scepter, um das Geſetz zu wahren und den Frieden, — den Apfel, daß er dich warnend erinnere an Unbeſtändigkeit, Wankelmuth und Vergänglichkeit, — endlich die Krone, die dir ſei die Krone des Lebens!"

Und der König beugte ſein Haupt in Demuth; die beiden Geiſtlichen, der Obriſtlandſchreiber, der greiſe Caplicz von Sulewicz, und der Obriſtlandrichter, Wenzel von Rupa, ſetzten ihm die Krone auf. Jetzt führten ſie ihn zum Thron; er beſtieg ihn und ließ ſich nunmehr, geſalbt mit dem heiligen Oel, geweiht und gekrönt, als König auf dem Königsſitz nieder.

Gleichzeitig ſenkte ſich der Adminiſtrator vor ihm auf die Knie; ihm folgten alle Großwürdenträger, die Stände und — wie von einer höheren Gewalt gedrängt — das Volk.

Es war ein Augenblick von erſchütternder Erhabenheit, als plötzlich in der ganzen Kirche Alles auf den Knien lag, ſelbſt die Königin mit allen den hohen Frauen in ihrer Umgebung! Sie knieten, um dem neuen Herrſcher zu huldigen, ihm innerlich den Schwur der Treue zu leiſten, — ſie knieten, um dem allmächtigen Lenker im Himmel zu danken, daß der große Augenblick gekommen war, nach dem ſich Alle ſo lange und tief geſehnt, — ſie knieten, um des Himmels Schutz zu erflehen für Den, den ſie zu ihrem Schützer erwählt. — Unzählbare Thränen floſſen zur Beſiegelung dieſer heiligen Gelübde und Gefühle! — —

Die Stände insgeſammt, aufgefordert vom Obriſtburggrafen, ſchwuren laut dem Könige Treue und Gehorſam.

Der Adminiſtrator ſprach das letzte Gebet*):

„Segen über unſeren König! Er ſei gleich dem Abraham, dem Vater vieler Völker, in Hoffnung, Zuverſicht und Treue; dem Moſes an Sanftmuth, dem Joſua an Stärke und Siegen, dem David um den Herrn zu lobpreiſen, dem Salomo um in Weisheit und Frieden zu herrſchen! Er ſei geſegnet mit ſeiner Gemahlin und ſeinem ganzen königlichen Hauſe! Amen.“

Es war der Schluß der Feier. — Böhmen hatte einen König!

Ein ſonnenheller Augenblick in der Geſchichte des Landes, im Leben Friedrich's! — Doch ſchwere Wetterwolken ſtanden nahe!

---

*) Hiſtoriſch überliefert.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Zwanzigſtes Capitel.

Die Stände geleiteten den König zurück ins Schloß, wo ſie alle zum feſtlichen Mahle geladen waren. Der Zug bewegte ſich wieder langſam durch die Menge dem Kirchenportal zu. Auch Thereſe, Wolodna und ihre Freunde ſchloſſen ſich der vorwärts ſtrebenden Maſſe an. Vom Chor herab, wie von den Seitenſchiffen mündeten verſchiedene Strömungen ein, die ſich gegen das Hauptportal der Kirche vereinigten. Während ſie ſo langſam in der Menge fortgeſchoben wurden, hörten ſie ſo manche Aeußerung über das ſoeben Vorgegangene; meiſt Ausbrüche der Freude. Doch Thereſe vernahm dicht hinter ſich eine unterdrückte, aber erbitterte Stimme, welche zu einem Nachbar die Worte ſprach: „Es iſt ein Götzentempel, ſage ich Euch! Ein Baalsdienſt! Es iſt ſo gut als opferten wir dem Moloch!“

„Es ſind einmal die alten geheiligten Gebräuche dieſes Landes“, antwortete ein Anderer mit mildem Tone.

Thereſe ſchaute ſich verwundert um. Auf den erſten Blick mußte ſie die Sprechenden nach ihren Aeußerungen erkennen. Der Eine in geiſtlicher Tracht, ein langer, ha-

gerer Mann, mit ſcharf gezeichneten finſtren Zügen und Augen, aus denen die Ereiferung brannte; der Andere, kleiner an Wuchs, von wohlwollendem Ausdruck des Geſichts, mit ſchon bleichendem Haar, in reicher bürgerlicher Amtstracht.

„Heilige Gebräuche", fuhr der Erſte heftig gegen die beſänftigende Rede des Andern auf, „heilige Gebräuche nennt Ihr dieſen Bilderdienſt, Rippell? Ich faſſe Euch nicht! Mein Gewiſſen wird mir nicht Ruhe laſſen, bevor wir dieſen Heidentempel nicht geſäubert haben!"

Voll Staunen maß Thereſe den Mann, der dieſe Worte ſprach; noch Andere hatten ſie gehört; Wolodna, Czernig, Holoduk und Mehrere in der nächſten Nähe. Denn der Eifer des Sprechenden riß ihn hin, daß er den anfangs gedämpften Ton der Stimme verließ und lauter redete, als er ſelbſt gewollt haben mochte. Ein murmelndes Grollen lief rings durch das Volk.

„Das iſt der Hofpfarrer des Königs", ſagte Chlodzek leiſe, „Doctor Abraham Scultetus."

Rippell, der wahrnahm, welchen Eindruck Scultetus' unbeſonnene, eifernde Worte gemacht hatten, zog dieſen raſch ſeitwärts, und ſie miſchten ſich unter einen Zug anderer Herren und Ritter vom Hofe, der ſich von der Seite her zum Ausgang bewegte, und von dem ſie nur etwas abgedrängt worden waren. Glücklicherweiſe wurden ſie ſo Denjenigen, die die Aeußerungen des Pfarrers gehört hatten, ſchnell entzogen; denn der Unwille darüber machte ſich ſchon in Worten Luft.

„Er will dieſen Tempel ſäubern?" fragte Wolodna mit erſtauntem Tone zu Chlodzek gewandt. „Und wovon denn? Was befleckt ihn denn?"

„Er iſt ein ſehr ſtrenger Anhänger Calvin's", belehrte

der Pfarrer von Kloſtergrab im Tone der Begütigung; „ich habe ſchon ſonſt von ihm gehört!“

„Mag er's ſein“, fuhr Holoduk derb ſoldatiſch heraus; „er glaube was und wie er will! Allein er wird doch nicht als ein Bilderſtürmer, als ein zweiter Karlſtadt hier einbrechen und antaſten wollen, was uns heilig iſt? — Jedem ſein Glaube; aber Keiner ſoll dem Andern Zwang anthun!“

Die Sprechenden wurden vom Strome der Maſſen etwas auseinander gedrängt, ſodaß Holoduk's heftiges Wort keine Antwort mehr erhielt. Die Aufmerkſamkeit wandte ſich wieder andern Vorgängen und Erſcheinungen zu, und ſo verwiſchte ſich der augenblickliche Eindruck dieſes Vorfalls bald wieder. — Doch es kam der Tag, wo ſich Alle deſſen nur allzu lebendig wieder erinnerten!

Thereſe hatte an ihres Vaters Arm das Freie erreicht. Gleich bei den erſten Schritten trat ein Diener der Gräfin Thurn auf Wolodna zu und meldete ihm: „Die Frau Gräfin wünſcht Euch ſchleunigſt zu ſprechen, Hauptmann Wolodna. Dort drüben ſteht ihre Sänfte! Sie will nicht auf das Schloß, ſondern wird ſich nach Hauſe tragen laſſen! Dort erwartet ſie Euch.“

„Eben ſteigt ſie ein“, ſagte Thereſe, und zeigte hinüber nach dem Platze, wo die Sänften für die Damen des Hofes ſtanden. Eliſabeth und Thekla waren die einzigen derſelben, welche man dort ſah, da der Ordnung des Feſtes zufolge ſich jetzt alle auf dem Schloſſe in den Sälen der Königin verſammelten. Eliſabeth hielt ſich von dieſen blos förmlichen Feſtlichkeiten zurück, während ihr vaterländiſches Gefühl ſie doch mit den wirklich großen Ereigniſſen und Bewegungen innig verband.

Es war ſchwer, ſich durch die angehäuften Volksmaſſen zu kämpfen. Indeß brach Czernig mit ſeiner athletiſchen

Geſtalt treffliche Bahn; ihm folgten Wolodna und Thereſe; Chlodzek und Holoduk ſchloſſen hinter ihnen den Zug. Erſt als ſie ſchon einen Theil des Berges durch das alte Hradſchinthor hinabgeſtiegen waren, minderte ſich das Gedränge. Von dort erreichten ſie Thurn's Palaſt ungehindert.

„Mein Xaver", rief Thereſe freudig mit hellſtrahlenden Blicken, als ihr aus der Thür die Wärterin mit ihrem Knaben auf dem Arme entgegentrat. Das Kind ſchlummerte auf ſeinem Kiſſen. Thereſe nahm es der Trägerin ab und verſenkte ihre Blicke mit mütterlicher Seligkeit in das kleine zarte Antlitz, das mit geſchloſſenen Augen ſo lieblich dalag. Der Pfarrer Chlodzek breitete die Hände ſegnend über das Kind und ſprach fromm:

„Möge die Sonne des Friedens deinem Daſein leuchten!"

Allen wurde das Herz wehmüthig bewegt bei dem Anblick des kleinen, ganz hülfloſen Weſens, das inmitten aller wirbelnden Strudel dieſer Welt geſetzt war. Jeder empfand es, wie tauſendfacher Obhut es bedürfe, um nicht den tauſendfältigen Gefahren zu erliegen, die zwiſchen ihm und dem natürlichen Ziele ſeines Daſeins lagen! — —

Wolodna, wie innig gefeſſelt ihn dieſes jüngſte Glück ſeines alternden Lebens hielt, trennte ſich von den Freunden, um zur Gräfin hinaufzueilen.

Sie erwartete ihn ſchon in ihrem Gemach. Er fand ſie ſehr bleich, mit Spuren der Thränen auf den Wangen.

„Lieber Wolodna", begann ſie in ihrer freundlichen Weiſe, „ich habe einen dringenden Auftrag für Euch, den mir der Graf Thurn zugeſendet!"

„Ich werde glücklich ſein, meinem theuren Wohlthäter und Beſchützer zu dienen", antwortete Wolodna.

„Setzt Euch zu mir", lud ihn Eliſabeth ein; — „wir müſſen näher, doch ganz im Vertrauen darüber ſprechen. —

Ich habe geſorgt, daß uns hier Niemand ſtöre! Es bedarf der Klugheit und Verſchwiegenheit!“

„Für die Verſchwiegenheit kann ich einſtehen“, antwortete Wolodna.

„Sie iſt die Hauptſache; und Eurer Klugheit, vielmehr Vorſicht, darf ich auch völlig vertrauen. Aber Niemand darf davon wiſſen, am wenigſten meine Tochter“, ſetzte ſie mit einem leiſen Seufzer hinzu.

„Auch die meinige nicht; keine lebende Seele dieſer Erde“, betheuerte Wolodna.

„Der Auftrag“, fuhr die Gräfin fort, „wird Euch aber gerade jetzt in dieſen feſtlichen, glänzenden Tagen aus Prag entfernen!“

„Die Feſte werde ich nicht vermiſſen, gnädigſte Gräfin, wenn es einem Dienſt für den Herrn Grafen gilt; iſt Böhmen glücklich durch dieſe Tage, ſo bin ich es auch; es ſei wo es ſei!“

„Ihr werdet zum Grafen Mansfeld müſſen — und zwar ſobald als möglich!“ ſagte Eliſabeth nach einigem Zögern.

„Mit Freuden! Auf der Stelle!“ antwortete Wolodna; „nach Pilſen oder Eger, wo er jetzt gerade verweilt, denn er muß viel wechſeln. Nennt mir nur meinen Auftrag, und in einer halben Stunde bin ich zu Pferd!“

„Redlicher Freund!“ ſagte Eliſabeth mit ſanftem Lächeln und reichte ihm die Hand. — — „Es betrifft ....“ Sie ſtockte. „Nein! Es iſt beſſer ſo“, ſagte ſie nach einem augenblicklichen Beſinnen, nahm einen Brief, der vor ihr auf dem Tiſche lag, und reichte ihn Wolodna hin. „Leſt dieſen Brief! Euch darf ich ganz vertrauen und Ihr werdet ſo am beſten unterrichtet. Ich empfing dieſes Schreiben in dem Augenblick, wo ich zur Kirche

wollte, durch den Grafen Kinski, der ſoeben aus Thurn's Lager eingetroffen war."

Wolodna hatte es während dieſer Worte entfaltet; es war von Thurn. Er las:

„Theure Eliſabeth!

Ich ſende dir dies Blatt durch völlig ſichere Hand — Kinski nimmt es mit — er hat mir verſprochen, es eher zu vernichten, als es durch irgend einen Zufall in fremde Hände kommen zu laſſen. Du weißt, wie eifrig ich für die Wahl des Kurfürſten Friedrich geweſen bin. Durch ſichere Nachrichten aber, die ich über ihn und ſeine Gemahlin wie über das ganze Verkehren an ſeinem Hofe erhalten, ſteigen mir manche ſchwere Bedenken auf. Ich fürchte, unſerem Glauben wird unter ſeiner Herrſchaft die Freiheit nicht zu Theil werden, für die wir den Kampf auf Tod und Leben begonnen. Böſe, fanatiſche Einflüſſe, unter denen der Kurfürſt ſteht, laſſen mich das beſorgen. Auch die Geſinnungen der Kurfürſtin Eliſabeth, über die ich Manches gehört, erregen mir Bedenklichkeit. Doch das Alles müſſen wir für jetzt der Zukunft überlaſſen. Eins aber droht, was mir ſogleich bittere Tage verurſachen könnte, wenn wir uns nicht zeitig dawider vorſehen. Aus ſehr ſicherer Quelle weiß ich, daß der Kurfürſt dem Fürſten Chriſtian von Anhalt, dem er das unbedingteſte Vertrauen als Feldherr ſchenkt, wenn, wie zu vermuthen ſteht, der Krieg nicht nur fortdauert, ſondern ſich weiter ausdehnt, den Oberbefehl übertragen würde. Wie mir nach Allem, was ich für Böhmen gethan, dabei zu Sinn ſein würde, kannſt du dir vorſtellen! Dennoch würde ich neben dem würdigen Fürſten, deſſen Verdienſte ich nicht ſchmälern will,

noch eine Stellung mit Ehren und Freuden ausfüllen können. Denn Alles könnte doch nicht Einer führen. Ich muß auch einräumen, daß der Oberfeldherr der proteſtantiſchen Union eine hohe kriegeriſche Stellung einzunehmen berechtigt iſt, falls die Fürſten der Union ſich unſerer Sache anſchließen. Allein ich weiß ebenſo ſicher, daß auch Graf Hohenlohe ſich ſchon jetzt des Vertrauens des künftigen Herrſchers in Böhmen zu bemächtigen geſucht hat, und daß es ihm damit gelungen iſt. Wenn er mir den Weg ſtreitig machen ſollte .... Eliſabeth! Was dann geſchehen würde — wage ich noch kaum zu denken! .... Nur ſo viel weiß ich, daß Bitterkeit und Kränkung mich tödten könnten! Dagegen muß ich ſchon jetzt kämpfen. Du weißt, wie gerechte Beſchwerden Mansfeld über Hohenlohe geführt hat! Wir Beide müſſen gemeinſchaftlich handeln. Mansfeld iſt durch Hohenlohe zunächſt in ſeinem abgeſonderten Commando bedroht. Ob er ſchon Vermuthungen darüber hat, weiß ich nicht. Aber er muß davon erfahren. Dies ſchriftlich einzuleiten iſt zu umſtändlich und zu bedenklich; Briefe ſind unſicher; ſie können leicht in falſche, vielleicht in feindliche Hand gerathen. Selbſt ſprechen können wir nicht miteinander, denn wir ſind Beide jetzt auf unſeren Poſten ſo wichtig, daß ein Verlaſſen derſelben unmöglich iſt. Wir haben überdies ſo viel zu thun, daß wir kaum zum öftern Schreiben die Möglichkeit fänden. Wenn alſo ein ſicherer beſonnener Freund zu Mansfeld ginge, ihm mündliche Mittheilung machte ....“

Hier hielt Wolodna, der mit unwilligem Staunen ſo weit geleſen hatte, inne und ſah die Gräfin fragend an. „Wenn ein ſicherer Freund zu Mansfeld ginge, ſchreibt der Graf“, ſprach er fragend.

„Ihr würdet der ſicherſte ſein, meine ich", antwortete Eliſabeth.

„Ich? Der ſchlichte Mann? Einem ſo hohen Feldherrn gegenüber? Würde mir das ziemen? Würde ich mich ſolchen Auftrags vermeſſen können?"

„Er iſt viel einfacher, als Ihr meint, lieber Wolodna", ſagte die Gräfin. „Allein leſt erſt zu Ende."

Wolodna las für ſich weiter:

„ihm mündliche Mittheilung machte und ihn fragte, was er zu thun gedenke, was er mir anrathe, was wir gemeinſchaftlich thun könnten? Kinski, der dir mein Schreiben bringt, weiß von deſſen Inhalt; doch zu Mansfeld kann er nicht, weil er nicht gut mit ihm ſteht und auch ſofort hierher zurück will, wo wir wichtigen Entſcheidungen täglich entgegenſehen. Nechodom kann desfalls auch nicht von ſeinem Commando. Da dachte ich an Wolodna ....." („Hm!" murmelte dieſer), „er iſt ſchlicht, aber die Sache iſt auch einfach und er iſt goldtreu. Darum bitte ich dich, unterrichte ihn und ſende ihn auf der Stelle zu Mansfeld, denn jeder Augenblick des Verzugs iſt ſchädlich. Allein gib ihm den Brief ſelbſt nicht mit, ſondern vernichte ihn. Käme das Blatt — die Straßen ſind oft unſicher — in falſche Hand, ſo wären ich und Mansfeld bloßgeſtellt und der Erfolg unſerer Anſtrengungen höchſt erſchwert, wenn nicht völlig vereitelt. Unterrichte ihn alſo mündlich. Ich weiß, meine theure Eliſabeth, mein Schickſal liegt dir am Herzen, es iſt vielleicht zugleich das Schickſal Böhmens. Darum darf ich dir nicht erſt Vorſicht und Sorgfalt anempfehlen! Im Uebrigen ſtehen wir hier an der Grenze der Entſcheidung. Glückt es mir beſſer als im Juni, ſo habe ich keine Sorge. Iſt Wien in meiner Hand, ſo ſollen

ſie mir auch den Feldherrnſtab nicht entwinden. Doch wir haben harten Stand mit Wetter, Seuchen und Mangel. Die Ungarn murren, Bethlen Gabor wird ſchwankend, und Boucquoi hat ſich mit letzter Kraftanſtrengung hierher geworfen. Ich war im Juni dem Ziel ſchon näher, darum will ich, ſo nahe ich jetzt bin, doch noch nicht ſicher ſein, daß ich es erreiche. — Gelingt mir das — dann! — dann ſollſt du bald von mir hören! Nun, Theure, lebe wohl. Küſſe unſere Tochter! Handle nach deiner Einſicht, nach deiner Liebe; dann bin ich gewiß, daß das Gute für mich geſchieht!“

So lautete der Brief Thurn's. Wolodna gab ihn der Gräfin zurück. „Das ſollte geſchehen können“, rief er aus, „daß man unſern tapfern Herrn, der den ſchweren Kampf ſiegreich durchgefochten, der das Land gerettet hat, von der Stelle drängte, die ihm allein gebührt! Nein, nimmermehr! Freudig will ich meinen Auftrag vollziehen! In dieſer Stunde will ich fort!“

„Wir wußten, wem wir vertrauten“, ſagte die Gräfin mit Wärme und drückte dem alten Redlichen die Hand! „Nun in die Flammen mit dieſem Blatt!“ Sie ſchritt dem im Kamin lodernden Feuer zu und warf das Schreiben hinein.

Wolodna ſaß in einer halben Stunde zu Pferd.

Einundzwanzigſtes Capitel.

In einen grauen Reitermantel gewickelt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, ſtand Mansfeld auf der Krone der Wälle von Eger; um ihn her mehrere Offiziere und Soldaten. Er hatte ſoeben den Zuſtand der Feſtungswerke genau beſichtigt. Die Leute trugen verſchiedene Geräthſchaften, Spaten, Hacken, ein Bündel Pfähle zum Markiren.

„Hier noch ein Piketpfahl", beſtimmte der General und zeigte auf den Punkt, wo er ſtehen ſollte. „So! Damit wären wir fertig für heut! — Ordonnanz! Steigt in den Graben hinunter zum Oberſt Schlemmersdorf, er ſoll nun heraufkommen. Es wird ja dunkel, man kann nicht mehr genau ſehen! Wahrhaftig, es fängt an zu ſchneien", wandte er ſich zu den Offizieren; „ich hab's wohl vermuthet, der Nordweſt pfiff ſchon den ganzen Nachmittag ſo kalt. Das Fichtelgebirge iſt uns zu nahe; es ſchickt uns den frühen Winter herüber."

„Je nun, General, gar zu früh im Jahre iſt's nicht mehr, wir ſchreiben heut eigentlich den 7. November!"

„Geht mir zum Teufel, Hayd! Wollt Ihr uns vor der Zeit alt machen? Den 28. October ſchreiben wir, und damit Holla!" antwortete Mansfeld lachend. „Ihr ſollt mich mit der neuen Weisheit nicht ſcheren. Papſt und Kaiſer und Reich datiren heut den 28. October!"

„Nun, General", antwortete Obriſtwachtmeiſter Hayd lächelnd, „wir ſind doch ſonſt nicht ſo unterwürfig gegen Papſt und Kaiſer und Reich, und ich denke, die Feſtungswälle hier ſetzen wir nicht für ſie in Stand!"

„Das iſt ein ander Ding! Wir liegen in Krieg mit ihnen, aber Zeit und Stunde gelten gleich für Freund und Feind! Und damit Punktum! — Wollt Ihr heut Abend am 28. October bei mir eſſen?“

„Mit Freuden, General; wenn Ihr befehlt!“ antwortete Hayd lächelnd.

„Nun, ſeht Ihr? Da habe ich Euch mit einem mal zum Gehorſam gebracht“, fügte Mansfeld ebenſo hinzu. „Ihr ſeid ſonſt ein ſo guter Soldat, allein ſeit Ihr in Prag da im Hauſe des kleinen, verhungerten Gelehrten im Quartier gelegen habt, wie hieß er doch .....“

„Kepler meint Ihr, General?“

„Ja, recht! Seht Ihr, der Kerl hat Euch halb verrückt gemacht! Ihr wollt den Kalender verdrehen und die Sonne vorwärts ſchieben, die Joſua doch nur ſtill ſtehen laſſen konnte! — Wäre ich der Mann danach, ich könnte Euch und den Kepler als Hexenmeiſter auf den Scheiterhaufen liefern!“

„Ihr werdet's ſo ſchlimm doch nicht mit uns machen, General, wenngleich ich zugeben muß, daß Johann Kepler ein ganzer Hexenmeiſter und vielleicht etwas mehr iſt!“

„Ja, ja, ich glaub's! Er rechnet Euch aus, wann Ihr ſterben werdet, ob die Ernte geräth, ob der Mond ſich verfinſtern wird, und alle Teufeleien mehr. Er ſollte mir aber nur einmal ſeinen eigenen Todestag ausrechnen, dann wollte ich ihm ſchon einen Strich durch die Rechnung machen! Ich ließe ihn ſofort aufhängen!“

Alle lachten.

„Es ſteht aber ſo ſchlimm noch nicht mit Kepler, wie Ihr meint, General“, entgegnete Hayd. „Er iſt kein Aſtro-

log, wol aber ein Aſtronom, und aſtronomiſche Dinge rechnet er aus wie kein Anderer.“

„Mag er ausrechnen was er will! Ich weiß doch, daß er des tollköpfigen Wallenſtein Aſtrolog geweſen iſt, der den Feind nicht angreift, wenn er nicht erſt angefragt hat, ob Mars und Jupiter es erlauben!“

„Er muß ſich doch gut mit den Planeten ſtehen, denn er war der Einzige, der im Frühjahr in Mähren ordentlich Stand hielt!“

„Ja, ja! Dawider habe ich nichts! Er iſt ein guter Soldat! Er hat mir bei Groß-Lasken auch die Hölle am heißeſten gemacht. Man braucht ſich nicht zu ſchämen, ihn gegenüber zu haben. Darum begreife ich eben nicht, wie er ſich mit ſolchem gelehrten Hokuspokus abgeben kann. Macht die Augen auf, und ſeht was und wen Ihr vor Euch habt, das iſt die beſte Angriffs- und Schlachtregel. Wenn ich Euch ſonſt nicht als einen Mann kennte, Hayd, der ſattelfeſt iſt im Felddienſt und weiß, was er zu thun hat, wo er den Feind vor ſich ſieht, ich würde Euch kein Vertrauen mehr ſchenken, weil Ihr Euch ſoviel mit gelehrtem Krimskrams abgebt! Die Feder führe ich auch, und es iſt nicht nothwendig, daß Einer, der den Degen zu führen verſteht, blos ein Kreuz ſtatt der Unterſchrift zu machen wiſſe. Aber Alles mit Maß! Ihr wollt mir zu viel ausrechnen! — Aha! Da kommt Schlemmersdorf der Maurermeiſter! Seht nur, er kriecht durch die Schießſcharte wie der Schornſteinfeger durch den Schlot.“

Der Oberſt ſtieg auf einer Leiter, die an die Futtermauer des Hauptwalls gelehnt, in der Mündung einer Scharte endete, herauf. Er kürzte ſich damit den Weg ab, der eigentlich durch einen gemauerten Gang im Hauptwall führte.

„Nun, wie ſteht's, Maurermeiſter", rief ihn Mansfeld von weitem an, „werden wir viel Arbeit haben?"

„Wenig", antwortete dieſer; „ein paar Stellen ſind ſchadhaft; mit einem Dutzend Karren voll Steinen iſt Alles in Stand geſetzt."

„So commandirt Euch die nöthigen Leute und fangt morgen früh an", antwortete Mansfeld. „Wie lange werdet Ihr gebrauchen?"

„Wenn ich genug Maurer auftreibe, und ich denke, es ſind ihrer hinreichend zu haben, in fünf bis ſechs Tagen."

„Gut. So lange kann ich freilich nicht hier bleiben. — Aber ich darf mich auf Euch und Hayd verlaſſen. — Wollt Ihr um ſieben Uhr mit mir zu Nacht eſſen, Schlemmersdorf?"

Der Oberſt verbeugte ſich.

Mansfeld gab ihm die Hand und ſagte: „Gut! Aber bei Tiſch ſind wir nicht ſo ſtumm wie bei der Einladung! Wir müſſen ein Glas alten Wein trinken, um uns zu wärmen. Das Wetter fängt an rauh zu werden!"

„Die Zeit iſt da!" ſagte achſelzuckend Schlemmersdorf.

„Ja, unſer guter Hayd ſchreibt ſchon den 7. November heut! Damit hat er uns den verteufelten Schnee auf den Hals geſchafft. — Seht doch, er wirbelt da drüben über der Straße nach Karlsbad, als ob wir gar ſchon den 7. December hätten. Dem Reiter wird's ſauer gemacht, der dort aus dem Buſch kommt!"

Der Wind fegte ſauſend über die kahlen Felder und trieb dichte Schneewirbel auf, die den Waldrand umſtöberten, aus welchem der Reiter im Mantel hervorgeritten war. Es ſchien ſeinem Pferde ſehr ſchwer zu werden, gegen den Wind anzukommen; die Mähnen des Thieres flogen, obgleich er nur kurzen Trab ritt, weit zurück, und der Mantel

flatterte bald über die Kruppe, bald wurde er dem Manne über die Zügel und vor das Geſicht getrieben. — Die tiefe Dämmerung, die ſchon über der grauen, öden Landſchaft lagerte, und das ſchwere, vom Sturm gejagte Schneegewölk vollendeten das düſtre Bild.

„Das Wetter iſt mürriſch, aber ich hab' es doch gern!“ rief Mansfeld, „da ſchmecken Wein und Eſſen doppelt! — Der Wind mag uns heut den Schnee gegen die Fenſter treiben ſoviel er Luſt hat. Wenn er das Schloß nicht umreißt, daß es uns überm Kopfe zuſammenſtürzt, und ſo grob wird er doch nicht werden, mag er heulen, was er aushalten kann.“

„Haſt du Oberſt Carpezo getroffen?“ rief er einem Diener, der eben den Wall heraufkam, zu, und als dieſer bejahte, ſagte er: „Nun denn, Freunde, ſo wollen wir jetzt ins Quartier; auf Wiederſehen in zwei Stunden auf dem Schloſſe.“

Er ging, leicht nickend, in dem ihm gewohnten raſchen Schritt den Wallgang hinunter nach der Stadt zu. Die Andern folgten, nachdem Hayd und Schlemmersdorf den Leuten noch verſchiedene Anweiſungen gegeben hatten.

Mansfeld ſcheute kein Ungemach des Krieges; in Gefahren und Anſtrengungen war er ſtets der Erſte. Aber er liebte, wo er es irgend haben konnte, auch die behaglichſte Einrichtung und beſonders die geſelligen Freuden. Er hatte ſich in Eger auf dem Schloß einquartiert, und obwol er nur wenige Tage blieb, hauptſächlich um die Inſtandſetzung der Feſtung zu betreiben, war er doch mit allen Bequemlichkeiten verſorgt, welche die kriegeriſche Zeit irgend geſtattete. Um die ſiebente Abendſtunde mußte ſein Tiſch fürſtlich gedeckt und verſorgt ſein. Nach des Tages Arbeit war er mit den Kriegsgeſellen fröhlich; dann ſagte er, be-

graben wir den Dienſt bei Fackelſchein und Kerzen und Glockenklang der Gläſer. Aber wehe Dem, der bei ſeiner Auferſtehung am nächſten Morgen wider ihn fehlte! Bei Tiſche war jedes Wort frei; im Dienſte konnte ein widerſpenſtiges den Kopf koſten.

Es war Mansfeld's Sitte, auch lag es in dem Range, den er einnahm, daß er ſeine Gäſte größtentheils ſich erſt im Saale verſammeln ließ, bevor er ſelbſt eintrat. So war es auch diesmal. Schlemmersdorf und Hayd ſtanden ſchon im Geſpräch am Kamin und wärmten ſich behaglich die Hände; der Graubart Carpezo trat eben ein.

„Buona sera", grüßte er die Kameraden, denn obwol er vollkommen gut deutſch ſprach, hatte er doch die Gewohnheit, häufig vorkommende Redensarten, kurze Ausrufungen und dergleichen immer italieniſch zu ſagen. „Schlechtes Wetter!" brummte er, ſich froſtig ſchüttelnd. „Jetzt fängt der Winter an!"

„Der König hat zur Reiſe, zum Einzug und zur Krönung noch das letzte gute gehabt, wenn's in Prag ſo geweſen iſt wie hier", antwortete Schlemmersdorf. „Erſt vorgeſtern iſt's umgeſchlagen!"

„Ein altes verdammtes Neſt dieſes Schloß", brummte Carpezo, „mir iſt immer unheimlich darin zu Muthe!"

„Hier, dächte ich, wäre es doch recht behaglich", antwortete Hayd leicht; „hell, warm, der Tiſch gedeckt!"

„Ja, hier! Aber im Flur, auf den Treppen, in den Corridors, Cospetto! Mir kommt's vor wie ein Gefängniß, eine Räuberhöhle! Gleich vorn am Thor flogen mir drei heiſere Eulen aus dem verfallenen Loche im Thurme entgegen. Auch dieſer Saal gefällt mir nicht!"

„Mir ſehr gut! Was habt Ihr dawider?"

„Ich weiß es nicht. Ich denke, die Kreuzgewölbe fallen

ein. Die Mauern drücken — genug, es iſt mir unheimlich hier!“

Die Andern lachten.

„Ach, Alter“, ſagte Schlemmersdorf und ſchlug ihm auf die Schulter, „ſeit deiner Gefangenſchaft biſt du ſchwarzgalligt worden, du riechſt überall Unheil!“

„Nicht überall! Aber hier! Das Schloß iſt mir einmal fatal; das ganze Neſt! Eben war ich beim Bürgermeiſter! Der wohnt auch in ſo einer dunklen Raubhöhle!“

„Sind dir da auch Eulen um die Perücke geflogen?“ lachte Schlemmersdorf.

„Lache nur! Ich lache ſelbſt! Aber was kann ich dafür? — Es hat bei mir von der Wiege angefangen, daß ich manche Stelle nicht betreten konnte ohne Schauder. Und immer iſt nachher etwas Gräuliches dort geſchehen. Ein Unheil oder eine Blutthat!“

„Freilich! Beim Bürgermeiſter wird Mancher einen blutigen Buckel bekommen können“, ſpottete Schlemmersdorf, machte eine Bewegung mit der rechten Hand und ließ einen pfeifenden Laut hören.

„Laßt das!“ brummte Carpezo. „Ihr verſteht davon nichts, und Jeder hat ſeine Art. Cospetto! — Wer kommt noch?“ fragte er abbrechend, „der Tiſch iſt ja für Sechs gedeckt.“

„Ich weiß nur von uns Dreien“, antwortete Major Hayd.

„Der Oberſt Gualtiero iſt noch eingeladen“, antwortete einer der Diener, die im Hintergrunde des Saales an dem Schenktiſch ſtanden.

„Iſt Gualtiero hier in Eger?“ fragte Carpezo verwundert.

„Er iſt dieſen Nachmittag eingetroffen“, antwortete der

Diener. „Und dann iſt noch Jemand drinnen beim Herrn General, mit dem er ſich ſchon eine Stunde unterhält. Ein alter Hauptmann, ein Böhme; den wird er wol zur Tafel mitbringen, denn er hat das ſechste Couvert befohlen.“

Die Thür öffnete ſich; Oberſt Gualtiero trat ein.

„Eccolo!“ rief Carpezo und trat ihm mit ausgeſtreckter Hand entgegen. „Da biſt du ja, Bruder! Wo kommſt du her?

„Wo ſoll ich herkommen? Von Piſek!“

Die Andern begrüßten den Angekommenen gleichfalls.

„Das Neſt iſt zäh; dieſes Piſek“, ſagte Schlemmersdorf. „Wie lange liegt Ihr ſchon mit Eurem Regiment davor?“

„Ich bin erſt ſeit vierzehn Tagen ins Lager gerückt; aber es ſieht doch nicht aus, als ob die Stadt ſich ergeben würde? — Da iſt der General!“

Mansfeld trat ein; ein graubärtiger Kriegsmann, der ſich beſcheiden zurückhielt, folgte ihm. Doch der General nahm ihn, als ſie Beide im Saale waren, bei der Hand, führte ihn vor und ſprach heiter: „Seid beſtens begrüßt, Kameraden; hier bringe ich noch einen unverhofften Gaſt mit, Hauptmann Wolodna; er kommt geradeswegs aus Prag und kann Euch von der Krönung erzählen. — Ihr habt ſeine Bekanntſchaft ſchon früher gemacht!“

„Das ich nicht wüßte!“ ſagte Carpezo.

„Du nicht, Alter“, ſagte Mansfeld lächelnd, aber ihr Beide, Schlemmersdorf und Hayd.“

Beide ſahen den General verwundert an. „Ich kann mich doch nicht entſinnen“, ſprach Schlemmersdorf und maß Wolodna vom Kopf bis zu Fuß.

„Und es iſt doch keine zwei Stunden her! Das war der Reiter, dem Wind und Schneewirbel ſo zuſetzten.

Nun, ich denke, mein Rüdesheimer und Tokayer werden ihm die Glieder auswärmen!“

„Und dieſes Kaminfeuer“, meinte Carpezo.

„Setzt euch, Freunde“, lud Mansfeld ein.

Sie nahmen Platz.

Die Diener ſetzten raſch Jedem den Teller mit dampfender Suppe hin, die Allen ein ſo willkommenes Labſal war, daß, während ſie dieſe verzehrten, nur wenige kurze Worte des Geſprächs gehört wurden.

Nachdem die Teller geleert waren, ergriff Mansfeld, da die Diener während deſſen ſchon jedem Gaſte voll eingeſchenkt hatten, ſeinen Becher und ſtand auf.

„Der König ſoll leben!“ rief er ernſt und feierlich. Alle erhoben ſich raſch von den Sitzen. „Es iſt das erſte mal heut, daß wir uns gemeinſchaftlich zur Tafel ſetzen, ſeit Böhmen ſeinen König gekrönt hat. Er lebe hoch!“

„Hoch!“ erſchallte es wie aus Einem Munde. — Sie klingten an und reichten einander die Hände zum herzlichen Gruß.

„Und nun: Euer Willkommen“, erhob Mansfeld noch einmal den Becher und wandte ſich zu jedem Einzelnen.

Nachdem ſie die Gläſer geleert, ſetzten ſie ſich wieder.

„Wolodna, jetzt erzählt uns was von der Krönung“, forderte Mansfeld auf. „Wir haben den Lärmen und Jubel hinter uns, bei Euch iſt's erſt angegangen. Es ging hier auch fröhlich her, als der Kurfürſt — denn damals war er ja noch nicht König — von Waldſaſſen hereinkam. Eger ſah ſtattlich genug aus, als die Ritter und Stände hier die Cavaleriebeſatzung bildeten. In Prag muß es aber doch noch in größerm Stil hergegangen ſein. Vom Einzuge

wiſſen wir ſchon. Ihr ſeid aber der erſte Bote, der uns nach der Krönung zukommt.“

„Ich ſetzte mich eine Stunde, nachdem der König die Kirche verlaſſen hatte, zu Pferd“, antwortete Wolodna; „allein ich verwundere mich doch, daß Euch noch keine Nachrichten zugegangen ſind, Herr Graf, da ich mit meinem Pferde nicht ohne zwei Nachtquartiere herkommen konnte bei den böſen Wegen. Und das war ſchon mit aller Anſtrengung geritten.“

„Glaub's!“ warf Mansfeld hin. „Aber was die Botſchaften anlangt, ſo müſſen ſie in Prag mehr zu thun gehabt haben, als uns Beſchreibungen der Feſtlichkeiten hierher zu ſchicken. Das ändert auch nichts in unſerem Krame hier! Wir laſſen die Feſtungswerke in Stand ſetzen und armiren die Wälle; vor Piſek werfen wir Trancheen auf und campiren im Koth. Die Mannſchaften ſchlottern Nachts vor Kälte oder im Fieber und hungern bei Tage oder laſſen ſich Blei in die Knochen ſchießen. Das bleibt beim Alten, ob in Prag gekrönt und jubilirt wird oder nicht. Alſo erzählt nur, ſonſt erfahren wir hier nichts; wenn ſie uns brauchen, werden ſie ſchon an uns denken!“

„Cospetto“, fuhr Carpezo heraus. „Jetzt denke ich, da Se. Majeſtät regiert, wird es anders werden. Aber es iſt ſchändlich! Der Bauer will dem Kriegsmanne, der ſich für ihn herumhaut, nicht einmal ein Obdach und ein Stück Brot geben!“

„Ihr verlangt auch, daß er zu viel an ſeine Glaubensfreiheit ſetze!“ lachte Mansfeld bitter. „Aber eine Schande iſt's, daß die dreißig Regenten, die bisher die dreißig Staatsruder führten, uns nicht einmal die Mittel gaben, mit Nachdruck zu verfahren. Wir haben ja nicht die Mannſchaften zum Schanzen ausheben können!“

„Glauben ſie denn, zum Teufel", rief Schlemmersdorf, „daß die piſeker Bürger ihre Wälle abtragen werden, damit wir bequem mit der Schlafmütze auf dem Ohre in die Stadt marſchiren können!"

„Nun, laßt das jetzt gut ſein, Herr Bruder", begütigte Mansfeld; „ſonſt hören wir nichts von der Krönung. Ich hätte von den Hudeleien und Sudeleien gar nicht anfangen ſollen. Es wird nun hoffentlich anders werden!"

„Per Baccho! Es muß!" rief Carpezo und trank einen derben Schluck.

„Ihr ſollt aber hier bei mir wenigſtens nicht hungern wie unſere Lanzenknechte", ſcherzte Mansfeld. „Ein Mund voll Fleiſch und ein Mund voll Worte ſchieben ſich ſchon ineinander. Da habt ihr eine Probe meiner Heldenthaten hier!"

Er zeigte auf einen großen wilden Schweinskopf, den der Leibdiener Pietro in einer ſchweren ſilbernen Schüſſel auf den Tiſch ſetzte.

„Das muß ein gewaltiger Keiler geweſen ſein", ſagte Wolodna, der als alter Forſtmann das Thier ſachkundig ſchätzte.

„Er verdankt mir ſein ſeliges Ende; oder ſein unſeliges, denn ich habe ihn abgefangen ohne Abſolution und letzte Oelung. Auf der letzten Jagd bei Schloß Ellnbogen. — Schade, daß ich's vergeſſen habe, ich hätte ihn zur Krönungstafel nach Prag ſchicken ſollen. Aber erzählt, erzählt! Füllt uns die Ohren, Hauptmann, den Mund füllen wir uns ſelbſt; und ihr da (er wandte ſich zu den Dienern) füllt die Becher!"

Wolodna berichtete über die Vorgänge, denen er beigewohnt hatte. Er that es mit herzlichem Antheil, in biederer, treuer Geſinnung gegen den neuerwählten Herrn, den

ſich Böhmen geſetzt. Seine ſchlichte Darſtellung machte auf die Kriegsmänner einen guten Eindruck, ſo manche Urſache ſie hatten, ſich über Misſtände zu beſchweren.

„Es muß ſehr gut werden in Böhmen", ſagte Hayd, „wenn ſich die Hoffnungen nur halb erfüllen, die in den Herzen Aller leben!"

„Wollen's abwarten", warf Mansfeld barſch hin. „Wie behagt Euch dieſer Rüdesheimer, Hauptmann Wolodna?" fragte er ablenkend.

„Ich bin nicht allzu ſehr verwöhnt, was Wein anlangt, Herr Graf", antwortete dieſer beſcheiden lächelnd, „und daher auch kein Kenner. Aber mich dünkt, ich hätte noch nie ein köſtlicheres Glas getrunken ſo voll gewürzigen Duftes."

„Das könnte wol ſein", entgegnete Mansfeld wohlbehaglich; „er iſt mir ſelbſt noch nicht oft ſo gut vorgekommen. Schmeckt einmal, Gualtiero, Ihr kennt die Quelle, woher er ſtammt! Erkennt Ihr ihn wieder?"

„Ich glaube, daß iſt derſelbe Wein, General, den Ihr uns ſchon im vorigen Jahre zu Bamberg zuweilen vorgeſetzt habt! Aus dem biſchöflichen Keller."

„Getroffen! Der Biſchof iſt ſo höflich geweſen, mir ein Fäßchen zu ſchicken. Er hat ſich damit bedanken wollen für die gute Mannszucht, die ich gehalten, als ich mich ſechs Wochen in Stadt und Schloß einquartierte ſehr zum Misbehagen des hochwürdigen Herrn, der mit einem Ketzer wie ich ungern zu thun haben mochte!"

„Vorzüglich, wenn er an der Spitze von ſechstauſend Soldaten ſtand", ſagte Gualtiero lachend.

„Corpo di Baccho, aber ein Kernwein", rief Carpezo aus und ſchlürfte ihn prüfend ein.

„Ich habe ihn ſchon ein halbes Jahr; aber bei unſerm

unſteten Leben konnte ich nicht dazu kommen, ihn zapfen zu laſſen. Er lagerte in Pilſen, und ich bin froh, daß Boucquoi und ſein Quartiermeiſterſtab ihn mir nicht ausgetrunken haben nach der Affaire bei Groß-Lasken. Hätten ſie gewußt, daß ſolch ein Fäßchen Weihwaſſer dort begraben liege, ſie wären uns beſſer auf den Ferſen geweſen, um die Stadt zu nehmen!“

„Wie kommt aber der Wein hierher?“ fragte Gualtiero.

„Zum Henker, als die böhmiſchen Herren hier gleich zu Dreihunderten einrückten, um den Kurfürſten zu Waldſaſſen einzuholen, mußte ich doch etwas für meinen Keller ſorgen? Wenn ich auch nur einen Streifzug hierher gemacht habe! Hundert Flaſchen ließ ich fortſchaffen, heut wollen wir die letzten leeren. Stoßt an, ihr Herren! Der Biſchof von Bamberg ſoll leben!“

Alle tranken die muthwillige Geſundheit fröhlich mit bis auf Wolodna, deſſen ernſtem Gemüth der Scherz nicht zuſagte; er hob nur das Glas ein wenig, ohne zu trinken. Niemand achtete darauf.

„Da Ihr Groß-Lasken genannt habt, General“, hub Gualtiero an, ſo ....“

„Ich darf es nennen und werde es nennen; ich habe mich deſſen nicht zu ſchämen!“ fuhr Mansfeld etwas heftig auf. „Hohenlohe mag ſich vor dem Namen hüten!“

„Eben nach dem wollte ich Euch fragen, General“, antwortete Gualtiero ruhig. „Er ſoll ſich ja ſchon ſehr in Gunſten bei Sr. Majeſtät zu ſetzen verſtanden haben.“

Mansfeld und Wolodna wechſelten bedeutſame Blicke. Der Erſte wollte eben erwidern, als die Thür ſich öffnete und eine Ordonnanz mit einem Briefe in der Hand eintrat.

„Was Teufel“, fuhr Mansfeld, der ſchon gereizter Laune war, auf, „wer kommt mir denn jetzt am ſpäten

Abend, wo ich Ruhe haben will, noch mit Dienſtſachen! Steht etwa der Feind vor Eger? Iſt's nichts Wichtiges, ſo ſoll ...."

„Ein Eilbote von Prag hat das Schreiben gebracht", ſagte die Ordonnanz ruhig. „Zu ſofortiger Abgabe!"

„Her mit dem Wiſch!" herrſchte Mansfeld den gelaſſenen Reitersmann an und nahm ihm das Schreiben heftig aus der Hand. „Wenn's aus der Kanzlei iſt, hab' ich ſchon genug, bevor ich's geleſen! Was aus dem Tintenpfuhl kommt, möchte meinethalben im Schwefelpfuhl enden!"

Er hatte das Wachsſiegel abgeriſſen, entfaltete den Brief und las mit rollenden Augen. Die Gäſte ſchwiegen während deſſen ernſt. „Gut! Abgemacht!" rief er der Ordonnanz zu und winkte, daß ſie hinausgehe. „Ich muß euch die Depeſche vorleſen, ihr Herren, ſie geht auch euch an", ſprach Mansfeld im trocknen Tone, aber mit einem finſtren Blick, der beſonders auf Wolodna haftete, und las:

„Se. Majeſtät der König von Böhmen und Kurfürſt Friedrich der Fünfte von der Pfalz haben die Gnade gehabt, mich zum Oberfeldherrn der ſämmtlichen Heere des Königreichs zu beſtellen. Indem ich Ew. Excellenz dies zur Kenntniß bringe, erſuche ich Wohldieſelben zugleich, die begonnene Umſchließung und Belagerung von Piſek nach Möglichkeit zu fördern. Es kommt jetzt Alles darauf an, Böhmen auf dieſer Seite ganz vom Feinde zu ſäubern, und werde ich ſelbſt binnen zwei oder drei Tagen von hier nach Piſek abgehen!

Ew. Excellenz wohlgewogener und ergebenſter

Fürſt Chriſtian von Anhalt."

Es herrſchte ein betroffenes Schweigen unter den Oberſten; die Nachricht war ihnen zu überraſchend gekommen.

„Wir wiſſen nun doch, wer unſer Chef iſt, und haben es nicht mehr mit dem dreißigköpfigen Ungeheuer der Directoren zu thun", ſagte Mansfeld mit ironiſchem, halb unterdrücktem Lachen, das ſeinen Ingrimm durchſchimmern ließ.

„Wird denn nun auch Thurn unter dem Fürſten Chriſtian ſtehen?" fragte Obriſtwachtmeiſter Hayd.

„Oberbefehlshaber ſämmtlicher Armeen, das iſt deutlich, denke ich", antwortete Mansfeld mit Nachdruck. „Bei alledem, es läßt ſich nichts dawider einwenden. Der Fürſt war Oberfeldherr der Union und des Kurfürſten, und bleibt es. Mit dem alten ehrlichen Haudegen will ich auch wol auskommen, ... wenn aber", ſetzte er mit einem Ton hinzu, der ein heftiges Wort erwarten ließ, und Alle horchten auf. Doch er hielt inne und rief: „Pah! das ſoll uns den heitren Abend nicht verkümmern!" Er warf den Brief einem der Lakaien zu.

„Auf meinen Tiſch! — — Die weiſe Ermahnung am Schluß hätte der Obergeneral ſich erſparen können. Wir werden ſchon von ſelbſt dahinter ſitzen, Piſek zu nehmen. Ich pflege den Krieg nicht in der Schlafmütze zu führen! Daß wir die Kaiſerlichen hier aus Böhmen zu jagen haben, wiſſen wir auch; ich wollte nur die Herren in Prag hätten es bisher ſo gut begriffen wie wir, und uns nicht immer Blei an die Sohlen gehängt, wenn wir vorwärts wollten! — Aber, — fort mit alledem!" Er ſchenkte ſich den Becher voll, ſtieß mit ſeinen Gäſten an und ſagte lachend:

„Die Pfaffen hol' der Teufel, aber ihre Weine — wollen wir holen! — Wir ſollten einmal einen Feldzug an den Rhein machen! Da iſt gut Quartier nehmen!"

„Ja, beim Kurfürſten von Mainz zum Beiſpiel!" meinte Schlemmersdorf.

„In Schloß Ingelheim", fiel Gualtiero ein.

„Bei unſerem königlichen Herrn in der Pfalz, auf dem heidelberger Schloß, iſt am beſten hauſen", war Hayd's Anſicht.

„Genug! Der Rhein gefällt uns! — Schenkt ein ihr Müßiggänger", rief Mansfeld den Dienern zu.

Sie eilten mit neuen Flaſchen herbei. Die tapfern Trinker leerten die Becher und ließen ſie neu füllen. Nur Wolodna zog zurück.

„Wie Alter? Ihr fürchtet Euch ins Feuer zu gehen?" ſchalt ihn Mansfeld.

„Bin's nicht gewohnt, Herr General", lehnte Wolodna beſcheiden aber feſt ab; „ich habe mein Maß!"

Doch Mansfeld rief: „Pah! Man muß auch einmal übers Maß gehen, und ſich doch im Sattel halten! Iſt das ein Reiter, der immer Schritt reiten will?" Und Wolodna mußte den Becher darreichen.

Das Geſpräch wurde immer lauter und fröhlicher. Der ſoldatiſche Uebermuth ließ nichts unangetaſtet. Kein gekröntes Haupt blieb verſchont, Kaiſer und Papſt, Fürſten und Prieſter, Pfaffen und Laien, Gelehrte und Frauen, alle wurden durch die Hacheln des Spottes gezogen.

Mansfeld war Allen voran mit der Zunge, wie in der Schlacht mit dem Degen. Dennoch hielt er, der das Roß des Uebermuths am wildeſten tummelte, es ſicher im Zügel, und ſteckte auch den Andern Maß und Ziel. Er hatte die Grenzen des Erlaubten weit ausgedehnt, aber dieſe überſchritt auch Niemand. Ein warnender Blick ſeines Auges reichte hin, um ſchon beim erſten, allzu kecken Wort die Rede abzuſchneiden. — Zuweilen ging ihm auch das Herz über Der Wein machte ihn eigentlich weich, und ſeine ſatiriſche Schärfe war nur die ſtachelige Schale, mit der er den milderen Kern, den er nicht blicken laſſen mochte, bedeckte. Den alten Carpezo, ſeinen vieljährigen Waffengefährten

hatte er vor Allen lieb. Sowie er das Auge auf ſein ergrautes Haupt warf, mußte er an Groß-Laſken und die unerſchütterliche Treue und Tapferkeit des Alten denken. Dieſe Niederlage hatte einen bittern Stoff in ihm zurückgelaſſen, der ſich durch manche neue Erfahrung, wozu auch das gehörte, wovon ihm Wolodna und der Brief des Fürſten Chriſtian Nachricht gegeben, eher mehrte und ſchärfte, als abnahm und milderte. Carpezo's Schickſal an jenem Tage machte ihn jetzt weich und ergrimmt zugleich.

„Alter!“ rief er ihn herzlich an. „Ich freue mich immer wieder, daß wir hier zuſammen bei Tiſch ſitzen! Ich dacht' es kaum, als wir damals Abſchied nahmen! Hätte ich ſie nur alle ſo ranzioniren können wie dich!“

„Ja wol! Die Peſt über die Hallunken, die die Capitulation nicht halten!“ eiferte Carpezo.

Mansfeld ſchwieg finſter.

„Iſt denn die Capitulation gebrochen worden?“ fragte Wolodna.

„Sie ſind nichtswürdig mit uns verfahren!“ antwortete Carpezo im Eifer. „Es war Bedingung, daß ſich Jeder gegen einen Monat Sold ranzioniren dürfe. Die Leute wurden aber gleich vom Schlachtfelde, todesmatt von der blutigen Arbeit, von Hitze, Durſt, Hunger und Wunden, abgeführt, ein Trupp hierhin, der andere dorthin. Sie ſperrten ſie über Nacht in die Kirchen der Dörfer, ſo eingepfercht, daß Niemand ſitzen noch liegen konnte. Achtundvierzig Stunden ließen ſie ſie ohne einen Biſſen Brot, ohne einen Tropfen Waſſer, im Wundfieber, in der Junihitze, in Durſt, Peſtgeruch und Unrath, — da nahmen ſie freiwillige Dienſte bei den Kaiſerlichen!“

Wolodna erſtarrte faſt.

„Kein Führer konnte für die armen Teufel ſprechen,

keiner ihnen Rath geben — denn ſie waren von uns getrennt. Ich erfuhr erſt nach meiner Auslöſung, wie man verfahren war! Das heißt eine Capitulation halten! Sie hatten ja alle freiwillig Dienſte genommen! Ha, ha, ha!"

„Pah! Fort damit", rief Mansfeld, ſtreckte aber Carpezo die Hand hinüber und ſchüttelte ſie ihm mit einem Blick, in dem ſich Herzlichkeit und verhaltener Ingrimm miſchten. „Wir machen's gut!" Ein Blitz ſeines Auges bei dieſem Wort war mehr Unterpfand, als ein Schwur, daß er es löſen werde.

„Aber fort damit jetzt! Wir ſind vergnügt beim Becher! Da wollen wir nicht an altem Plunder den Aerger nähren! Kommt Zeit, kommt Rath! — Friſches Feuer auf die Zunge! Tokayer! — Im Pokal, zum Rundtrunk!"

Pietro ſtellte einen großen prächtig geſchliffenen Glaspokal, bis an den Rand mit dunkelbraunem Tokayer gefüllt, vor Mansfeld.

„Der ſchlägt doch den Rüdesheimer! Das iſt flüſſiges Feuer!" Er that einen tiefen Zug und reichte dann den Becher ſeinem Nachbar. Er machte die Runde.

Der feuerſprühende Wein erhitzte die Kriegsmänner noch mehr! Hatte vorher der Spott, die Luſt des Uebermuthes ſich freie Bahn gebrochen, ſo loderte jetzt ihr Eifer für die Sache, der ſie dienten, für den Krieg, für Das, was geſchehen war und geſchehen ſollte, auf. Jeder dachte eigener Erlebniſſe, eigener Thaten; nicht ruhmredig, aber ſtolz, und im Bewußtſein und in der Hoffnung neue zu vollbringen. Nur das Vort „Groß-Lasken" wollten Carpezo und Mansfeld nicht mehr hören.

„Ihr könnt mir ebenſo gut einen Becher Blut einſchenken, als von dem hundsföttiſchen Tage ſprechen", rief Carpezo wild gegen Schlemmersdorf, der wieder davon begann.

Und Mansfeld ſchlug ſtark mit der Fauſt auf den Tiſch. „Holla! Kein Wort mehr darüber. Ich werde mit der That daran denken!“

Sein funkelndes Auge blitzte ringsum Alle an; es war wie ein Gebot in voller Schlacht. Mitten in der Luſt des Weins galt ſein Anſehen: Plötzlich herrſchte lautloſe Stille. Der Glockenſchlag vom Stadtthurm ertönte mit dumpfem Dröhnen.

„Mitternacht!“ warf Carpezo, wie von einem innern Schauer geſchüttelt, heraus und ſtarrte in die dunkle Ecke des Saales ihm gegenüber.

Der Sturm brauſte auf und heulte um das Schloß, daß die Scheiben zitterten.

„Gute Nacht, ihr Herren“, ſagte Mansfeld und ſtand zuerſt auf. „Es iſt ſpät, und wir müſſen morgen um ſieben Uhr reiten. — Gute Nacht! —“

Sie gürteten die Degen um und gingen, gleich wie im dienſtlichen Gehorſam, doch mit herzlichem Handſchlag ſcheidend. —

„Ihr müßt hier im Saal übernachten, Hauptmann Wolodna; jede Kammer im Schloß iſt beſetzt“, ſagte Mansfeld.

Wolodna verbeugte ſich.

„Kann's Euch nicht beſſer anbieten; aber wir haben ſchon ſchlechter gelegen!“

Wolodna lächelte. „Ich denke auch!“

„Nun, der Saal iſt nicht beliebt! Sie fabeln von Geſpenſtern, die umgehen. Aber Ihr ſeid ein alter Jäger, Ihr werdet mit Hexen und Kobolden fertig zu werden wiſſen“, ſcherzte Mansfeld.

„Macht das Lager für den Hauptmann zurecht!“ rief er den Dienern zu. — „Eure Briefe findet Ihr morgen fertig. Das Andere wißt Ihr, Wolodna!“

Dieſer bejahte.

„Wir reiten dann morgen Alle zugleich, wenn ſich auch unſere Straßen bald ſcheiden. Gute Nacht!“

Mit dieſen Worten ging er der Thür nach ſeinem Zimmer zu; ein Diener mit einem Doppelleuchter ſchritt ihm voran.

Die anderen brachten eine Schütte Stroh in den Saal und legten ein paar weiche wollene Decken darüber; das bildete Wolodna's Lagerſtatt. — Sie ließen ihn allein, indem ſie ſich leiſe murmelnd, und mit ſeltſamen Blicken umſchauend, als ſcheuten ſie gleichfalls die Unheimlichkeit des Orts, entfernten.

Wolodna, müde von der Anſtrengung des Tages und noch mehr von dem Wein, machte ſich's raſch bequem, löſchte das Licht und ſtreckte ſich, in den Mantel gewickelt, auf das Lager.

Zu ſeinem ernſten, leiſe gemurmelten Gebet heulte der Sturm das ſchauerliche Nachtlied. Aber es wiegte den Gewiſſensruhigen bald ein.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Die körperlichen Anſtrengungen der letzten Tage bereiteten Wolodna einen feſten, todtenähnlichen Schlaf; doch die geiſtigen Anſpannungen dieſer Zeit, auch wol die Glut des ungewohnt und ſpät genoſſenen feurigen Weins brachten ihm wilde, verworrene Träume. Sie ſteigerten ſich durch den um das Schloß und in die Kamine deſſelben heulenden

Sturm. Bald wähnte er ſich mitten in der Schlacht, vom Roß geſtürzt, während das Getümmel des Kampfes über ihn hinweg brauſte. Er ſah aufbäumende Roſſe über ſeinem Haupt, die ſich auf ihn niederzuſenken drohten; doch ſie verſchwanden wie Nebelgeſtalten, und andere drängten ſich, einer wilden Jagd gleich, im dunklen Gewimmel an ihre Stelle. — Plötzlich ſchwanden dieſe Bilder, und er fand ſich in dem Saal des Schloſſes, wo er zu Nacht geſpeiſt hatte, wieder. Er ſaß an einer langen Tafel, aber außer ihm ſah er nur ſchwarze, tiefverhüllte Geſtalten ringsum ſitzen, in Helmen mit geſchloſſenen Viſiren. Sie reichten, offenbar ein Nachklang aus dem Abendfeſte Mansfeld's, ihm die Becher zu, um mit ihm anzuſtoßen. Allein, wenn die ſchweren Pokale aneinander klirrten, flogen die Helmviſire auf und bleiche Schädel ſtarrten ihn mit leeren Augenhöhlen an. Der Becher in der eigenen Hand wurde ihm dabei centnerſchwer, es war ihm, als ſei ſeine Fauſt angeſchmiedet an den ehernen Fuß des Pokals. Ein Grauen durchſchauerte ſeine Glieder, der kalte Schweiß der Todesangſt trat ihm vor die Stirn. Plötzlich veränderte ſich die Scene. Es dünkte ihn, die Saalthür werde donnernd aufgeſprengt und wilde Geſtalten ſtürzten mit Schwertern und Speeren herein. Ihnen folgten andere, die Feuerbrände ſchwangen; der ganze Saal ſtand in Flammen. Die ſchwarzen Geſpenſter waren verſchwunden, und bärtige Krieger ſprangen ſtatt ihrer von den Sitzen auf. Die Einſtrömenden drangen gegen ſie an, durchſtießen ſie unter wildem Geheul mit den Speeren, hieben ſie mit ihren Schwertern nieder. Ein furchtbarer Kampf begann, Blut floß aus breiten Wunden! Wolodna wollte aufſpringen, es war, als ſei er mit Ketten an den Boden gefeſſelt. Da ſtürzten einige der Eindringenden auf ihn zu, er fühlte ſich

an die Schultern gefaßt, ſein Name ertönte von lauter Stimme.

Jetzt zerriſſen die Bande des Traumes, er ſprang auf und taumelte empor!

„Holla! Was wollt ihr“, rief er, all ſeine Kraft zuſammenraffend, und ſtieß die Angreifer zurück.

„Wolodna! Was habt Ihr? kommt doch zu Euch!“ hörte er ſich anrufen.

Er wußte nicht mehr ob er träume oder wache! Er fühlte die Kraft ſeiner Glieder, fühlte ſich angefaßt von ſtarkem Arm, und ſah doch die ſchwarzen Traumgeſtalten und die Feuersbrunſt um ſich her.

„Kommt zu Euch!“ wiederholte eine Stimme. „Ihr ſeid noch ſchlaftrunken!“ Zwei kraftvolle Arme ſchüttelten ihn. Endlich fühlte er ſich ganz erwacht, ſeiner Sinne mächtig, und wußte wo er ſich befand; allein die düſtren Geſtalten, von rothem Blutſchein überflutet, bewegten ſich rings um ihn. Er vermochte Traumbild und Wirklichkeit nicht zu ſondern.

„Ihr habt einen Schlaf wie ein Bär“, ſprach einer der Männer, und jetzt erkannte er Mansfeld's Stimme; „erweckt Euch denn der Feuerſchein nicht?“

Wolodna ſah erſt jetzt, daß der glühende Schimmer von außen her durch die Fenſter des Saales drang. Jenſeit des Walles, ganz in der Nähe ſtanden mehrere Gebäude in Brand.

„Die Mühle brennt und die Bauerhäuſer umher“, ſagte Mansfeld, dem die Wachen Meldung von der Feuersbrunſt gemacht hatten, und der in den Saal gekommen war, weil man ſie aus deſſen Fenſtern am beſten ſah.

„Der Flammenſchein muß Euch im Schlaf ganz verwirrt haben“, fuhr er zu Wolodna gewandt fort; „denn

Ihr laget in Verzuckungen da. Ich mußte Euch wahrhaftig aus Erbarmen mit Eurem jammervollen Zustand aufrütteln laſſen", ſetzte er ein wenig ſpottend hinzu.

„Ich hatte gar zu wüſte, wilde Träume", antwortete Wolodna und ſpähte in allen Räumen des Saales umher, ob er die Geſtalten ſeines Traumes noch erblicke. Er ſah aber nur die Begleiter Mansfeld's, Diener und Lanzenknechte, die Erſten in allerlei ſeltſamen Trachten, in welchen ſie vom Lager aufſpringend, herbeigeeilt waren, die Andern von der Schloßwache in voller Uniform.

„Wie zum Teufel nur das Feuer ausgekommen ſein mag", fragte Mansfeld auf die Brandſtätte ſchauend, „alle Baracken in Brand! Es ſtürmt zwar heftig, aber ſo ſchnell kann die Flamme doch nicht von einem Neſt in das andere geſprungen ſein."

„Der rothe Hahn hat auf allen Dächern zugleich gekräht", antwortete einer der Lanzenknechte. „Ich war gerade unter dem Wall bei unſerem Holzſchuppen, als der Wachtpoſten droben Feuer rief. Keine Minute verging bis ich droben ſtand, und da leckte die Flamme ſchon aus der Mühlenhaube und aus den vier Dächern!"

„Holla! Das ſähe ja aus wie angelegt! Es ſtreifen hier doch keine Kroaten oder Ungarn, von denen man ſich ſolcher Streiche verſehen könnte? — Die Ordonnanz muß aber auch eine Schnecke ſein! Sie könnte ſchon dreimal wieder hier ſein mit dem Rapport!"

„Mit Vergunſt, General", bemerkte der Lanzenknecht, „der Umweg durchs Thor über die Zugbrücke iſt weit, und draußen ein Koth, wo man bis ans Knie verſinkt!"

„So! Wirklich? Wirſt du mich das lehren, Meiſter Vorwitz? Gelüſtet's dich krumm geſchloſſen zu werden? —

Hielte ich dir nicht etwas zu Gute von Pilſen her, du ſollteſt es vierundzwanzig Stunden verſuchen!“

Es war einige Augenblicke ganz ſtill. Da hörte man draußen ein tobendes Raſſeln wie von ſchweren Wagen oder Geſchütz.

„Schau zu, Wenzel, ob das die Feuerleitern und Spritzen der Stadt ſind“, gebot Mansfeld dem Lanzenknecht, der ſtumm gehorchte. In der Thür rannte ihn die haſtig eintretende Ordonnanz faſt um.

„Aha! Da biſt du ja! Nun? Was bringſt du für Nachricht?“

„Der Müller behauptet, das Feuer ſei angelegt. Kein Menſch iſt in der Mühle geweſen. Er hat ſelbſt um ſieben Uhr Alles revidirt. In allen Häuſern hat es zugleich angefangen. Der Rauch hat die Bewohner beinahe erſtickt. Sie haben nichts gerettet als das nackte Leben und das Hemd, mit dem ſie aus dem Bett geſprungen ſind.“

„Und wer ſoll's angelegt haben?“

„Der Müller hat Argwohn auf zwei Kerle, die geſtern Abend um eine Herberge angeſprochen haben, weil das Stadtthor ſchon geſchloſſen war; die ſind verſchwunden!“ —

„Hm!“ ſummte Mansfeld; er wandte ſich wieder zum Fenſter und ſah nach den brennenden Gebäuden. „Die Spritzen und Feuerleitern hätten ſie unangerührt laſſen können. Da iſt nichts mehr zu retten!“ warf er hin.

„Die Unglücklichen ſcheinen es doch zu verſuchen“, ſagte Wolodna, „ſie ſind geſchäftig um die Glut her.“

Man ſah viele Geſtalten, die ſich im Feuerſchein hin- und herbewegten, gleich ſchwarzen Schatten an der Glut vorüberſtreifen.

„Den beiden verdächtigen Kerlen muß nachgeſpürt werden“, ſagte Mansfeld nach einer Pauſe. „Schafft mir

den Müller oder ſonſt Jemand, der ſie geſehen hat, gleich zur Stelle. Ich will ſie ſprechen, bevor ich aufbreche. Ueberhaupt, die Abgebrannten ſollen hier in der Stadt ihr Unterkommen haben. Die Häuſer müſſen ſie doch bis auf den Grund verbrennen laſſen."

Er befahl, daß die Ordonnanz mit einigen Leuten von der Wache hinaus ſollte, um den Verunglückten dies anzuſagen, und ihnen das Wenige ihrer Habſeligkeiten, was ſie hatten retten können, hereinſchaffen zu helfen. Vier Uhr war vorüber. Vor dem Aufbruch nochmals zu Bett zu gehen lohnte nicht der Mühe. Er befahl daher den Dienern, ihm einen warmen Frühtrunk zu bringen, und ging auf ſein Zimmer, um ſich vollends anzukleiden und noch einige Geſchäfte abzuthun.

Wolodna warf ſich auch wieder ganz in die Kleider, und blieb den übrigen Theil der Nacht auf. Nach einiger Zeit kamen mehrere Flüchtige aus der Mühle und den niedergebrannten Häuſern. Auch der Müller war darunter, und trat von der Ordonnanz geführt in den Saal. Dem Unglücklichen war das Haar völlig verſengt, das Geſicht geſchwärzt, und an der Stirn hatte er eine große blutende Brandwunde von einem verkohlten Balken, der ihm auf die Stelle gefallen war. Er war in der kalten Novembernacht halb nackt; ein grobes Hemd, darüber eine ungariſche Decke von langem Ziegenhaar, das nächſte Stück, was er in der Beſtürzung ergriffen hatte, um ſeine Blöße zu bedecken, machte ſeine ganze Kleidung aus. Die Soldaten und Diener umringten ihn, er war der Gegenſtand ihrer Theilnahme und ihrer neugierigen Fragen.

„So ſollſt du nicht zum General hinein", ſagte ein Diener, „ich will dir erſt ein Paar Hoſen und Schuhe bringen."

„Laß ihn doch, Benedict", ſagte ein anderer, „je elender er ausſieht, je mitleidiger iſt der General!"

„Haltet uns nicht auf", erwiderte mürriſch die Ordonnanz, „der General hat nicht Geduld zu warten. Es kommt auf meinen Pelz."

Unterdeſſen war Benedict ſchon mit den Kleidungsſtücken herbeigeſprungen und nöthigte ſie dem Müller auf: „Du kannſt ja ſagen, daß du ſie von mir haſt! Da bleibt dein Elend daſſelbe. Du ſiehſt auch ſo noch immer jammervoll genug aus."

Indem der Unglückliche, den Wolodna theilnehmend betrachtete, die Schuhe angezogen hatte, und, da er vor Froſt ſchlotterte, eben haſtig die Beinkleider überziehen wollte, trat Mansfeld ein.

„Seid Ihr der Müller von drüben?" redete er dieſen ſogleich an, und da derſelbe, erſchreckt, nicht wußte, was er in ſeiner ſeltſamen Lage thun ſollte, fuhr er barſch aber gutmüthig fort: „Nun fahrt ins Teufels Namen nur erſt in die Hoſen! Ihr braucht mir nicht nackt Rede zu ſtehen! Es ſieht ohnehin übel genug mit Euch aus. — Das Feuer, meint Ihr, ſei angelegt?"

„Ja — gnädigſter Herr General", antwortete der Müller und neſtelte verlegen an ſeinen Hoſen.

„Helft ihm doch, ihr Eſel", fuhr Mansfeld die Diener an. „Soll er auf einem Bein ſtehen wie ein Kranich, während er die Pumphoſen anzieht?"

Die Diener ſprangen hinzu; mit zwei Griffen war der Müller jetzt ſo weit, daß er ſchicklich Antwort geben konnte.

„Und wen habt Ihr in Verdacht?"

„Es kamen geſtern Abend, als es ſchon dunkelte, zwei Leute, vom Gebirge der Tracht nach, und wollten Nacht-

quartier, weil ſie nicht mehr nach Eger hinein könnten Sie ſahen nicht recht geheuer aus, doch wollten wir ihnen, da es kalt war, ſchneite und ſtürmte, das Obdach nicht weigern. Sie ſchliefen im Schuppen unterm Dach. Um drei Uhr früh brach das Feuer aus. Ich ſah zuerſt den rothen Schein in der Mühle. Und wie ich vom Bett aufſpringe, brennt's auch in meinem Hinterhaus; und als ich vor die Thür ſtürze, leckt die Flamme ſchon aus allen Dächern. Die Fremden waren fort!"

„Wie waren die Kerle gekleidet?"

„Wie die Bauern vom Erzgebirge. Braune Kittel, breite ſchwere Filzhüte; der eine hatte ganz ſtarres ſchwarzes Haar und Bart, breite Backenknochen und ein paar kleine blitzende Augen."

„Der Burſch ließe ſich ſchon wiedererkennen! Gott ſei ihm gnädig, wenn wir ihn faſſen!" rief Mansfeld.

Wolodna hatte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört. „Nach Eurer Beſchreibung glaube ich den Menſchen zu kennen", ſagte er.

„Wißt Ihr etwas Näheres von ihm?" ſagte Mansfeld.

„Wenn meine Vermuthung richtig iſt, kenne ich ihn nur zu gut", ſagte Wolodna; „die Beſchreibung paßt ganz auf Den, den ich meine. — Doch begreife ich gar nicht, wie er hierher kommen ſollte! Es gibt freilich auch Leute genug, die einander ähnlich ſind in der Welt, und es mag ein ganz Anderer ſein, als ich vermuthe."

„Den wollte ich unter Tauſenden wiedererkennen!" meinte der Müller.

„Ordonnanz", befahl Mansfeld, „du gehſt zum Obriſtwachtmeiſter Hayd; er ſoll auf der Stelle ein Cornet ſeiner Leute ſatteln laſſen und Patrouillen auf alle Landſtraßen ausſchicken, um den Verdächtigen nachzuſetzen. — „Ihr",

wandte er ſich zum Müller, „geht mit zum Major und beſchreibt ihm die Leute genau. Danach ſoll für Euch und die andern Abgebrannten geſorgt werden! — Noch Eins! — Habt Ihr keine Muthmaßung, weshalb ſie Euch das Haus überm Kopf angeſteckt haben?“

„Doch, Herr! Wir ſind gut utraquiſtiſchen Glaubens, in Herrn Johannes Huß' Lehre auferzogen. Und die Beiden waren Papiſten. Wir hatten geſtern Abend beim Nachteſſen noch viel über das Unheil der Zeit und das Elend, welches Böhmen durch die Papiſten erfährt, geſprochen. Sie hatten ſich nur wenig, aber in unſere Meinung einſtimmend, geäußert. — Aber mein Mühlenknecht, der in ſeiner Kammer unterm Schuppendach, dicht neben ihnen ſchlief, hat gehört, daß ſie auf katholiſche Weiſe beteten und giftig von uns Ketzern ſprachen, die Gott vom Erdboden vertilgen müſſe! — Wir glauben, ſie haben uns das Haus aus Religionshaß angezündet!“

„So hauſt das fanatiſche Volk überall, wo es nur aufduckt!“ rief Mansfeld zornig. „Aber laßt die Schurken in meine Hand fallen, — ſie ſollen Hölle und Fegfeuer zugleich koſten!“

Mit dieſen Worten wandte er ſich um und kehrte in ſein Zimmer zurück. —

Wolodna ging unruhig auf und nieder. Um den Ueberreſt der Nacht war es geſchehen. Gedankenvoll betrachtete er die Brandſtätte; die hellen Flammen waren eingeſunken; man ſah nur die düſterrothe Glut der Kohlen und den ſchwarzen Rauch, der ſich um die Mauern ohne Dach wälzte und aus den Fenſterhöhlen quoll.

„Was ſollte Zaloska hier gewollt haben?“ fragte er ſich; „was könnte ihn bewegen, ſich ſo großer Gefahr preiszugeben? Hm! Sie haben überall Späher und Kund-

ſchafter in Böhmen, — jetzt, da der König eingezogen und gekrönt iſt, könnte es ihnen ganz beſonders um allerlei Nachrichten zu thun ſein! — Aber gerade hier in Eger, wo er hinein gewollt hat, — und weshalb dieſes Brandſtiften? Was kann es ihnen nützen, und welcher Gefahr ſetzten ſie ſich aus!“ —

Solche Betrachtungen wogten auf und ab in ſeiner Bruſt. Seine Sinne wurden immer düſterer. — „Ich weiß nicht was mich ſo bedrückt“, ſagte er leiſe vor ſich hinmurmelnd; „allein mir will kein Funke freudigen Muthes wieder in der Bruſt aufglimmen! Es ſcheint alles ſo gut zu gehen und zu ſtehen, für unſere Sache, für Böhmen, — und dennoch meine Seele wird nicht froh! Nun, Gott wird das Ende verwalten!“ ſagte er fromm und blickte aufwärts, wo zwiſchen dunklem, ziehendem Gewölk die Sterne blinkten. — Ein inniges Gebet ſtieg aus ſeiner Bruſt zum ewigen Vater empor. —

In einem Lehnſeſſel hatte er den Ueberreſt der Nacht zugebracht. Jetzt nahte der Tag. Es wurde lebendig im Schloß und auf dem Hofe. Man hörte Pferde wiehern, die aus den Ställen geführt wurden, die Zeit des Aufbruchs, die Mansfeld beſtimmt hatte, war nahe. Wolodna ging hinab zum Stall, um zu ſehen ob ſein Pferd geputzt und abgefüttert ſei. Er fand einen der Stallknechte ſchon beim Satteln. Da dies geordnet war, ging er noch einmal hinauf in den Saal, wo ſich Mansfeld, etliche der Gäſte vom vorigen Abend und mehrere Hauptleute ſchon eingefunden hatten und ſich an einem warmen Frühtrunk zu dem kalten Marſch ſtärkten.

Eine Viertelſtunde ſpäter wurde aufgebrochen. Ein Cornet von Hayd's Reitern war ſchon ausgerückt und machte den Vortrab auf der Straße nach Piſek. Mansfeld

und der Stab ſeiner Offiziere folgten. Die Fußknechte ſollten den Weg in kleineren Märſchen machen, und brachen erſt ſpäter auf. Es waren nur zwei Compagnien, die Mansfeld noch zu ſeinem Belagerungscorps ſtoßen ließ.

Hayd, Schlemmersdorf, der alte Carpezo, mehrere Hauptleute und Wolodna ritten hinter dem General. Dieſer ſprach bald mit Dieſem, bald mit Jenem, indem er je Einem oder dem Andern einen Wink gab vorzuſprengen, um an ſeiner Seite zu reiten. Mit Hayd unterredete er ſich zuerſt, indem er ihn nach den ausgeſendeten Patrouillen fragte.

Der Weg führte dicht an der Brandſtätte vorüber. Es lag Alles in Schutt und Aſche; von der Mühle ſtand nur der Bock halb verkohlt und geſchwärzt. Zwiſchen den Mauern der Häuſer waren die Beſitzer geſchäftig, theils die Kohlen vollends zu löſchen und ſie ſammt der Aſche wegzuräumen, theils unter den Trümmern nach Habſeligkeiten, die noch brauchbar wären, zu ſuchen.

„Wenn wir die Schufte erwiſchen, laſſe ich ſie zwiſchen dieſen Mauern in Ketten aufhängen und bei langſamem Feuer braten, ſo wahr ich Mansfeld heiße!“ ſagte er erbittert. — „Daß Ihr ſie nicht entwiſchen laßt, Hayd.“

„Was möglich iſt, iſt angeordnet, ihrer habhaft zu werden“, antwortete dieſer; „ſie werden aber wol ſchlau genug ſein, bei Tage nicht aus Wald und Felsſchluchten zu debouchiren!“

„Man muß ihnen auch dahin nachſetzen!“

„Den Leuten iſt es anbefohlen, ſie müſſen abſitzen, wo ſie zu Pferde nichts ausrichten können.“

Mansfeld rief ſich nacheinander Carpezo, dann Schlemmersdorf, endlich Wolodna.

„Nun Alter“, ſagte er dieſem, „es bleibt bei Dem, was wir geſtern beſprochen. Vermeldet Thurn meinen

Gruß und ſagt ihm, er könne auf mich zählen. — In einer Stunde ſcheiden ſich unſere Straßen! Dann meldet Euch noch einmal bei mir!“ —

Wolodna ritt wieder zurück; der Zufall führte ihn an Carpezo's Seite.

„Wie habt Ihr geſchlafen in dem verfluchten Schloß?“ fragte dieſer ihn.

Wolodna erzählte erſt ſeinen Traum, dann die Unterbrechung durch die Feuersbrunſt, und erklärte durch dieſe ſeine letzten Traumgeſichte.

Carpezo rief: „Niente! Nichts da! Feuersbrunſt oder nicht! Der Teufel iſt los in dem Saal und ganzem Schloß. Ich bin nicht furchtſam, noch abergläubig. Aber ich habe von Jugend auf gehabt, was wir ein presagio nennen! Ich konnte ohne Schauder keinen Ort betreten, wo ein blutiges Verbrechen verübt war und wo ſpäter eins geſchah.“

„Das iſt ſeltſam“, ſagte Wolodna verwundert.

„Als Knabe ſchon vermochte ich in einer Kapelle bei Vercelli keine Minute auszuhalten vor Schauder und Blutgeruch, obwol mein Vater mir die Narrheit ausprügeln wollte. Sieben Jahre ſpäter, als junger Soldat, kam ich dahin und war ſo vorwitzig, ſelbſt den Verſuch zu machen, ob ich das Gefühl überwunden hätte. Es durchſchüttelte mich aber grauſenvoller als je zuvor! Und drei Tage danach wurde der Geiſtliche dort am Altar von Raubgeſindel, das der Mutter Gottes ihr Geſchmeide abnehmen wollte, ermordet!“

„Und das Schloß von Eger iſt Euch eben ſo zuwider?“ fragte Wolodna mit Staunen.

„Cospetto! Ich mag die ganze Stadt nicht ausſtehen?“ rief der Alte ingrimmig. „Meinethalben hätte das ſchwarze Neſt herunterbrennen können!“

„Ihr habt vielleicht ein Vorgefühl von der Feuersbrunſt in dieſer Nacht gehabt", meinte Wolodna, der geneigt war, faſt über des Alten Zorn und Aberglauben zu lächeln, und ſich doch eines unwillkürlichen Schauers nicht erwehren konnte.

Der alte Carpezo ſah ihn forſchend mit ſeinen ſchwarzen Augen unter den grauen Wimpern an, als wollte er fragen: „Nun, was ſagſt du dazu?"

Er zwang ſich endlich ihm lächelnd zu antworten: „Auch ich habe wüſte, böſe Träume gehabt; aber ich denke doch das Feuer iſt ſchuld; erſt das des allzu reichlich getrunkenen Weins, dann das der brennenden Häuſer!"

„Ihr glaubt mir nicht", murrte der Alte unwillig, „wartet's ab. Mein Schauder hat ſeinen Grund und betrügt mich nicht! Der Satan hat Macht über das alte Gemäuer, und ich ſag' es nochmals, ich wollte es wäre heut Nacht niedergebrannt, ſtatt der Mühle da?" Er zeigte mit der rechten Hand über die Schulter nach der ſchon hinter ihrem Rücken liegenden Brandſtätte.

Wolodna ſchwieg. Carpezo gleichfalls. Es war auch kein Wetter und keine Stimmung zum behaglichen Plaudern. Der Wind heulte und trieb ſchweres Gewölk überhin; er ſchnitt eiſig ins Geſicht. Es fing wieder an zu ſchneien; Jeder wickelte ſich in ſeinen Mantel, und man ritt ſtumm nebeneinander fort.

„Hauptmann Wolodna!" rief Mansfeld, nachdem ſie eine gute Strecke zurückgelegt hatten. Wolodna ſprengte heran. „Dort, wo der alte Eichbaum ſteht, ſcheiden ſich unſere Straßen; Ihr könnt dort den Fußpfad reiten, er führt Euch eine halbe Stunde näher. — So will ich Euch jetzt ein letztes Wort ſagen. Ich habe mir Alles nochmals wohl überlegt. Mit dem König, mit Thurn, mit

Anhalt, — aber gegen Hohenlohe. Was er mir angethan, das vergeſſe ich ihm mein Lebtag nicht. Wir hätten Wien, ohne ſeinen nichtswürdigen Streich gegen mich! — Alſo, dabei bleibt's. — Aber kein Wort ſchriftlich! Sagt es dem Grafen. Ein Siegel iſt keine Sicherheit jetzt in Böhmen; Feind und Freund fangen Briefe auf, und ein unbedachtes Wort behorchen die Feldmäuſe und tragen es weiter. — Das Weitere muß die Zukunft lehren. Jetzt nehme ich zuerſt Piſek, daran ſoll mich kein Teufel hindern. Dann reden wir weiter. Ich wollte Thurn nähme indeſſen Wien, — allein ich traue nicht mehr, ſeit der Geſchichte im Juni! Auch dem Bethlen Gabor traue ich nicht. Das ſollt Ihr Thurn auch ſagen! Dieſer Siebenbürge müßte mir ſieben Bürgen ſtellen, ehe ich ihm einen Gulden borgte. Er verhandelt ſeine Seele ſiebenmal an einem Tage, an Chriſt und Jude, Papiſt und Satan — wenn bei dem Handel etwas zu verdienen iſt. — Nun wißt Ihr Beſcheid. — Gehabt Euch wohl!“

Er reichte Wolodna die Hand hin, welche dieſer, aus Ehrerbietung zögernd annahm. Sein Pferd etwas zurückhaltend, ſchloß er ſich den Gefährten wieder an.

„Der General hat mir geſagt, ich müſſe dort bei der Eiche den Fußpfad reiten“, ſagte er halblaut zu Carpezo; „es ſoll näher ſein.“

„Wenn er's ſagt, iſt's gewiß. Er kennt Böhmen, als wäre er darin geboren“, antwortete der Alte.

„Noch beſſer“, entgegnete Wolodna lächelnd, „denn ich bin hier geboren und wußte nichts von dem Fußpfad.“ —

„Mansfeld kennt jeden Steg, jede Furt, jede Brücke; einen Boden, den er einmal geſehen und betreten, auf dem iſt er zu Haus für immer. Er weiß Beſcheid in der halben Welt; in den Niederlanden, in Ungarn, in Sieben-

bürgen, Dalmatien, am Rhein, in Franken. Er braucht nur einen Blick auf eine Landſchaft zu werfen, ſo iſt's als habe er zehn Jahre darin gelebt. Ein Auge hat er wie ein Adler!"

„Wie ein Feldherr", ſprach Wolodna bekräftigend. —

Inzwiſchen waren die Reiter alle einander nahe gekommen. Wolodna ſchüttelte den Waffengefährten zum Abſchied die Hand und ſprengte noch einmal im Galopp vor zu Mansfeld, um ihm die dienſtliche Meldung zu machen, daß er jetzt den Trupp verlaſſe.

Mansfeld winkte nur ſtumm und zeigte mit der Hand auf den Weg, der zwiſchen zwei Elsgebüſchen zunächſt über eine Wieſe lief.

Als Wolodna das Pferd darauf zugewendet hatte, rief er ihm nach: „Quer durch; dann über den Graben geſetzt, durch den Buſch, und jenſeits zwiſchen die beiden Hütten hinein. — Glück auf den Weg!" —

Nach wenigen Minuten, als Wolodna über den Graben geſprengt und im Gebüſch war, entzog ihm dieſes auch den Anblick ſeiner Gefährten, und er trabte in tiefer Einſamkeit raſch vorwärts. —

Das Wetter wurde immer rauher. Bald hüllte der großflockige Schnee die ganze Landſchaft ſo ein, daß kaum noch funfzig Schritte weit die Gegenſtände zu ſehen waren; dennoch blieb er auf dem Boden nicht liegen, da das Erdreich noch ſo warm war, daß es ihn ſchmolz. Nur die Hügelkuppen und einzelne hochgelegene felſige Streifen machten eine Ausnahme.

Als Wolodna das Gebüſch hinter ſich hatte, konnte er die beiden Häuſer, die ihm zum Richtzeichen dienen ſollten, nicht ſehen in dem wirbelnden Geſtöber. Sein Pferd gerieth auf weichen Boden, ſank ein; er mußte abſteigen, es

führen. Mit Mühe brachte er es durch einen Wieſengrund und ſpäter über Sturzacker vorwärts. Erſt nach einer halben Stunde erreichte er die beiden Hütten; von dort aus mußte er die Landſtraße bald wieder treffen. Er war froh ſo weit gelangt zu ſein; der Nichtweg hatte ihm für die Zeit wenig Vortheil gebracht, und leicht hätte er im Sumpf ſtecken bleiben können. Da er noch eine weite Strecke vor ſich hatte, mußte er ſein Pferd füttern; er beſchloß den Verſuch zu machen, ob er in einem der beiden Häuſer einen Stall oder Schuppen finden würde, wo er es geſchützt und wärmer ausruhen laſſen könne als in dieſem Wetter unter freiem Himmel. Die nächſte Hütte war halb in die Erde verſenkt. Zu der Thür mußte er einen geneigten Weg hinabſteigen. Sie war geſchloſſen. Er pochte laut. Vergeblich. Doch mußte das Haus bewohnt ſein, denn er hatte zuvor, als das Schneegeſtöber einige Augenblicke nachgelaſſen hatte, einen leichten blauen Rauch aus dem Schornſtein aufſteigen ſehen. Man wollte nicht öffnen. Nichts eben Auffallendes in der wilden, unruhigen Zeit. Wolodna ſaß wieder auf und ritt rund um die Mauer von Lehm und ſchweren Feldſteinen, die den Hofraum einſchloß. An einer Stelle, wo der Boden ſich etwas hob, konnte er hinüberſehen. Der Hof lag voll Dünger, aufgeſchüttetem Holz und Reiſig. Einige Holzgebäude ſchienen Ställe für kleines Vieh zu ſein, doch hätten ſie wol zur Unterſtellung des Pferdes genügt. Wolodna rief in böhmiſcher und deutſcher Sprache hinüber, ob Jemand im Hofe ſei. Keine Antwort. Da ſah er einen grauen Kater über eins der kleinen Dächer ſchleichen; abermals ein Zeichen, daß das Haus Bewohner habe. Indeß vermochte er nicht einzudringen und wandte ſich um, um weiter zu reiten. Da hörte er eine rauhe Stimme leiſe murmeln. Er lauſchte. Er hatte ſich nicht ge-

täuſcht; man ſprach innerhalb des Gehöftes. Jetzt rief er laut, daß Die, welche er gehört hatte, ihn hören mußten: „Könnt Ihr mir nicht eine halbe Stunde Obdach geben, und Waſſer für mein Pferd?“

Ein Kopf ſchaute über die Mauer. Ein breiter brauner Filzhut deckte ihn; ein paar graue Augen blitzten unter demſelben hervor; das Geſicht war nur halb ſichtbar, doch einiges ſpärliche weiße Haar, tiefe Runzeln und die dunkelbraune Farbe der Haut verriethen den Greis.

„Wer biſt du? — Allein?“ fragte der Alte.

„Ganz allein! Ein Reiſender!“

„Viel ſchlimmes Volk hier herum! Woher? Wohin?“

„Von Eger; ich will nach Prag.“

Der Kopf verſchwand wieder. Wolodna war verdrießlich, hielt aber noch ſtill, da er wiederum murmeln hörte.

„Nun? Wollt Ihr mich einlaſſen oder nicht? Sonſt ſuche ich andere Herberge“, rief er endlich nach der Gegend hin, woher er das murmelnde Geſpräch hörte.

„Will Euch das Thor aufmachen! Hinten bei dem Weidenſtamm!“ lautete die Antwort.

Wolodna ritt um das Gehöft, auf einen alten Weidenbaum zu, der an der Rückſeite deſſelben ſtand. Hier ſah er einen ſchweren Thorweg, von ſtarken Balken, der ins Feld führte. Er wurde ihm von innen geöffnet. — Wolodna ritt ein.

Aufmerkſam und verwundert ſchaute er um ſich, da er nur den Alten, deſſen weißer Bart ihm bis auf die Bruſt reichte, erblickte. Er hatte erwartet auch Denjenigen zu ſehen, mit welchem er geſprochen hatte.

„Steigt ab! Herr! Ich bringe Euer Thier in den Stall!“

„Das kann ich ſelbſt“, erwiderte Wolodna, indem er ſich aus dem Sattel ſchwang.

Aber noch hatte er den Fuß nicht aus dem Bügel, als er ſich von hinten her heftig gepackt fühlte. Kraftvolle Arme riſſen ihn zu Boden, und indem er um Hülfe aufſchrie, wurde ihm eine wollene Decke über den Kopf geworfen, und eine rauhe, gedämpfte Stimme rief:

„Keinen Laut! Oder wir erwürgen dich, du Ketzerhund!“

Die Stimme klang ihm bekannt, ſie jagte eine grauenvolle Ahnung in ſeine Bruſt; die Decke, mit welcher man ihn, wie um ihn zu erſticken, umſchlang, öffnete ſich noch einmal unter ſeinem Ringen dagegen. Da erkannte er in dem flüchtigen Augenblick voller Entſetzen Zaloska's gräuliches Antlitz, — die Sinne vergingen ihm.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Die Räthe Camerarius und Rippell befanden ſich in dem Arbeitszimmer bei dem Könige Friedrich dem Erſten von Böhmen. Camerarius war beſchäftigt, demſelben mehrere Actenſtücke vorzulegen und die Aufmerkſamkeit des Königs auf Einzelnes darin zu leiten. Rippell ſtand etwas abſeit davon, an einem Tiſch, auf welchem gleichfalls verſchiedene Papiere ausgebreitet waren; er wartete ſeine Reihe des Vortrags ab. Seine Mienen waren nicht heiter; er hatte ſich mit der rechten Hand ein wenig auf den Tiſch geſtützt, ſenkte das Haupt und ſchaute unbeweglich vor ſich nieder.

„Die böhmiſchen Herren gefallen mir nicht ganz", nahm der König das Wort. „Jetzt, da es gilt, alle Kräfte aufzubieten, um Thron und Land zu ſichern und endlich den Frieden zu erkämpfen, ſind ſie äußerſt ſchwierig mit Bewilligungen!"

Camerarius zuckte die Achſeln.

„Was meint Ihr dazu, Rippell?" wandte ſich der König zu dem Rath

„Die Zeiten und die Umſtände ſind allerdings ſchwierig“, entgegnete dieſer. „Wenn Ew. Majeſtät mir allergnädigſt einen Rath geſtatten wollen ....“

„Und der würde ſein?“

„Ich möchte anrathen, daß man durch die äußerſten Erſparniſſe in Allem, was nicht unerläßlich nothwendig iſt, die Mittel zur Kriegführung zu gewinnen ſuchte“, ſagte der Rath beſcheiden, aber feſt.

„Das iſt Euer altes Lied! Kann aber ein König leben wie ein Taglöhner?“ erwiderte Friedrich unwillig. „Bin ich deshalb von dem Kurfürſtenſtuhl auf einen Königsthron geſtiegen, um mich jetzt ſchmaler zu behelfen als vormals? Und wenn die Stadt mich bei der Einholung ſo glänzend empfangen hat, ſollen wir uns jetzt als Geizhälſe zeigen? Wir würden ja zum Spott dieſer reichen böhmiſchen Magnaten!“

„Allerdings muß die Würde des königlichen Hauſes aufrecht erhalten werden“, nahm Camerarius das Wort; „aber mich dünkt, wenn ich Ew. Majeſtät eine allerunterthänigſte Bemerkung machen dürfte, die böhmiſchen Stände hätten auch etwas vorſichtiger zu Werke gehen ſollen. Der überaus große Glanz des Empfanges, über den wir Alle gewiß hoch erfreut geweſen ſind, hat doch vielleicht der Herzlichkeit einigen Eintrag gethan!“

„Ihr müßt ganz verblendet ſein, Camerarius, wenn Ihr ſo ſprecht“, antwortete der König gereizt; „Ihr habt wol vergeſſen, wie die Gemeinden der kleinſten Dörfer an die Heerſtraße kamen und uns mit Kränzen und Blumen, ſo viel der Spätherbſt gewährte, überſchütteten; wie die Weiber vor Freuden weinten und ihre Kinder emporhoben, um ihnen den neuen Herrn des Landes zu zeigen!“ *)

*) Hiſtoriſch.

„Gewiß haben Aller Herzen Ew. Majeſtät willkommen geheißen, in der Hoffnung, daß nunmehr dieſem ſchwer bedrückten Lande die Wohlthat der Ruhe und des Friedens zurückkehren werde", bemerkte Rippell, da Camerarius ſchwieg. „Nichtsdeſtoweniger, geſtatten mir Ew. Majeſtät dies freimüthig auszuſprechen, regt ſich jetzt hier und da eine Stimmung ...."

„Nun, und welche Stimmung?" fragte der König ungeduldig, da Rippell inne hielt.

„Man glaubt .... man meint ....", hub er wieder an.

„Nun?" wiederholte Friedrich.

„Geruhen Ew. Majeſtät gnädigſt zu vergeben, man meint, daß jetzt überhaupt, in ſo ſchweren Zeiten, die Feſte und Luſtbarkeiten ...."

„Ah, vous voilà!" rief eine helle weibliche Stimme im gereizten Ton. Es war die Königin, die, unbemerkt von Allen, vor einigen Augenblicken leiſe aus ihrem anſtoßenden Cabinet eingetreten war und den letzten Theil des Geſprächs gehört hatte. Sie verſtand Alles, was deutſch verhandelt wurde, doch ſprach ſie, wie immer, wenn ſie ſich ereiferte, franzöſiſch. In dieſer Sprache ergoß ſie ſich denn auch jetzt in einer leidenſchaftlichen Rede gegen ihren Gemahl über die Räthe, die ſich anmaßten, die Aufſicht über ſie zu führen und die Tadler ihres Lebenswandels zu ſein.

Friedrich antwortete, wie er ihr gegenüber immer that, begütigend, und küßte ihr die Hand. „Es ſind ja Geſchäfte, die wir hier verhandeln, laß ſie dich nicht kümmern!"

„Wie gehört unſere Lebensweiſe in die Geſchäfte?" entgegnete die Königin, noch immer in beleidigter Stimmung. „Ich ſtamme aus einem königlichen Hauſe, ich weiß

was einem ſolchen geziemt, und ich werde nicht einen Königsthron beſtiegen haben, um das Geſpött meines Hofgeſindes über die Aermlichkeit der Einrichtungen und der Lebensweiſe zu ertragen. — Es iſt meiner und deiner ganz unwürdig", ſetzte ſie dieſen franzöſiſch geſprochenen Worten auf Engliſch hinzu, „die vorlauten Bemerkungen dieſer Kleinbürger zu dulden, die ſich anmaßen, uns Geſetze über unſeren Lebenswandel vorſchreiben zu wollen."

Die Räthe ſtanden betroffen und erröthend vor innerem Unwillen da. Friedrich theilte, aus doppelter Schwachheit, gegen ſeine Gemahlin wie gegen ſeine eigenen Neigungen, ihre Anſicht; doch er fühlte auch im Namen der getreuen Diener, und war daher ſo betroffen und verlegen wie dieſe ſelbſt über die Verletzung, welche ſie erfuhren. Wie immer nahm er ſeine Zuflucht zur begütigenden Bitte, und beſtimmte die ſchöne, junge, lebensfrohe, aber leicht denkende Frau durch leiſe Schmeichelworte, ihn jetzt die Geſchäfte allein vollenden zu laſſen. Er gab ihr das Verſprechen, keinen Einſpruch in Betreff ſeiner Lebensweiſe zu dulden, und ſogleich zu ihr zu kommen, um ſich über die Feſte mit ihr zu beſprechen, wodurch eine aus England anweſende Geſandtſchaft ihres Vaters, an deren Spitze Lord Nethersole ſtand, mehr in Erſtaunen geſetzt als geehrt werden ſollte.

Mit einem unwilligen Blick auf Camerarius und Rippell, und ihre ehrfurchtsvollen Verbeugungen kaum durch ein leichtes Hinwerfen des Kopfes erwidernd, verließ Eliſabeth das Gemach ihres Gemahls.

„Ich bin ganz der Anſicht meiner Gemahlin, Rath Rippell", ſagte Friedrich mit Strenge zu dieſem, „daß es Eure Befugniß überſchreitet, ſich in die Einrichtungen unſeres königlichen Hofſtaates zu miſchen. Ich erſuche Euch, ſtreng in Eurem Geſchäftskreiſe zu bleiben."

Rippell ſchwieg. Er bekämpfte herbe Empfindungen in ſeiner Bruſt, — viel weniger die der Gereiztheit über die ihm widerfahrene Kränkung als die der innerſten Theilnahme und Beſorgniß für ſeinen königlichen Herrn, den er mit leichtem Sinn auf gefahrvollen, am Abgrunde hinleitenden Wegen vorwärts gehen ſah. — Camerarius empfand die Beleidigung tiefer; doch er hatte die Gewandtheit und Beherrſchung eines Mannes, der den Ehrgeiz und die Vortheile ſeiner Stellung in die erſte Linie ſtellt. Er dachte: Wohl; wenn ihr Den, der euch vor Gefahren warnt, ſchmäht, ſo müßt ihr die Folgen auf euch nehmen.

„Ihr habt noch etwas vorzutragen, Camerarius?“ fragte der König nach einer Pauſe.

„Nur dieſe Unterzeichnungen erbitte ich gehorſamſt von Ew. Majeſtät.“

Er legte mehrere Actenſtücke vor und ging.

„Setzt allen Eifer daran“, rief ihm der König nach, „die Stände zu den nothwendigen Bewilligungen zu beſtimmen! — Eure Vorträge, Rippell?“ wandte er ſich zu dieſem.

In des alten Mannes treuem Auge ſchimmerte eine Thräne, als er ſich mit den Acten dem jungen König näherte.

Friedrich, ſo gutmüthig als leichtſinnig, klopfte ihm auf die Schulter und ſagte: „Die Königin meint es ſo böſe nicht; ſie weiß Eure Treue zu ſchätzen, Rippell, ſo gut wie ich ſelbſt; allein Ihr müßt Euch nicht in Angelegenheiten miſchen, die Euch nicht kümmern!“

„Tief bekümmern!“ antwortete Rippell mit dem Ton eines Mannes, dem das Gebot ſeines Gewiſſens über Alles geht.

Friedrich ſtutzte bei dem ernſten Klang dieſer Worte

doch ein wenig. Er wollte eben etwas darauf erwidern, als der Lakai eintrat und den Fürſten Chriſtian von Anhalt meldete.

Der König winkte bejahend, nahm die vorgelegten Papiere Rippell's entgegen, unterzeichnete eilig, was dieſer ihm bezeichnete, und verabſchiedete ihn ſtumm.

Fürſt Chriſtian trat ein. Seine Züge verkündeten nichts Erfreuliches.

„Nun, lieber Fürſt", redete ihn der König mit erzwungen heitrem Ton an, denn ſeine Stimmung war im Innerſten verdorben, „von Euch werde ich doch wol Gutes hören?"

„Ich will nicht wünſchen, Majeſtät, daß die Räthe ſo Schlimmes berichtet haben, als ich berichten muß. Ich habe Depeſchen von Thurn empfangen; er hält es für unmöglich, ſich länger vor Wien zu halten."

„Wie? Zum zweiten mal ſollte er vor den Thoren umkehren?"

„Es ſcheint ſo!" ſagte der Fürſt achſelzuckend und überreichte dem König ein Schreiben.

Dieſer las halblaut:

„«An Se. Durchlaucht den Herrn Fürſten Chriſtian von Anhalt.» — So? und nichts weiter? Er ſcheint die Ordre noch nicht zu kennen, die Ew. Liebden zum Obergeneral ſämmtlicher Heere des Königreichs ernennt."

„Er hat ſie längſt empfangen", erwiderte der Fürſt, „doch ich kann mir denken, daß er nicht ſehr erfreut darüber geweſen iſt."

„Nun! Erfreut oder nicht! Wird der Graf etwa die Befehle des Königs nicht reſpectiren?" fragte Friedrich höchſt gereizt.

„Ich meinerſeits verzichtete gern und für immer auf die

Titulatur vom Grafen Thurn", antwortete der Fürſt Chriſtian; „wenn nur der Inhalt ſeines Briefes ein erfreulicherer wäre. Das Andere iſt Nebenſache!"

„Mir nicht! Und es ſollte Ew. Liebden auch nicht ſo ſein", erwiderte der König noch gereizter. „Es ſcheint, die böhmiſchen Herren Magnaten möchten mich nicht zu ihrem König, ſondern zu ihrem Diener erwählt haben! Sie nehmen ganz den Ton an, als hätten ſie mir ein Amt übertragen, das ich nach ihrem Gutbefinden verwalten müßte."

Der Fürſt ſchwieg, während Friedrich mit dem Brief in der Hand heftig auf- und niederging.

„Nun laßt doch ſehen, was meldet denn der Herr Graf?" rief er endlich mehr unmuthig ſpöttiſch als in ernſter Beſorgniß, und fing an zu leſen:

„«Ew. Durchlaucht muß ich leider melden, daß meine Hoffnung, Wien einzunehmen, mit jedem Tage geringer wird, dermalen die Stadt mit allem Schießbedarf und mit Lebensmitteln wohl verſehen iſt, während wir draußen den äußerſten Mangel leiden. Die ſchlechte Jahreszeit reibt die Truppen auf; unaufhörliche Regengüſſe, erſtarrende Kälte und keine Lebensmittel! Die ganze Umgegend iſt ausgezehrt. Es kann faſt nichts mehr herangeſchafft werden bei den ſchlechten Wegen, ſodaß die Noth mich zwingen wird, nach Böhmen zurückzugehen. Auf den Fürſten von Siebenbürgen kann ich mich nicht verlaſſen ...."

„Wie, ſollte Bethlen Gabor uns verrathen?" rief Friedrich und ſah den Fürſten fragend an.

„Geruhen Ew. Majeſtät nur weiter zu leſen", ſagte Fürſt Chriſtian.

Der König that es:

„«Es ſind bedenkliche Gerüchte über Bewegungen in Ungarn im Umlauf, die, wenn ſie ihn nicht wirklich zur Rück-

kehr zwingen, ihm doch augenſcheinlichen Vorwand dazu geben können. Und dieſer iſt ihm ſicherlich willkommen; denn ſein Heer leidet gleichermaßen an Krankheiten und Noth. Die Hauptſache für uns aber iſt, daß mir die Truppen ſchwierig werden, weil es an Löhnung gebricht. Viele haben ſeit langer Zeit rückſtändigen Sold zu fordern, und meine Mittel ſind erſchöpft. Ich erſuche demnach des ſchleunigſten um die nothwendigen Geldſendungen ....«"

„Dachte ich's doch! Alle wollen ſie haben, und Keiner will geben", rief Friedrich im aufgeregteſten Ton. „Camerarius berichtet mir, daß die Stände täglich ſchwieriger werden mit Bewilligungen, und auf meine Anmahnungen um außerordentliche Leiſtungen zur Kriegs- und zur Landesverwaltung ſich ausweichend äußern. Wie wollen ſie denn Krieg führen und Frieden erlangen, wenn ſie die Leute nicht beſolden!"

„Es muß allerdings Rath geſchafft werden", antwortete der Fürſt. „Wenn es diesmal nicht gelingt, nach Wien zu kommen, können wir in große Bedrängniß gerathen. Denn in Baiern wird mit aller Macht gerüſtet; Herzog Maximilian iſt in voller Thätigkeit, ſowie alle Fürſten der katholiſchen Liga; auch viele der evangeliſchen. Denn jetzt, da Ferdinand als Kaiſer waltet und den Streit um die böhmiſche Krone als Sache des Reichs behandelt, meinen Manche, ihre Pflicht als Reichsfürſten ſei die, ihm zu Hülfe zu ſein; dies habe mit der Sache der Religion nichts gemein. Iſt Wien in unſerer Hand, ſo haben wir das Uebergewicht und dann wird ſich Alles auf unſere Seite ſtellen."

„Was ſollen wir aber thun?"

„Es muß Geld geſchafft, es müſſen Verſtärkungen abgeſandt werden!" ſagte Fürſt Chriſtian feſt.

„Geld! Woher nehmen? Die Stände wollen nichts bewilligen, ſelbſt keine Aushebungen!“ rief Friedrich faſt verzweifelnd.

„Wenn Ew. Majeſtät ſich ſelbſt zu dem Heere begäben, würde es Ehrenſache aller ſtändiſchen Herren ſein, Ew. Majeſtät mit ſo ſtarken Aufgeboten ihrer Leute als möglich zu folgen“, erwiderte der Fürſt.

„Lieber Friedrich!“ rief die Königin durch die halbgeöffnete Thür. „Du haſt mir verſprochen, zu mir hereinzukommen, und ich warte ſchon ſo lange!“

„Verzeihen Ew. Liebden, ich habe mit der Königin etwas Dringendes zu beſprechen. Ich genehmige Alles was Ihr thut, lieber Fürſt. Sprecht mit Camerarius und mit Hohenlohe, und ſchreibt einſtweilen an Thurn, wir würden alles Mögliche thun, er möge ſich nur gedulden.“

Nach dieſen flüchtig und ungeduldig geſprochenen Worten verließ der König das Gemach und ging zu ſeiner Gemahlin hinein, froh, auf dieſe Weiſe dem immer unbehaglicher werdenden Geſpräch auszuweichen.

Fürſt Chriſtian ſah ihm finſter nach. „O dieſer unglückſelig leichte Sinn! Er wird noch ihn und uns Alle ins Verderben ſtürzen!“ ſprach er für ſich und wandte ſich der Thür zu.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Die Trinkſtube von Jakob Steffeck am großen Ring war mit zahlreichen Gäſten gefüllt.

„Ei ſieh da, Nikolaus Diewiß! Guten Abend! Setzt Euch hierher zu uns!“ riefen verſchiedene Stimmen dem eben eintretenden Stadtſchreiber zu, während er ſeinen von Regen und feuchtem Schnee naſſen Mantel und das Pelzbaret ausſchüttelte und Beides an die Nägel neben der Thür hing.

„Was das ein Wetter iſt!“ ſagte er, mit den Füßen ſcharf aufſtampfend, um auch die Stiefeln von Waſſer und Schnee zu befreien; „und ein Koth draußen, und eine Finſterniß! Man muß faſt Hals und Beine brechen!“

„Wo kommſt du denn her?“ fragte einer der Gäſte, Valentin Kochan, der vordem zu den Glaubensdefenſoren und ſpäter zu den Reichsdirectoren aus dem Bürgerſtande gehört hatte. „Du ſiehſt ja ganz unwirrſch aus! So arg iſt das Wetter doch nicht!“

„Vom Hradſchin herunter komme ich! Das Wetter iſt's nicht allein, das mich unwirrſch macht!“ antwortete Diewiß. „Und dort oben iſt's freilich hell genug von Lichtern im Schloß! Alle Fenſter ſtrahlen, daß ſie ſich noch in der ſchwarzen Moldau ſpiegeln, und die Muſik ſchallt bis auf die Brücke hinüber. Es geht wieder hoch her dort oben!“

„Ja, das Banketiren verſteht unſer junger König!“ bemerkte Martin Frühwein, der auch an dem Tiſche ſaß.

„Und die junge Königin noch beſſer!“ ſetzte der Doctor Baſilius hinzu.

„Nun, nichts für ungut, werthe Herren“, ſprach auf dieſe im bittren Ton hingeworfenen Reden der Pfarrer Chlodzek aus Kloſtergrab begütigend, „ſitzen wir doch auch hier in der ernſten Zeit vertraulich beiſammen und genießen ein Tröpflein Freude, das in den Becher unſerer Sorgen und unſeres Kummers fällt.“

„O Herr Pfarrer“, antwortete Diewiß, indem er ſich an den Tiſch ſetzte, „es iſt wol etwas Anderes, in ſchwerer Zeit gegeneinander das Herz ausſchütten und ſich aufrichten in vertraulichem Geſpräch, als in wilden Gelagen und Banketen mit Tanz und Muſik die Tage und Nächte zu verſchwelgen. Es thäten jetzt wol andere Dinge Noth! Und das ſündliche Vergeuden des Geldes, während es überall am Nothwendigen gebricht!“

„Freilich, freilich, — es iſt unverantwortlich“, bekräftigten mehrere Stimmen.

„Es iſt nicht löblich“, ſagte der Pfarrer, „allein nehmt es auch nicht zu ſchwer auf. Die Freuden haben in anderen Ständen andere Geſtalten. Was uns ſchwelgeriſch dünkt, iſt einmal an den Höfen und bei den Großen alſo Brauch. Der arme Tagelöhner wird es auch ſchwelgeriſch nennen, wenn wir uns hier beim Glaſe Wein unterreden! — Und zudem, der König iſt jung und lebensfroh, ſeine ſchöne, holdſelige Gemahlin auch! Sie ſehen die Welt mit anderen Augen an als wir!“

„Es möchte Manches hingehen, allein zu viel iſt zu viel“, antwortete Frühwein. „Wir haben ihn doch nicht zum König erwählt, daß hier im Schloß die Schmauſereien und Tänze nicht abreißen ſollen? Er fordert Geld auf Geld von den

Ständen, und es wird mehr verpraßt, als ſie aufbringen können.“

„Und die Königin, die nur mit den Engländern ſpricht und verkehrt ....“

„Vergeßt nicht, daß ſie des Deutſchen und Böhmiſchen nicht mächtig iſt“, wandte der Pfarrer ein, „das wird künftig anders werden.“

„O es gibt doch eine andere Art!“ erwiderte Frühwein. „Allein ſie ſieht die edlen Frauen unſerer Standesherren und Ritter gar nicht an; immer nur ſind die buntgeputzten engliſchen Lords und die franzöſiſchen Monſieurs um ſie her. Wie nur alle die prahleriſchen und leichtfertigen jungen Gecken hierher gekommen ſind, ſeit ſo wenigen Wochen! Selbſt wenn ſie hinüber in die Kirche geht, iſt die Königin nur von ihnen umſchwärmt.“

„In der Kirche“, ſeufzte der Pfarrer, „da ſteht es freilich übel! Habt Ihr die Predigt des Hofpfarrers am Sonntag gehört?“

„Ich mag ſie nicht hören!“ ſagte Diewiß unwillig.

„Ich möchte auch nicht!“ ſagte der Pfarrer ernſt. „Jetzt liegt mir's oft ſchwer auf der Seele, was ich von dem Herrn Hofpfarrer vernahm, als wir nach der Krönung aus dem Dom gingen ....“

„Guten Abend, guten Abend, Freunde“, rief die tiefe Stimme des Hauptmanns Holoduk, der die Thür haſtig öffnete. „Habt ihr ſchon die Neuigkeiten gehört?“

„Was denn? Welche?“ tönten die Fragen durcheinander.

„Von Wien! Vom Grafen Thurn. Es ſoll ſchlecht ſtehen!“

„Erzählt, erzählt!“ riefen Alle wie aus Einem Munde.

„Ich ſprach den Stallmeiſter des Fürſten von Anhalt, den Eberhardt. Es ſind Briefe gekommen vom Grafen an den Fürſten. Die Geſchäfte gehen ſchlecht!“

„Iſt denn eine Schlacht vorgefallen oder ein Sturm?“

„Es muß wol! Ganz ohne Zweifel!“ antwortete Holoduk; „das Genauere aber wußte der Eberhardt ſelbſt nicht. Gleich nachdem der Carabinier, den der Graf Kinski aus Kuttenberg geſchickt hat und der die ganze Nacht geritten iſt, eingetroffen war, ging der Fürſt eiligſt zum König. Als er zurückkehrte, war er ſehr finſter; dann wurden eine Menge Befehle abgeſandt an Feldhauptleute und Oberſten, und der Fürſt ſelbſt fuhr zum Grafen Schlick, zum Statthalter Wilhelm Lobkowitz, zum Präſidenten Wenzel von Budowa, und zu vielen andern vornehmen Herren. Es ſollen, wie es heißt, Gelder aufgebracht und Mannſchaften ausgehoben werden.“

„Daraus läßt ſich freilich ſchließen, daß es neuer Kräfte bedarf“, ſprach Frühwein.

„Ach haben die Belagerer von Noth und Krankheit, in Folge des üblen Wetters, viel auszuſtehen“, fügte Holoduk hinzu.

„Das läßt ſich denken, wenn das Wetter dort iſt wie hier?“ ſagte Diewiß kopfſchüttelnd. „Und dazu ſtimmen die Gaſtereien und Gelage und Tanz und Muſik wahrlich ſchlecht!“

„Der König ſollte ſelbſt zur Armee gehen!“ rief Holoduk. „Wenn ich an ſeiner Stelle wäre, ich ſetzte mich heut noch zu Pferd.“

„Beſſer wäre es freilich“, meinte der Pfarrer.

„Es hat auch böſes Blut gemacht, daß der Fürſt Chriſtian und der Graf Hohenlohe zu Obergeneralen ernannt ſind“, nahm Holoduk wieder das Wort. „Was haben ſie

denn für uns gethan? Und Thurn und Mansfeld haben ſich für uns geſchlagen wie die Löwen!“

„Das macht, weil der Fürſt Chriſtian der Feldherr der Union iſt“, belehrte der Pfarrer Chlodzek, „unſer König als Oberhaupt mußte ſeinen General beibehalten!“

„Ei was, wir haben den Teufel von der Union!“ fuhr Holoduk heraus; „ſie druckſen und knurren, und Keiner kommt zum Loch heraus. Wo ſteckt denn die Armee der Union? Da mag der Fürſt Chriſtian hingehen und ſie commandiren! Aber Mansfeld und Thurn, die das Land gerettet, die Boucquoi und Dampierre aufs Haupt geſchlagen haben, die müſſen böhmiſche Oberfeldherren ſein und bleiben! Abſonderlich Thurn! Gott gebe, daß er jetzt Wien einnimmt! Aber da ſteckt's eben! Glaubt nur, von hier aus ſind ſie eiferſüchtig auf ihn, ſie helfen nicht nach mit Geld und Leuten. Was Teufel ſoll aber aus einer Armee werden, wenn ſie keinen Succurs hat! Pulver und Hunger, Wetter und Seuchen freſſen die Leute auf; da müſſen neue Mannſchaften heran. Ich ließe den zehnten Mann in Böhmen ausheben und Tag für Tag Leute nachrücken! Das ließe ich thun, ſo wahr ich Holoduk heiße, und ſchnallte mir ſelbſt das Schwert um die Hüfte, wenn ich der König wäre!“

Der alte Kriegsmann hatte ſich ganz ins Feuer geredet. Er ſchlug zur Bekräftigung ſeines Schlußſatzes mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten.

„So geht es denn nirgends her wie es ſollte“, bemerkte Diewiß traurig, in der Kirche und beim Heere und in der Verwaltung; was ſoll daraus werden?“

„Man muß das Beſte hoffen“, begütigte Chlodzek abermals; „es ſind ja erſt etliche Wochen verſtrichen, da kann noch nicht Alles geſchehen ſein. Der junge König wird

jetzt ſehen, daß es Noth thut, und die Sachen werden ſich bald anders geſtalten, denke ich."

„Das wolle Gott!" ſagte Diewiß ſeufzend. „Sorgen und Kummer überall, auch bei den Einzelnen! Wißt Ihr denn, wie es mit unſerem alten Wolodna ſteht?"

„Iſt er denn von Eger zurück?"

„Leider nein! Und die Tochter iſt in äußerſter Sorge", entgegnete Diewiß. „Jetzt eben, als ich vom Hradſchin herunterkam, ſprach ich in Thurn's Hauſe an. Frau Thereſe war dort; die Gräfin iſt mit der Tochter auf dem Schloſſe zum Banket."

„So banketirt ſie auch, während der Graf vor Wien liegt?" fragte Holoduk.

„Wie Ihr ſprecht", erwiderte Diewiß. „Als ob ſie nicht die frommſte Frau wäre, die in aller Stille und Zurückgezogenheit lebt! Allein kann ſie denn ſo wie ſie möchte? Muß ſie nicht auch zuweilen bei Hofe erſcheinen? Es würde ſonſt bald Aergerniß geben, zumal da ſie ſchon Verdacht gegen Thurn haben!"

„Ich glaub's wohl! Sie müſſen wiſſen, wie ſie ihn gekränkt haben. Das böſe Gewiſſen regt ſich!" ſagte Holoduk.

„Laßt das jetzt, lieben Freunde", bat Chlodzek. „Was iſt's mit dem alten würdigen Wolodna?"

„Sie erwarteten ihn ſchon ſeit über acht Tagen von Eger zurück, und er iſt noch immer nicht eingetroffen. Die Gräfin hat einen zweiten Boten an den Grafen Mansfeld geſendet; der iſt geſtern wiedergekommen und hat berichtet, daß der Alte gleich am folgenden Tage ſeiner Ankunft von Eger zurück nach Prag geritten ſei; er hätte längſt hier ſein müſſen."

„Und er iſt noch nicht heimgekehrt?“ fragte Chlodzek beſorgt.

„Wie ich Euch ſage, würdiger Herr“, verſetzte Diewiß. „Natürlich ſind Alle in großen Sorgen, vornehmlich die Tochter!“

„Sollte unſerem lieben Freunde ein Unglück zugeſtoßen ſein?“ rief der Pfarrer aus.

„Es muß doch wol! Vielleicht daß er irgendwo krank liegt!“ meinte Diewiß.

„Oder daß Geſindel, Marodeurs, habgierige Bauern ihn erſchlagen haben“, ſagte Holoduk. „Steht gleich der Feind nicht zwiſchen hier und Eger, ſo iſt das Land doch in Kriegszeit nirgends ganz ruhig und ſicher. — Wenn er krank läge, hätte er wol Botſchaft geſchickt!“

„So will ich doch morgen am Tage zu der armen jungen Frau gehen und ihr Troſt zuſprechen“, ſagte der Pfarrer mitleidig. „Ich habe mich noch heute mit meinem lieben deutſchen Amtsbruder dem Pfarrer Lippach über ſie unterredet. Der hat ihre Ehe eingeſegnet. Kein ſchöneres und edleres Frauenbild ſei ihm jemals vor Augen gekommen, ſagte er. «Muth und Sanftmuth, Würde und Demuth, das Herz ſo ſchön wie Antlitz und Geſtalt», ja, ſo ſagte er von ihr.“

„Da hat er Recht“, rief Holoduk, „ſo iſt ſie, das muß Jeder ſagen, der ſie kennt.“

„Ein würdiger frommer Herr, ein rechter Mann Gottes, der Herr Pfarrer David Lippach“, ſagte Frühwein. „Der hat auch Muth und Sanftmuth zugleich, und Stolz und Demuth, wie ſie ein Führer und Hirt der Gemeinde haben ſoll.“

„Ihr redet aus meiner Seele“, verſetzte Chlodzek und reichte dem Freunde die Hand hinüber.

„Horch! Was iſt das?“ rief er plötzlich erſchreckt, und mit ihm ſprangen Alle beſtürzt von ihren Sitzen auf.

Ein Kanonenſchuß donnerte, und gleich darauf praſſelte es wie Gewehrfeuer.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte Diewiß. „Das klingt ja wie Gefecht in den Straßen!“

„Wie zur Zeit der Paſſauer Hallunken!“ rief Holoduk und eilte der Thür zu.

Dieſe flog auf, noch ehe er ſie erreicht hatte; doch nur der Küfer trat haſtig ein und rief den Gäſten zu:

„Kommt heraus, ihr Herren! Der halbe Himmel im Feuer! Das iſt das Feuerwerk auf dem Schloß, desgleichen wir hier all unſer Lebtag' nicht geſehen haben!“

Alle eilten vor die Thür. Mit erſchrecktem Staunen ſahen ſie den Himmel von ſprühenden Funken und Blitzen bedeckt.

„Herr Gott!“ rief der Pfarrer mit Entſetzen. „Steht das Schloß in Brand?“

„Nicht doch, nicht doch“, belehrte Holoduk; „das iſt ein Kunſtſtück der Feuerwerkerei. Sie haben einen franzöſiſchen Feuerwerker kommen laſſen!“

„Doch mein Himmel, wozu denn? Was kann das für Unheil geben! Es iſt ja, als ob der ganze Hradſchin im Brand ſtehe, — die Stadt kann ja in Flammen aufgehen!“

„Nichts da, keine Sorge, Herr Pfarrer! Seht Ihr, die Feuerſchlangen und Blitze und funkelnden Sterne verlöſchen wieder; ſind eitel Schwärmer, blinde Petarden und Raketen, Fröſche und Leuchtkugeln, oder wie ſie das Zeug heißen. Das iſt in Frankreich ſo Gebrauch. Wenn die Geſundheit eines hohen Herrn bei Tafel ausgebracht wird, dann fügen ſie zum Schall der Zinken und Trompeten

den künſtlichen Kanonendonner und all das knallende Funkenwerk.“

„Das iſt aber wahrhaft ein gottloſes Spiel mit dem fürchterlichen Elemente“, ſagte der Pfarrer, der mit Beruhigung den Himmel wieder völlig dunkel werden ſah. „Haben wir nicht an der grauſen Kriegsfurie, dem Brand der Städte und Dörfer ſchreckliche Wahrheit genug, daß wir ſie noch wie im Spott nachahmen müſſen?“

Da donnerte ein zweiter Kanonenſchlag, und abermals ſtrahlte der Himmel wie von einer plötzlich auflodernden Feuersbrunſt angeleuchtet, und die ziſchenden Schlangen und raſſelnden Raketen kreuzten ſich auf dem dunkelbewölkten Nachthimmel nach der Gegend des Hradſchins zu.

„Heiliger Gott, das Feuer ſprüht ja hoch über die Thurmſpitzen des Doms hinaus!“ rief der Pfarrer immer noch in dem ſchaudernden Gefühl der Gottloſigkeit dieſes ruchloſen Schauſpiels. „Wenn nur der armen Stadt kein Schade geſchieht!“

Das Schauſpiel wiederholte ſich nach wenigen Augenblicken zum dritten mal. Es war die dreifache Geſundheit, die dem Vater der Königin Eliſabeth, dem König Jakob dem Erſten, auf dem Schloſſe durch die anweſenden engliſchen Grafen und Herren, die zum Glückwunſch nach Prag gekommen waren, dargebracht wurde. Sie überraſchten die liebenswürdige Monarchin durch dieſes neue Schauſpiel, welches die deſſen ungewohnten Einwohner Prags mehr in Schrecken verſetzte, als es ihre freudige Bewunderung erregte. Doch vom Hradſchin herab erſcholl lauter Jubel und Tuſch der Trompeten, Heerpauken, Zinken und Poſaunen, daß man es durch die Nachtſtille bis in die Altſtadt hinunter hörte.

Der Pfarrer Chlodzek ſchauerte innerlich vor ſo ruchloſer Geſtalt der Freude in ſo ſchwerer Zeit, und er mis-

billigte jetzt das eitle Weſen der Luſtbarkeiten am Hofe noch mehr als alle die Uebrigen, obwol auch ſie unmuthig den Kopf dazu ſchüttelten.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Im Schloß auf dem Hradſchin waren in der langen Reihe der Säle und Gemächer, welche vom Licht der Kerzen tageshell ſtrahlten, viele Hundert Gäſte verſammelt. Die Räume ſchimmerten in wahrhaft königlicher Pracht. Die Fußböden der Zimmer waren mit koſtbaren Teppichen belegt oder bildeten für ſich durch die Holztäfelung oder den bunten Marmor-Eſtrich einen reichen Schmuck. Am Gebälk hingen ſchwere Kronleuchter von vergoldetem Erz; in den Ecken der Zimmer ſtanden Armleuchter, auf denen die Kerzen zu einer flammenden Pyramide geordnet brannten. Die Wände waren theils von glänzendem Marmor, theils durch ſchwere Tapeten mit Goldrändern und Stickereien und durch koſtbare Gemälde verziert. In den Sälen ſtanden lange Reihen ſchwerer, in kunſtreicher Holzarbeit geſchnitzter Stühle mit Polſtern und hohen Rücklehnen, auf welchen meiſt die älteren Frauen ihre Plätze hatten, während die jüngeren, an ihrer Spitze die reizende Königin Eliſabeth ſelbſt, an dem Tanze theilnahmen. Alle Standesherren und Ritter, die ſich zu Prag befanden, und viele der Vornehmſten aus der Stadt waren geladen; doch ſahen ſich Manche auch in der Einladung übergangen, die es hart verdroß, namentlich die Bürger, welche zu der ſtädtiſchen

Vertretung gehörten. Die Königin hatte dies ſo angeordnet, weil ſie, der engliſchen Sitte folgend, es nicht ſchicklich fand, bei ihren Hoffeſten andere Gäſte als vom Adel zu ſehen. Nur für höchſte Beamte und die Räthe des Kurfürſten fand eine Ausnahme ſtatt; und Scultetus genoß eines geiſtlichen Anſehens, noch über das des Adels hinaus.

Die Ausſchließung der ſtändiſchen Mitglieder aus dem Bürgerthum verletzte dieſelben um ſo mehr, als ſie ihrerſeits ebenſo wie die Herren und Ritter zu dem glänzenden Empfange des Königspaares bei ſeinem Einzuge und den für daſſelbe bereiteten Feſten beigetragen hatten. Sie waren zwar zu der erſten Gegenfeſtlichkeit, welche der König unmittelbar nach der Krönung veranſtaltete, geladen worden, aber ſeitdem hatte er ſeinen Hofſtaat ſo abgeſchloſſen, daß ſie ausgeſchieden blieben. Die Feſtlichkeit dieſes Abends, welche an Pracht alle früheren übertraf, galt vorzugsweiſe den engliſchen Abgeſandten, durch welche König Jakob ſeine Tochter und ſeinen Schwiegerſohn zu ihrer Thronbeſteigung beglückwünſchen ließ; außerdem auch vielen anderen vornehmen Engländern, welche ſich ſogleich am Hofe des neuen Königs oder vielmehr der Königin eingefunden hatten.

Eliſabeth unterhielt ſich auch faſt nur mit dieſen; zum Theil wol, weil ſie der böhmiſchen Sprache gar nicht mächtig war und am liebſten ihre Mutterſprache redete, großentheils aber auch aus einer ſich ſchon regenden Abneigung gegen den Adel des Landes, da die böhmiſchen Großen dem von ihnen ſelbſt gewählten König nicht ſo unbedingte Gewalt einräumen mochten, ſondern es durchblicken ließen, daß er die Stellung ihnen verdanke und deſſen eingedenk bleiben möge.

Friedrich ſelbſt zeigte ſich leutſeliger und verbindlicher als ſeine Gemahlin, ſowol aus angeborener Freundlichkeit als auch weil er einſah, daß er die neuen Verhältniſſe und Bande erſt befeſtigen müſſe. Er ging hin und her durch die Säle und ſprach mit allen Gäſten in ungezwungener wohlwollender Weiſe. Zu dem alten Caplicz von Sulewicz, den er, etwas zurückgezogen, zuſchauend, in einer Ecke ſitzen ſah, trat er heran, und als der Greis ſich ehrerbietig erhob, wollte er es nicht dulden, ſondern drückte ihn freundlich an den Schultern zurück, reichte ihm die Hand und ſagte: „Nicht doch, ehrwürdiger Vater, Eure Jahre haben ein Vorrecht.“

„O gnädigſter Herr“, erwiderte Caplicz, der dennoch aufſtand und trotz eines leichten Lächelns mit ernſtem Angeſicht hinzufügte: „So ſchwach bin ich doch nicht.“

„Allein Ihr ſcheint nicht heiter, würdiger Herr“, fragte der König, „behagt Euch unſer Feſt nicht?“

„Die glänzenden Feſte ſind nicht mehr für mich“, erwiderte der Greis. „Es gibt ein Alter und Zeiten, zu denen ſie nicht mehr paſſen“, ſetzte er nachdrücklich hinzu.

Der König ging mit einem Zug von Misbehagen weiter. Im nächſten Zimmer ſtieß er auf Jeſſenius von Jeſſen, der mit der Gräfin Thurn im Geſpräche war. Sie traten Beide ehrerbietig zur Seite, als der König vorüberging.

„Ihr weicht mir doch nicht aus, gelehrter Herr“, redete Friedrich ihn an, „wie die Gräfin, die ſich faſt ſo ſelten an unſerem Hofe macht wie Ihr.“ Er wandte ſich bei den letzten Worten mit einem verbindlichen Gruße zu Eliſabeth.

„Die Zeiten, Ew. Majeſtät, geben uns zu ſchwere Arbeit“, erwiderte Jeſſenius, „um uns der Luſt mit Muße hingeben zu können.“

„Und mir vergeben Ew. Majeſtät wol", fiel die Gräfin ein, „als einer halb im Witwenſtande Lebenden, daß ich die häusliche Stille wenig verlaſſe."

„Ich bin Euch vielmehr zwiefach dankbar, Gräfin Thurn, daß Ihr Euch heut dem Feſte nicht entzogen habt. Ich ſah auch ſchon die ſchöne Gräfin Thekla im Tanz mit dem Prinzen von Anhalt. Das junge Paar ſchien ſehr freudig belebt."

„Die Jugend behält das Recht zum Frohſinn auch in den ernſteſten Tagen", antwortete die Gräfin.

„Immer und ewig dieſes Echo von ernſten Tagen und ſchweren Zeiten", dachte Friedrich, und ging mit dem Ausdruck des Unmuths auf der Stirn, etwas obenhin grüßend, weiter. Ein Kammerjunker trat ihn an und ſprach einige leiſe Worte zu ihm.

„Iſt's möglich?" rief er erfreut. „Tauſendmal willkommen! Ich will ihn ſogleich ſelbſt der Königin zuführen."

Er folgte dem voranſchreitenden Kammerjunker, der ihn durch die Reihe der Säle dem Haupteingange zuführte. Nach wenigen Minuten kehrte er Arm in Arm mit einem Manne von kriegeriſchem, faſt wildem, aber ſehr ſtattlichem Anſehen zurück, und ſchritt heitren Angeſichts durch die verwunderten Gäſte hin.

Die Königin hatte ſoeben einem der Lords von der außerordentlichen Geſandtſchaft König Jakob's den Arm zu einem ganz neuen Reihentanz gereicht, den ein junger polniſcher Edelmann, Graf Sigismund Bernacki, als einen in Polen üblichen, die Damen lehren wollte. Es war die ſpäter mit manchen veränderten Geſtalten ſo allgemein gewordene „Polonaiſe".

Friedrich klopfte die Königin, die mit dem Rücken

gegen ihn ſtand, leicht auf die Achſel. Sie ſah ſich erſtaunt um und rief noch erſtaunter: „Ah mon dieu!“ als ſie den Herzog Chriſtian von Braunſchweig erkannte.

„Ihr, Herr Herzog?“ ſagte ſie freudig überraſcht. „Und was führt Euch ſo unvermuthet her?“

„Was anders als die Pflicht, der verehrteſten aller Königinnen und Frauen meine Huldigung darzubringen!“ verſetzte der Herzog und beugte ſich zum Kuß auf die Hand der Königin, die ſie ihm mit anmuthvoller Hoheit reichte.

„Doch auch einmal eine freudige Begegnung hier in Prag!“ ſagte König Friedrich.

„Hätten Ew. Majeſtät Mangel an Freuden in dieſem neuen, ruhmvollen Berufe?“ fragte Herzog Chriſtian.

„Wenn auch das nicht“, entgegnete Friedrich, „ſo doch Ueberfluß an unangenehmen Beſchäftigungen und Verdrießlichkeiten aller Art.“

„In ſo glänzendem Feſtſaale laſſen ſie ſich wol vergeſſen!“ entgegnete der Herzog.

In der That wurde durch ihn die Stimmung heitrer und die Unterhaltung lebhafter. Wenigſtens vergaß ſich das mancherlei Störende und Beſorgliche für den Augenblick. Der ſchwere Ernſt ſtand darum nicht minder düſter hinter dem bunten Flor der Freude; allein das leichte Auge wandte ſich ab von ſeinem Anblick, und vergaß ſein Daſein, weil es ihn nicht ſah.

Der Tanz, den Graf Bernacki ſelbſt ordnete, erwarb ſich den Beifall aller Damen; beſonders genoß ein Paar der Tanzenden ein ahnungsloſes Glück der Herzen dabei. Es waren der junge Prinz Chriſtian von Anhalt und Gräfin Thekla von Thurn. Gerade dieſer Tanz ließ ihnen ſo viel Zeit zum vertraulich heitern Geſpräch; ſie ver-

gaßen dabei die Umgebung ſo, daß ſie in den verſchiedenen Windungen und Figuren faſt einen einſamen Spaziergang durch den gefüllten Saal machten. Auf einen Wink des Königs führte der Graf gleichſam in ſteigender Luſt und Freude die Reihen der Tanzenden durch alle Säle und Gemächer des Schloſſes. Doch dabei war noch eine ganz eigene Ueberraſchung ſelbſt für die Königin bereitet. Es verhielt ſich damit folgendermaßen. Der Kaiſer Rudolf, welcher ſich in den letzten Jahren ſeiner Regierung ſcheu und düſter in dem Innern ſeines Palaſtes zurückgezogen hielt, ihn endlich gar nicht mehr verließ, hatte im Bereich deſſelben die eigenthümlichſten, das Erſtaunen ſeiner Zeitgenoſſen erweckenden Anlagen gemacht. Außer den Gärten innerhalb der Palaſtmauern, in welchen er die ſeltenſten Pflanzen aus allen Welttheilen pflegte, und den Umzäunungen, worin er wilde Thiere aller Gattungen hegte, waren auch mehrere bedeckte Hallen des Schloſſes ſelbſt zu künſtlichen Gärten umgeſchaffen. Dieſe, nachmals in Verfall gerathen, hatte König Friedrich heimlich in großer Eile, aber mit großen Koſten ſo weit wiederherſtellen laſſen, als es in der kurzen Zeit möglich war. Was nur an ſeltenen ausländiſchen und prächtigen Gewächſen in den Treibhäuſern ſich vorfand, war hierher gebracht worden, und zu grünen Luſtgängen, ſchattigen Gebüſchen und dunkel überwölbten Lauben geordnet; bunte Lampen und Kerzen beleuchteten dieſe Anordnung durch ein zauberhaftes Licht. Bis zu dieſen Räumen, welche bis dahin verſchloſſen geblieben waren, leitete Graf Bernacki im Einverſtändniß mit dem Könige den Zug der Tanzenden. Plötzlich öffneten ſich ihnen die Pforten, und ſie ſahen ſich mitten in den blühenden Sommer verſetzt. Die Königin war im höchſten Maße freudig überraſcht; der König, welcher ſelbſt am Tanze nicht theil-

nahm, hatte ſich, um ſich an ihrem Staunen und dem ſeiner Gäſte zu weiden, ſchon zuvor dahin begeben, und begrüßte jetzt ſeine Gemahlin, indem er ihr einen Strauß der koſtbarſten Blumen aus fremden Zonen überreichte. In liebenswürdiger Freude umarmte und küßte ſie ihn in Gegenwart aller Gäſte, die ſich an dieſem Schauſpiel der liebenden, herzlichen Geſinnung weideten. Herzog Chriſtian, der die überaus ſchöne Frau bis hierher geführt hatte, heftete glühende Blicke auf dieſe Gruppe der Zärtlichkeit.

Da indeß die lange Reihe der Tanzenden von hinten her immer vorwärts drängte, bot er der Königin alsbald von neuem den Arm und führte ſie, während der König fröhlich plaudernd an ihrer andern Seite ging, weiter und weiter durch die Irrgewinde dieſer Zaubergärten.

Die Ordnung des Tanzes hörte auf; die Paare zerſtreuten ſich nach Neigung und Zufall in den gewundenen, grün beſchatteten Pfaden, die einen wahren Irrgarten bildeten. —

Thekla war träumeriſch berauſcht durch dieſen feenhaften Anblick. Die erhöhte Stimmung ihres Herzens ließ ihr Alles noch in einem zauberartig verſchönerndem Licht erſcheinen. Der junge Prinz, der ſie führte und deſſen Auge ſich ganz in ihrem holden Reiz verlor, war ebenſo durchwallt von den ſeligſten Empfindungen. Der zauberiſch wiegende Wellenſchlag der reinen Jugend und der reinen Triebe trug Beide in eine andere, ſeligere Welt hinüber.

War es Zufall, war es der natürliche Drang der Liebenden, ſich von der bunten Menge zu entfernen, der ſie bald in einſame vom Halbdunkel grüner Dämmerung umſchattete Pfade führte?

Die Muſik aus den entfernten Tanzſälen ſchwebte ihnen mit gedämpften, lieblichen Klängen nach und erhöhte den

duftigen Traum ihrer Seele. Ihre Gefühle ſuchten und fanden nicht Worte; es war ein ſüßes Ineinanderverlieren ihrer Herzen, das ſie heilig beglückte. Nur leiſe ſchwebte es über Thekla's Lippen:

„Mir iſt, als wäre ich in eine andere Welt getragen, wo der ewige Frühling grünt. So denke ich mir die Blumengänge des Paradieſes!“

„Ach, das Paradies kann nicht ſo ſchön geweſen ſein“, brach des jungen Fürſten glühende Seele aus, und er zog halb unwillkürlich die ſüße Begleiterin näher an ſich.

Ihr jungfräuliches Ahnen durchbebte ſie leiſe, ſüß ſchauerlich. „Prinz“, ſagte ſie beklommen, „verirren wir uns nicht in dieſen Laubgängen?“

Er beugte eben die Zweige eines großen Orangenbaumes zurück, der den dunkelſten Schatten auf ihren Weg warf, wo der Pfad ſich ſchon ganz verloren hatte; ein magiſch roſiges Licht ſchimmerte ihnen von einem etwas freieren Platze entgegen.

„Hier kommen wir wieder auf gebahntere Pfade“, antwortete der Prinz, deſſen reiner Sinn ſelbſt empfand, daß er die belebten Gänge wieder aufſuchen müſſe.

Als ſie ſich durch das Gebüſch geſchmiegt hatten, ſtanden ſie in einer kleinen von Orangenbäumen gebildeten Rotunde, in deren Mitte eine Ampel in purpurner Glasglocke hing, welche das dämmernde Roſenlicht in die Laubhalle warf. Eine Bank von weißem Marmor ſtand in den dunkelſten Gebüſchen; aus einem Becken vor derſelben ſtieg der Strahl eines Springbrunnens leiſe plätſchernd auf. Thekla fühlte ſich den Athem beklommen verſetzt durch den Zauber dieſes tief einſamen Platzes, ſie zögerte vorwärts zu ſchreiten.

In dieſem Augenblick ließen ſich leichte Schritte und flüſternde Stimmen von der gegenüberſtehenden Seite hören,

von welcher ein breiterer Pfad in das verſchwiegene Rund führte. Halb unwillkürlich trat Thekla in das Dunkel der Umbüſchung zurück; ſie war ſo erſchreckt, daß ſie zitterte. Der Prinz folgte ihrer Bewegung, und zog ſie leiſe an ſich. Die Zweige des Orangenbaumes wichen, indem ſie rückwärts traten, und ſchloſſen ſich wieder vor ihnen. Sie ſtanden von denſelben bedeckt, mit den Augen gegen die Rotunde, und noch ehe ſie umwenden konnten, um den Weg zurückzugehen, den ſie gekommen waren, ſahen ſie durch das Laubgitter ihnen gegenüber zwei Geſtalten in den Raum treten.

„Die Königin", flog es wie ein Hauch über Thekla's Lippen; ſie war es, an der Seite des Herzogs Chriſtian.

„Sie führen mich zu weit Herzog", ſagte die Königin mit ängſtlichem Ton.

„Nicht ich; es ſind die Zaubergewinde, die uns wider Willen weiter und weiter ziehen. Sie haben uns ergriffen, wie die Wirbel eines Strudels, wir müſſen ihnen folgen!"

Er führte die Widerſtrebende vorwärts zu der Marmorbank. Thekla und der Prinz ſtanden athemlos. Sie fühlten ihre Gegenwart war ein unwillkürliches Vergehen.

„Laſſen ſie uns umwenden Herzog, ich bin ganz erſchöpft", ſagte die Königin.

„Ew. Majeſtät bedürfen eines Augenblicks der Ruhe", erwiderte er kühn, und zwang die Königin faſt, ſich auf der Marmorbank niederzulaſſen. Er ſetzte ſich zu ihr.

„Der König iſt ein Wunderthäter", begann der Herzog; „ein Zauber folgt dem andern. Dieſes Laubgemach iſt ein geheimnißvoller Tempel der Glückſeligkeit!"

„Wir müſſen zurück", ſagte Eliſabeth und wollte ſich erheben.

Der Herzog hielt ſie zurück, indem er keck ihre Hand faßte. Die Königin wollte ſie ihm entziehen und rief aufgeregt, aber nicht zürnend: „Herzog, was thun Sie!“

„Ich beſitze den Handſchuh, den dieſe ſchöne Hand getragen hat“, erwiderte er, ſie feſthaltend mit dem Ton glühenden Ausdrucks; zugleich zog er den zu Heidelberg geraubten Handſchuh aus dem Buſen. „Er begleitet mich, wo ich gehe und ſtehe. Soll ich die Hand, zu der er gehörte, nicht einen Augenblick berühren dürfen?“ Er preßte ſie verwegen an die Lippen und drückte einen feurigen Kuß darauf.

Die Königin ſtand raſch auf.

„Kommen Sie, wir müſſen zurück“, gebot ſie und eilte mit raſchen Schritten dem Wege zu, den ſie Beide gekommen waren.

Der Herzog ließ ihre Hand nicht los, ſondern folgte ihr und legte ſie in ſeinen Arm.

„Bei dieſem ewig unvergeßlichen Augenblick“, ſagte er leidenſchaftlich, „der Handſchuh Ew. Majeſtät ſoll das Panier meines Lebens ſein! Der Welt will ich ihn hinwerfen und ihn im Kampf mit ihr auslöſen!“

Sie verſchwanden in dem Gebüſch gegenüber.

Thekla bebte. Selbſt ihre reine Bruſt ahnte, daß ſie geſehen und gehört, was ſie nicht ſehen, nicht hören ſollte. Der Fuß war ihr wie angewurzelt, ihre Knie wankten. Der Prinz unterſtützte ſie, ſelbſt ſprachlos, und führte ſie leiſe vorwärts in das verſchwiegene Rund. Kraftlos ſank ſie auf die Marmorbank nieder, an eben der Stelle, wo die Königin geſeſſen hatte. Der Prinz glühte in fieberiſcher Wallung. Den Handſchuh der Gräfin zu beſitzen, wie der Herzog den der Königin, das war der Gedanke, der ihn wie mit berauſchender Gewalt erfüllte. — Er wollte ihn leiſe

von ihrer Hand ziehen; ſie wehrte es unter einem hinſterbenden „Ach!“ ihrer Lippen, und erhob ſich mit zuſammengeraffter Kraft. Da fiel eine weiße Atlasſchleife ihres Kleides von ihrer Bruſt zu des Prinzen Füßen nieder. Er hob ſie auf und fragte mit ſüßem Ton: „Darf ich?“

„O Prinz!“ war Alles, was ſie zu erwidern vermochte.

Er drückte das Band an ſeine Lippen, verbarg es an ſeiner Bruſt; ſie zitterte, erröthete, erbleichte, ihre Augen ſchwammen in Thränen. Gleich dem ſchüchternen Reh ſchwebte ſie von dannen; der Prinz folgte ihr, nahm ihren Arm wieder. Kaum ihrer ſelbſt bewußt, ſchwankte ſie an ſeiner Seite hin, dem hellen Glanz des Lichts, dem Strom der bewegten Menge zu. —

Dieſe eilte in voller, raſcher Bewegung zurück nach den Tanzſälen, denn eine ſchmetternde Fanfare hatte das Zeichen zur Abendtafel gegeben. In den hellen Gemächern erſt fand Thekla ihre volle Beſinnung wieder; ihre Augen ſuchten mit heißem Verlangen — ihre Mutter!

Sie fand ſie in dem Saal, wo die Tafel gedeckt war, an dem für ſie beſtimmten Platz, geführt vom Fürſten Chriſtian von Anhalt, dem Vater. Nur Thekla's Auge konnte hier zu der Theuren ſprechen, der ſie das volle Herz auszuſtrömen die innerſte Sehnſucht empfand. Die beiden Paare, Mutter und Tochter, Vater und Sohn hatten hier beiſammen ihre Plätze; die Fürſtin von Anhalt ſaß ihnen gegenüber an der Seite des Fürſten Hohenlohe.

Ein ſüßes Nachklingen ihrer Bewegung ſchwebte über Thekla's Zügen, doch ihre Lippe ſchloß es mehr, als es ſie öffnete. Nur ſchüchterne, jungfräuliche Worte ſprach ſie während der Dauer der Tafel; jeden Ausdruck ihrer Gefühle ſammelte ſie in der jungen unſchuldigen Seele für die Mutter.

Ein Signal der Zinken und Trompeten erſchallte gegen das Ende der Tafel. Der Abgeſandte Englands, Lord Netherſole, ſtand auf, erhob ſeinen goldenen Pokal, und brachte dem Könige und der Königin von Böhmen im Namen ſeines Herrn und Gebieters, des Königs von England, das Hoch in lateiniſcher, als der Allen verſtändlichen Sprache mit den Worten aus:

„Vivant Fridericus primus et Elisabetha, rex et regina Bohemiae!“

Der Sturm der Ausrufungen erſchallte durch den Saal; alle einzelnen Klänge des Mismuths, der Unzufriedenheit erſtarben in dieſem begeiſterten Aufſchwung, der Volk und Herrſcher wieder in die gemeinſame Strömung der Liebe und des vaterländiſchen Wollens zurückzuführen ſchien.

Jetzt erhob auch der König den feſtlichen Pokal und brachte ihn „dem theuren Vater ſeiner Gemahlin, ſeinem erhabnen Schwiegervater, dem Könige Jakob I. von England“.

Das lautſchallende Hoch der Gäſte, welches ſeinen Worten folgte, wurde Allen unvermuthet durch ein donnerndes Krachen übertönt, welches im erſten Augenblick die Frauen erſchreckte, da ſie es aber ſehr bald als eine Freuden- und Ehrenſalve erkannten, die begeiſterte Stimmung nur noch höher erhob. Der König ſtand auf und führte die Königin gegen das große Balconfenſter des Saales, von dem man den Platz vor dem Schloß überſah. Die Gäſte folgten ohne zu wiſſen aus welchem Grunde; jeder Herr führte ſeine Dame. Plötzlich krachte es draußen von neuem, wie das Pelotonfeuer eines ganzen Regiments, und im gleichen Augenblick war der Himmel in ein Feuermeer verwandelt, das von leuchtenden Blitzen und funkenſprühenden Schlangen durchkreuzt wurde.

Schreck war die erſte Empfindung, welche ſich in Ausrufungen der Frauen Luft machte. Doch auch für die Männer war die Ueberraſchung durch ein Schauſpiel, das in Böhmen noch Niemand kannte, groß. Thekla ſchmiegte ſich ſchüchtern an die Seite ihrer Mutter; der Prinz, der ihr den Arm gegeben hatte, beruhigte ſie mit dem Wort: „Es iſt ein franzöſiſches Luſtfeuerwerk!“

Das Erſchrecken war ſchnell vorüber, und die Gäſte genoſſen nun mit freudigem Erſtaunen des prächtigen Anblicks. Thekla war wie berauſcht von dieſen ſinnlichen Eindrücken, die ſich der geweihten Stimmung ihrer Seele geſellten. Sie bebte leiſe und ſelig an der Seite des Geliebten, der ſie faſt aufrecht halten mußte, ſo überwältigte die Bewegung ihre zarten Kräfte.

Der Anblick war wundervoll, nicht nur durch die ziſchenden Feuerſtröme, Sonnen und ſprühenden Strahlen ſelbſt, welche die Novemberfinſterniß zum hellen Tage machten, ſondern auch durch die zauberiſche Helle, welche die in den höchſten Lüften ſpringenden Feuerkugeln und Raketen auf die Stadt warfen. Aus der tiefen Finſterniß ſtieg ſie plötzlich in Tageshelle vor den erſtaunten Blicken auf; die Thürme und Kuppeln feurig vergoldet, die ſchwarze Moldau ein glühender Lavaſtrom!

Drunten in der Stadt freilich wurde dieſes Schauſpiel nicht ſo empfunden! Schrecken und Grauen ergriff die Bewohner, und es dünkte ſie ein Unheil herausfordernder Frevel! — Und ſelbſt auf dem Schloß waren Viele, die das Haupt ernſt ſchüttelten zu dieſer Betäubung in Sinnenrauſch, unter den drohenden Ungewittern der Zeit! — —

Mit dem ſchnellen Erlöſchen der letzten Funken war das Feſt zu Ende.

Die Lichter des Saales ſchienen bleich gegen das Feuermeer, das die Nacht ebenſo ſchnell verſchlungen als geboren hatte.

Die Gäſte eilten zum Ausgang, die breite Treppe hinunter nach den drunten bereitſtehenden Carroſſen und Sänften. Der Prinz führte die Gräfin Thurn und Thekla hinab. Er wagte es, mit einem ſüßen Druck der Hand von Thekla Abſchied zu nehmen, den nur das Beben der ihrigen erwiderte. — —

Die Gräfin Thurn hatte eben ihre Zofe entlaſſen und wollte, ſchwerer mit Sorgen belaſtet, als von den Nachklängen des Freudenfeſtes erfüllt, ihre Lagerſtätte ſuchen, als ſich die Thür ihres Gemaches noch einmal öffnete, und Thekla im weißen Nachtgewande, einer Geiſtergeſtalt gleich, hereinſchwebte.

„Mutter, — meine Mutter!“ war das einzige Wort, was ſie hervorzubringen vermochte. Dann hing ſie an der Bruſt der geliebten Verehrten, in ſüß bangen Thränen, und ergoß ihr ganzes kindliches Herz in das der Mutter!

Welche Miſchung von Sorgen und Dank, Schmerz und Glückſeligkeit gab dieſe Stunde!

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Pater Thyßka ſaß vor ſeinem Schreibtiſch und war eben beſchäftigt, einen Brief an den Pater Lamormain zu ſiegeln.

„Ich denke er wird zufrieden ſein“, ſagte er vor ſich hin, „die Dinge ſind vorwärts gegangen, und ich darf mir

das Zeugniß geben, daß ich etwas dazu beigetragen habe."

Er ſchellte. Ein Diener trat ein. „Dieſen Brief", gebot Thyßka, „trage ſogleich zum Herrn Prior der Dominikaner; beeile dich, denn das Schiff nach Wien geht noch dieſen Vormittag ab."

„Es ſteht draußen ein Reitersmann, der Ew. Hochwürden zu ſprechen verlangt", meldete der Diener.

„Ach, es wird Schwarz ſein", ſagte Thyßka, „laß ihn hereinkommen." Der Diener ging. „Wart einen Augenblick", rief ihm Thyßka nach; „erkundige dich doch genau, wie lange die Schiffe von hier bis Wien unterwegs zu ſein pflegen."

„Das kann ich Euch ſelbſt ſagen, ehrwürdiger Herr", antwortete der Diener, „denn ich habe die Reiſe oft gemacht. Sie dauert ſieben bis acht Tage, je nachdem Wetter und Wind ſind, oder die Nebel auf der Donau die Fahrt erſchweren. Heut wird das Schiff noch bis Straubing kommen, denn wir haben Mondſchein bis Mitternacht. Da muß es aber liegen bleiben, weil das Fahrwaſſer zu ſchwierig iſt. Wenn es raſch abgefertigt wird, kann es Donnerstag zu Nacht in Linz ſein, und von dort in drei Tagen bis Wien!"

„Das iſt eine lange Fahrt. Da käme ein Reiter doch wol ſchneller hin!" meinte Thyßka.

„Bei Leibe nicht!" antwortete der Diener. „Ein Reiter von Regensburg bis Wien muß ſeine zwölf vollen Tage haben! das iſt alter Satz. Und vollends bei den jetzigen Wegen. Fragt nur den draußen, ehrwürdiger Herr! Der ſieht aus!"

„Schick ihn herein", antwortete Thyßka und entließ den Diener.

Kaspar Schwarz trat ein. Er ſah nicht ſo mürriſch aus wie immer, ſondern noch mehr wie immer. Sein Wams war naß, die Stiefeln kothig, der Hut triefte, Haar und Bart waren vom Wind zerzauſt.

„Die Kerle ſind da, hochwürdiger Herr", ſagte er nicht in der freundlichſten Weiſe .... „Ich bin vorausgeritten, es Euch zu melden. In zwei Stunden treffen ſie ein."

„Alſo glücklich zurück!" rief Thyßka. „Habt Ihr Zaloska geſprochen, Schwarz?"

„Nein!" entgegnete er kurz.

„Wie? Nicht geſprochen, und wißt doch daß er zurück iſt?" fragte Thyßka.

„Nun ja, ich habe meine zwei Augen und kann ſehen. Ich habe ihn geſehen, ſammt ſeinen drei Troßbuben."

„Und weshalb habt Ihr Zaloska nicht geſprochen, Schwarz! Ich begreife das nicht!" ſagte Thyßka ſtreng.

„Es war nicht mein Auftrag!" erwiderte Schwarz ſo trocken als möglich. „Und, nichts für ungut, hochwürdiger Herr, mit einem ſolchen Kerl wie der böhmakiſche Troßbube ſpricht ein ordentlicher Reitersmann nicht, wenn er nicht muß. Ihr habt mich beauftragt, mit drei Mann die Straße auf Amberg zu reiten und zu recognosciren, ob er kommt. Das hab' ich gethan und bringe Euch Rapport."

„Und wie iſt die Unternehmung abgelaufen .... bringen ſie etwas .... bringen ſie Jemand mit?"

„Das weiß ich nicht", antwortete Schwarz. „In zwei Stunden müſſen ſie hier ſein. Ich ließ ihnen meine Reiter und ritt meines Weges vorweg."

„Schon gut! Aber weshalb wollt Ihr mit Zaloska nicht ſprechen?" fragte Thyßka.

„Wenn Ihr es durchaus verlangt, hochwürdiger Herr, ſo will ich's Euch ſagen; denn das iſt Dienſtpflicht. Sonſt behalt' ich's lieber für mich", lautete die rauhe Antwort Kaspar's.

„Ich möchte es ſehr gern wiſſen", betonte Thyßka.

„Nun denn! Der Kerl iſt ein Hundsfott! Im Finſtren kann er ſchleichen, Einen hinterrücks niederſtoßen. Wo ihm aber der Feind die Zähne zeigt, da reißt er aus. Er hat mich einmal im Stich gelaſſen; das vergeſſe ich ihm nun und nimmermehr. Ein Feind, der mir zuſetzt im Gefecht, daß ich Blut und Schweiß gebe, mit dem trinke ich, wo ich ihn in der Herberge treffe. Ja, er iſt mir um ſo lieber, je ſchärfer er mir zu Leibe gegangen iſt. Mit dem heimtückiſchen Halunken, dem Zaloska, tunke ich nicht ins Salzfaß. Es ſei denn Dienſt; den verſteh' ich, da parire ich Ordre. — Darum habe ich nicht mit ihm geſprochen. Das iſt meine Beichte, hochwürdiger Herr!"

„Es wäre aber beſſer für die Sache, der Ihr angehört, wenn Ihr nicht ſolche Feindſchaft pflegtet, mein lieber Kaspar Schwarz", entgegnete Thyßka ruhig. „Der Dienſt der heiligen Kirche ...."

„Der Dienſt", unterbrach der Reitersmann den Pater ohne viele Umſtände", ſoll darunter nicht leiden. Befehl iſt Befehl! Ich weiß, was Subordination iſt. Ihr ſeid kein Feldhauptmann noch Oberſt, aber ich bin Euch von meinem Hauptmann zugetheilt, darum gehorche ich Euch wie ihm. — Steht noch etwas zu Ew. Hochwürden Befehl?"

„Wollt Ihr ein Glas Wein, lieber Kaspar?" fragte Thyßka, „Ihr ſeid ſehr durchnäßt!"

„Mein Mantel, den ich draußen gelaſſen, könnte es Euch noch beſſer zeigen. Das iſt nur feucht hier", dabei

ſchlug er aufs Wams, daß Tropfen herausſpritzten. „Darauf kommt's unſer Einem nicht an. Aber ein Glas Wein ſchlägt kein Reitersmann aus, beſonders wenn's draußen ſo ausſieht wie jetzt, Regen, Schnee, Dreck, Alles durcheinander, und der Wind pfeift ſein Lied auch dazu!"

Thyßka ſchenkte ihm aus einer Flaſche, die auf einem Seitentiſch ſtand, ſelbſt ein anſehnliches Glas ein; Kaspar leerte es mit kräftigem Zuge.

„Mohren und Türken", rief er, „das iſt ein Wein! So einer kommt nicht leicht an unſer Einen! Ein echter Würzburger, nicht wahr hochwürdiger Herr?"

„Steinwein iſt ſein Name", antwortete Thyßka lächelnd.

„Das iſt ein Edelſtein! Den Steinbruch möcht ich haben! — Ja, wenn wir einmal ſo ein Kloſter ſtürmten! Da pflegt der Keller wol dergleichen Stückfäſſer zu beherbergen!"

„Ein Kloſter ſtürmen! Schämt Euch der gottloſen Redensart, Kaspar Schwarz!" ſagte Thyßka finſter. „Ihr dient der Kirche doch ſonſt mit Eifer."

„Ja, ehrwürdiger Herr, das wäre aber ein Extrafall! — Da ſteh' ich doch für nichts! Der Kirche allen Reſpect, aber der Keller iſt keine Kirche!" lachte er.

„Es wäre doch Kloſterraub und Kirchenraub, und ich könnte Euch nicht davon abſolviren", antwortete der Pater ernſt. „Bedenkt dergleichen Dinge beſſer, Freund Schwarz. Wenn die frommen Väter in den Klöſtern gute Weine bewahren und pflegen, ſo iſt es um Arme und Kranke zu erquicken!"

„Unter uns", antwortete Kaspar, dem das eine Glas des ſtarken Weins den Verdruß raſch verjagt hatte, ſchmunzelnd, „die Herren Confraters und Conpaters, oder wie ſie

ſich nennen, verſchmähen doch auch ein gutes Glas nicht! Stand doch dieſe Flaſche Ew. Hochwürden ebenfalls zur Hand!“

Der Pater biß ſich auf die Lippen. „Vergeßt nicht, daß ich Euch damit erquickte, Kaspar, nach dem ſchweren Ritt. Vergeßt das nicht!“ erinnerte er.

„Gewiß nicht, Ihr werdet Euch aber auch nicht vergeſſen haben, ehrwürdiger Herr“, antwortete der Reitersmann mit unerſchütterlicher Aufrichtigkeit, die aus ſeinem in dieſem Falle ebenſo unerſchütterlichen Glauben entſprang.

„Ich danke Euch für Eure Meldung“, brach Thyßka das Geſpräch ab. „Seid morgen früh zum Dienſt wieder hier.“

Kaspar ging.

„Ob es gelungen iſt! — Ob ſie ihn gefangen haben! Ihn mitbringen! Es wäre von unerhörter Wichtigkeit!“ — ſagte Pater Thyßka zu ſich ſelbſt, als er allein war. „Daß der ſtumpfe Menſch, dieſer Schwarz, auch nicht danach gefragt hat .... Ei! Ei! Was denke ich! Zaloska würde es ihm doch nicht geſagt haben! Zumal wenn er ſo übel mit ihm ſteht. — Nun! Es gilt noch zwei Stunden Geduld. — Ich will mich durch andere Arbeiten ſelbſt um die Zeit betrügen!“

Unter dieſen Gedanken ſetzte er ſich wieder an den Arbeitstiſch. Allein bei jedem Hufſchlag, den er auf der Gaſſe hörte, — bei jedem Schritt, der ſich dem Gemach näherte, ſprang er auf und öffnete Fenſter oder Thür. Endlich kam ein Fuhrwerk von einigen Reitern begleitet die Gaſſe herauf. Es war ein ländlicher Wagen mit Leinwand auf Tonnenreifen darüber geſpannt. Er näherte ſich dem

Hauſe. Ein Mann zu Pferd ritt etwas voran; es war Zaloska. —

„Nun! Iſt es gelungen? Bringt Ihr ihn?“ Das waren die Fragen, mit welchen Thyßka den eintretenden Zaloska empfing, bevor er ihn begrüßt hatte.

Dieſer beugte ſich tief faſt zur Erde mit dem Haupt, dann ergriff er die Hand des Paters, küßte ſie mit widerwärtiger Unterthänigkeit, und ſagte dann halb demüthig, halb kläglich:

„Nein! hochwürdiger Herr! Den Grafen Mansfeld haben wir nicht bekommen. Wiewol unſer Anſchlag doch ſo gut gemacht war!“

„Nicht? Alſo mislungen? — Und es war keine Möglichkeit?“ fragte Thyßka, „oder hat es“ ſetzte er ſtreng hinzu, „an Eurer Unachtſamkeit gelegen?“

„Wir haben das Mögliche gethan, gnädiger Herr!“ verſicherte Zaloska. „Die Nachricht war auch richtig, die Euch der Leibdiener gegeben hatte? Allein —“

„Das hoffe ich, denn es koſtet uns Geld genug, des Generals Umgebungen zu beſolden!“ unterbrach Thyßka. „Und dennoch mislungen?“

Zaloska zuckte mit den Achſeln und blickte mit den breit geſchlitzten, glotzenden Augen gen Himmel.

„Es war Alles vergebens! Der General war in Eger!“ berichtete er, „nur in kleiner Begleitung, allein ihm war nicht beizukommen! Er verließ die Feſtung nicht! Er ging nicht, wie wir hofften, auf die Jagd, wo wir ihn hätten fangen können. Wir haben ringsum geſpürt. Es ging aber doch nicht länger. Wir konnten nicht Stand halten! Seine Reiter durchſtöberten das ganze Land; waren auch ſchon auf unſerer Spur! Wir mußten äußerſt vorſichtig ſein, äußerſt ſchlau! Dennoch wagten wir noch einen

Verſuch. Weil der General immer ſelbſt der Erſte iſt bei allen Vorfällen, ſteckten wir eine Mühle und ein paar alte Hütten dicht vor der Feſtung in Brand. Wir gedachten ihn damit herauszulocken, und ihn dann in der Verwirrung todt oder lebendig zu fangen. Der Brand wurde aber zu früh entdeckt, die halbe Mannſchaft kam aus der Feſtung, wir mußten in unſerem Verſteck geduckt bleiben und froh ſein, daß wir nicht entdeckt wurden. Alles war vorüber, bevor wir herauskommen konnten!“

„Alſo Alles vergeblich! —“ ſeufzte Thyßka mit unwilliger Miene.

„Doch nicht ganz, ehrwürdiger Herr“, antwortete Zaloska, und ſeine grauen Augen blitzten ſchlau und boshaft unter den ſtruppigen Brauen hervor. „Wir haben doch einen Fang gethan! Iſt der Fiſch nicht ganz ſo fett, lohnt doch das Netzſtricken!“ —

„Nun, redet, wen habt Ihr? — Ich kann mich nicht aufs Errathen einlaſſen“, entgegnete Thyßka unwillig.

„Wir haben den alten, böſen Schadenſtifter vom Erzgebirge, der das Unheil mit zuerſt angerichtet hat, den Wolodna!“ ſagte Zaloska boshaft grinſend.

„Ach, Den!“ erwiderte Thyßka, welcher ſich nur dunkel auf ihn beſann. „Er iſt ja wol in Thurn's Dienſten geweſen!“

„Verſteht ſich, gnädigſter Herr! und iſt es noch. Er iſt Thurn's Vertrauter. Der Menſch weiß Alles, was der Graf thut und will, — kennt allen ſeinen Verkehr! Er iſt ein Stock-Ketzer! — Er muß verbrannt werden!“

„Hm!“ ſummte Thyßka. — „Wie gerieth er in Eure Gewalt?“

„Das hatten wir ſchlau gemacht!“ antwortete Zaloska mit ſelbſtzufriedenem Lächeln. „Wir waren in einen Land-

hof geritten, wo wir verſteckt lagen! Weil Mansfeld Reiter ausgeſchickt hatte, die Brandſtifter zu greifen, hielten wir uns mäuschenſtill! Da führte ihn der Zufall uns in die Hand; er guckte über die Mauer, — wir ließen ihn vorſichtig ein und ergriffen ihn, wie er vom Gaul ſtieg. Drauf haben wir einen Wagen Hanf geladen, unten eine große Kiſte, in der er verſteckt war, gebunden und geknebelt. Er durfte uns weder ſterben, noch verrathen. So haben wir ihn, Alle verkappt, über die Grenze bei Eger geſchafft, und dann durch des Pfalzgrafen Land! Wir ſind dicht an ſeiner Stadt Amberg vorbeigefahren. Es war eine ſchwierige Fahrt das! Wir hatten viel Mühe und Gefahr! Doch ich denke wir haben es recht ſchlau gemacht!"

Zaloska rieb ſich die Hände halb fröhlich, halb andeutend, was er für ſeine Bemühungen hoffe.

Thyßka verſtand ihn. Er ging an einen Schrank, nahm einen anſehnlichen Beutel mit Goldſtücken heraus, und drückte Zaloska einen guten Theil davon in die Hand!

„Ehrwürdigſter, gnädigſter Herr! Möget Ihr geſegnet ſein von der heiligen Mutter Maria!" rief dieſer aus und ergriff wiederum die Hand des Paters und küßte ſie mit hündiſcher Dankbarkeit.

Man ſah es an Thyßka's mühſam gepreßten Geſichtszügen, daß der Burſch ihn ſelbſt anwidre.

„Wo iſt der Gefangene?"

„Noch unten im Wagen. — Hier weiß es noch Niemand!" lautete die Antwort.

„So laß den Wagen in den Hof fahren und ſchaffe ihn ſtill in ſichere Gewahrſam, in irgend ein feſtes Gemach oder einen Keller. — Ich will bedenken, was ich mit ihm anfangen kann."

„Halt! Ehrwürdigſter Herr", rief Zaloska wie halb erſchreckt, „hier iſt ein Brief von dem Leibdiener Pietro." —

„Von Pietro", rief Thyßka raſch und griff danach; „haſt du ihn geſprochen?"

„Ja, den letzten Tag, wo wir in die Feſtung geſchlichen waren; da ſagte er mir im Vorbeihuſchen, er habe viele Nachrichten für Euch. Doch hatte er das Schreiben nicht bei ſich, verſprach aber, es nach Maria-Kulm an den Pater Franciscus zu ſenden, wo wir Nachtquartier nehmen wollten. Dort empfing ich das Schreiben von dem ehrwürdigen Pater."

„Gut, gut!" ſagte Thyßka.

„Haſt du ſonſt nichts vom Pater Franciscus zu überbringen?" fragte er.

„Nichts, gnädigſter Herr! Er ſagte nur, daß er fortfahre zu arbeiten!"

„Gut!" ſummte Thyßka, indem er den Brief öffnete. Dann winkte er Zaloska zu gehen. Dieſer verließ das Gemach.

Als der Pater allein war, las er das Schreiben. — „Dieſer Pietro meldet manches Gute, aber auch viel Unnützes!" dachte er, nachdem er eine Zeit lang geleſen. „Indeſſen kann er uns noch manchen unbrauchbaren Brief ſchreiben, bis wir quitt mit ihm ſind wegen ſeiner Nachrichten über Groß-Laſken! Er hat doch eigentlich dem Kaiſer Wien gerettet. Wäre Boucquoi nicht ſo gut unterrichtet worden . . ."

Von dieſen Gedanken zog ihn eine Stelle des Briefes plötzlich ab. — „Wie" rief er unwillkürlich, „Wolodna . . ." er las haſtig. Raſch ſprang er zur Thür und rief nach Zaloska, da er dieſen noch im Geſpräch mit dem Diener fand, den er nach einem geeigneten Raum im Hauſe für Wolodna's Gefängniß fragte.

„Komm noch einmal herein!“ rief Thyßka ihm zu und ſchloß dann ſorgfältig die Thür hinter ihm.

„Pietro meldet mir hier, daß dieſer Wolodna wahrſcheinlich in ſehr wichtigen Aufträgen vom Grafen Thurn bei Mansfeld geweſen ſei. Habt Ihr nicht Briefe oder ſonſt etwas darauf Bezügliches bei ihm gefunden?“

„Nein! Nichts! ehrwürdigſter Herr!“

„Iſt er auch genau unterſucht worden?“

„Hui!“ lachte Zaloska widrig. „Ich werde doch das verſtehen! Er hatte nichts bei ſich!“

„So weiß er ohne Zweifel deſto mehr!“ ſagte Thyßka.

„Wol möglich“, antwortete Zaloska.

„Freiwillig wird er nichts ausſagen! Aber es gibt doch noch Mittel .... Vorläufig bringe ihn in die feſteſte Haft, wo er Niemand ſpricht. Auch Nahrung braucht er vorläufig nicht zu haben!“

„Hui!“ rief Zaloska abermals und ſeine Katzenaugen funkelten rachgierig. „Ja, ja, es gibt Mittel hier in Regensburg. Da wird er ſchon den Mund aufmachen, der Alte! — Er weiß viel, kann viel ausſagen, der Alte!“

„Beeile dich jetzt“, drängte Thyßka.

Zaloska eilte mit teufliſcher Freude von dannen.

„Wolodna!“ ſann Thyßka über dieſen nach, „kann ich mich doch nicht recht klar auf ihn beſinnen. Ein Agent Thurn's — — ja, ja, ich weiß davon. Schade, daß ich dies nicht noch an den Pater Lamormain melden konnte. Vielleicht hätte er .... nein! Es iſt beſſer ſo. Weshalb ſoll Alles durch ihn gehen? Macht dieſer Gefangene wichtige Geſtändniſſe, entdecke ich durch ihn Einiges, was uns von Belang iſt, weshalb ſollen Verdienſt und Vortheil nicht mir allein bleiben? — — — Nur wie fangen wir es am geſchickteſten an? Ich möchte nicht gern Aufſehen

machen und mehr Mitwiſſer haben als nöthig! — Die Folter bleibt mir immer noch. Zudem was er dort ausſagt, ... ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt nicht viel darauf gebe! Er wird unter den Zangen und Schrauben ausſagen, was man irgend will! — Beſſer ich verſuche es erſt, ihn durch geiſtige Mittel zu beſtimmen. — Etwas wird doch der Transport und die Angſt auf ihn gewirkt und den Boden vorbereitet haben?"

Mit dieſen Gedanken verließ er das Zimmer, um ſelbſt hinabzugehen und den Gefangenen zu ſehen.

Es war ein enger dunkler Hof, in den Zaloska den Wagen, nachdem zuvor die Pferde abgeſpannt waren, durch die tiefe gewölbte Hausflur hatten einſchieben laſſen. Mit zweien ſeiner Genoſſen hob er die große Kiſte, die zu Mansfeld's Gefängniß beſtimmt geweſen, in der er den unglücklichen Wolodna heimlich durch feindliche Länder transportirt hatte, von dem Wagen ab. Die Scheinfracht, der Hanf, war ſchon abgeladen. Es war ein alter, großer Futterkaſten von dem Gehöft, wo Wolodna überfallen worden war, den die Böſewichte zu dem unmenſchlichen Transport benutzt hatten. Der alte Mann konnte nicht einmal ausgeſtreckt darin liegen; an den Seiten waren Luftlöcher grob mit dem Beile eingehauen. In dieſem Marterbehältniß hatte der Unglückliche, an Händen und Füßen gebunden, mit einem Knebel im Munde, damit ſein Hülferuf ihn nicht verriethe, jetzt volle zwei Wochen zugebracht! Ein dunkles leeres Vorrathsgewölbe ſollte ihm nunmehr zum Gefängniß dienen. „Hier hinein", befahl Zaloska und trug mit ſeinen Helfern die Kiſte in die geöffnete Thür des im Erdgeſchoß liegenden Raums. Der Deckel wurde hierauf abgehoben. Wolodna lag ſo erſchöpft da, daß er ſich nicht ſelbſt aufrichten konnte. Mit roher Gewaltſamkeit riſſen Zaloska

und ſeine Gefährten ihn heraus und ſchnitten die Stricke von ſeinen Füßen.

„Jetzt kriech näher, Hund du, auf deinen Knien“, verhöhnte ihn Zaloska. Doch dem Ermatteten ſanken die Knie ein. Sie hatten durch die lange gewaltſame Krummſchließung die Tragkraft ganz verloren. Er taumelte auf die Erde hin.

„Erbarmt Euch doch um Jeſus Chriſtus Willen!“ ſtammelte er mit angſtvoll flehendem Blick, da er die gebundenen Hände nicht emporheben konnte.

„Warſt doch ſo ſtolz ſonſt auf deinen Füßen, Förſter Wolodna! Hui! Wenn du mit der Büchſe durch den Wald, über das Gebirge ſtiegeſt! Konnteſt uns ſo wild drohen, wenn wir einen elenden Haſen oder ein Wachtelhuhn ſchießen wollten! Oder wenn wir ein Bündel Reiſig im Wald gerafft hatten! — Drohe doch jetzt, großer Förſter!“

Zaloska, der hauptſächlich von Wild- und Holzdiebſtahl im Erzgebirge gelebt hatte, rächte ſich jetzt wegen mehrerer Handlungen, die Wolodna in ſeiner Pflicht als Forſtaufſeher damals gegen ihn geübt. Und doch war der wohlwollende, redliche Mann ſtets ſo milde geweſen, als er irgend durfte! Dem, der das Geſetz übertrat, die Beute abzunehmen, ihn ſtreng zu verwarnen, weiter war er nie gegangen!

„Habt Mitleid um des Heilands Willen!“ flehte Wolodna nochmals, der das Haupt kaum vom Boden zu erheben vermochte, da er nicht die Hände frei hatte ſich zu ſtützen, und ſeine Füße den Dienſt verſagten.

„Kannſt du auch beten, Ketzer du, Huſſit?“ höhnte ihn Zaloska.

Der Schmerz der Seele und des Körpers zuckte tief durch Wolodna's ehrwürdiges Antlitz.

„Platz da!“ rief plötzlich eine barſche Stimme; gleich-

zeitig fuhr ein ſtarker Fauſtſtoß in Zaloska's Rippen, daß er zur Seite taumelte. „Platz da!“ wiederholte Kaspar Schwarz ſeinen Ruf, laßt den ehrwürdigen Herrn Pater ein. Der Reiter war mit einer Meldung von ſeinem Hauptmann nochmals zu Thyßka zurückgekehrt, hatte dieſen über den Hof gehen ſehen, ging ihm nach und bahnte, da er ſah, daß Zaloska breit in der Thür, dem Pater im Wege ſtand, dieſem den Eingang. Weniger aus gefügiger Höflichkeit für Thyßka, als weil er mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, Zaloska etwas Unangenehmes zuzufügen. Thyßka, der Schwarz nicht hinter ſich vermuthet hatte, war natürlich ſehr erſtaunt über dieſen plötzlichen Eingriff zu ſeinen Gunſten; Zaloska war es nicht minder, beſonders da er im Stolpern beinahe auf Wolodna trat und faſt zur Erde gefallen wäre. Schwarz wartete nicht ab, bis ſich Beide etwa durch Worte Luft machten, ſondern meldete ſtreng dienſtlich dem Pater, daß ſein Hauptmann anfrage, ob er dieſen Abend noch bei ihm vorſprechen dürfe. Nachdem Thyßka die bejahende Antwort ertheilt hatte, wandte er ſich um, zu Zaloska, und fragte, mit einem Blick auf den elend am Boden Liegenden: „Iſt das der Gefangene?“

„Ja — gnädigſter Herr!“ antwortete Zaloska.

„Bindet ihn los; laßt ihn ſich reinigen und führt ihn zu mir hinauf!“ befahl Thyßka.

Indeſſen hatte Kaspar Schwarz ſeine erſtaunten und neugierigen Blicke überall umherſchweifen laſſen. Er ſah die offene Kiſte, — den Wagen, — den Gefangenen, — und fand ſchnell den Zuſammenhang aller dieſer Dinge.

„Hölle und Peſt“, murmelte er vor ſich hin, während Zaloska und ſeine Gefährten Wolodna aufrichteten und ſeine Bande löſten, „wir Kriegsleute ſind nicht von Süß-

holz! Aber einen Menſchen ſo zu tractiren! Und wenn's ein Hund von Bauer wäre, das käme nicht vor! — Der Alte da iſt aber doch ein Soldat! Soll ſo ein feiger Hundsfott und Galgenunflat, wie dieſer ſlowakiſche Hundeſohn, einen Reiter dergeſtalt mishandeln dürfen? Ich hätte Luſt ihm auf der Stelle den Flamberg durch die Rippen zu ſtoßen!" Seine Hand fuhr dabei unwillkürlich an das Schwert.

Wolodna wurde jetzt gegen die Thür geführt, ſodaß er in helles Licht trat und ſeine Züge zu unterſcheiden waren. Sie ſtellten ein Jammerbild dar.

„Hui!" ſchüttelte ſich Kaspar, „wenn mir das Geſpenſt im Schwarzwald oder Speſſart begegnete, ich glaube, ich gäbe Ferſengeld! Eine verhungerte Leiche aus einem Peſtſpital ſieht ja geſunder aus! — Wart, Halunke du", drohte er mit der Fauſt verſtohlen gegen Zaloska, „der Teufelei will ich nachſpüren und du ſollſt mir daran zu freſſen haben."

Seine Augen blieben auf den Schwankenden geheftet.

„Ich muß das Jammerbild irgendwo geſehen haben", ſagte er nachdenklich. „Einerlei, dem hündiſchen Halunken tränke ichs ein!"

Er wandte ſich kurz um und verließ den Hof.

Nachdem Wolodna ſo weit gereinigt und ſeine Kleidung geordnet war, daß ſeine Gegenwart von einem Andern nur eben ertragen werden konnte, wurde er in das Gemach des Paters geführt. Der Unglückliche war aber ſo ſchwach, daß er ſich nicht auf den Füßen zu halten vermochte; Thyßka befahl daher, ihm einen Seſſel zu geben, und hieß die Begleiter hinausgehen.

„Ihr nennt Euch?" fragte er den in banger Erwartung Daſitzenden.

„Hauptmann Wolodna; ich diene im böhmiſchen Heer.“

„Im Heer der Aufrührer und Ketzer“, ſprach Thyßka und zog die Brauen finſter zuſammen.

„O würdiger Herr“, antwortete Wolodna, indem er ſeine letzte Kraft zuſammennahm, „ſchmäht uns nicht alſo! Unſere Religionsübung iſt durch kaiſerlichen Majeſtätsbrief anerkannt.“ —

„Euer Aufruhr hat ihn zerriſſen!“ — unterbrach ihn Thyßka ſtreng.

„Was Ihr Aufruhr nennt, hochwürdiger Herr, nennen wir gerechte Nothwehr!“ entgegnete Wolodna ſeufzend, mit matter Stimme.

Thyßka warf finſtre Blicke auf Wolodna. „Doch“, fuhr dieſer ſich zuſammenraffend fort, „ſei das Recht oder Unrecht auf dieſer oder jener Seite: wir ſind jetzt im offenen Krieg, und ich bin höchſtens Euer Kriegsgefangener, obwol ich wider alles Kriegsrecht mitten im befreundeten Lande durch Ueberfall ....“

„Genug“, hieß Thyßka ihn ſchweigen. „Glaubt Ihr uns lehren zu dürfen, was unſeres Rechts iſt wider Euch, die Ihr abgefallen ſeid von Eurem Kaiſer und Herrn wie von Eurem wahren Gott und Erlöſer?“

„Bedenkt gleichwol, ehrwürdiger Vater, daß auch von Eurer Seite Gefangene in unſerer Hand ſind, und daß, wenn Ihr ſo grauſam mit uns verfahrt, auch die Eurigen dafür büßen könnten!“ erwiderte Wolodna mühſam, mit ſo feſtem Ton, als ſein beklagenswerther Zuſtand es irgend zuließ.

Thyßka, durch dieſen Einwand betroffen gemacht, ſchwieg einige Augenblicke, dann erwiderte er, indem er das Auge gen Himmel richtete: „Sollte unſerer Brüder Einen ſolches Unglück treffen, ſo wird der allgütige Gott, den ſie im

Glauben anbeten, ihnen Kraft ſchenken, jegliches Martyrthum zu ertragen!“

Wolodna erhob auch ſein Auge gen Himmel und flehte mit ſtummem Jammer den Gott, den er in der Wahrheit zu verehren feſt glaubte, an, ihm die gleiche Kraft zu ſchenken.

„Grauſam zu ſein, ohne Nothwendigkeit“, hub Thyßka wieder an, „iſt nicht in unſerer Art. — Wenn Ihr mich nicht dazu zwingt, ſoll Euch vielmehr Wohlthat und Gnade zu Theil werden. — — Sohn der Sünde“, ſprach er feierlich und erhob ebenſo die Hand, „du biſt in ſchwerem Irrthum befangen! Dein Geiſt irrt in blindem Wahnſinn. Wende um von der Bahn, die dich dem ewigen Abgrund zuführt! Kehre zurück zu dem reinen Glauben an die wahrhaftige römiſche Kirche und ihre ewigen, durch alle Jahrhunderte vom Heiligen Vater und ſeinen Concilien geprüften Satzungen! Wirf weg die Binde, die dein Haupt umhüllt! Glaube an den einigen Gott, ſeinen eingeborenen Sohn, den Heiligen Geiſt, an ihre unvergängliche Dreieinigkeit. Bete an den Herrn, der dich erlöſt, und die gebenedeite Jungfrau Maria, und alle Heiligen ſo für dich gelitten und geſtorben und für dich beten werden, zum himmliſchen Vater! Gib mir deine Hand, lege ſie auf dieſes Crucifix und ſchwöre, daß du zurückkehrſt in den Schos der einzig wahren Kirche! Dann ſollſt du frei ausgehen von hier und jegliches Wohl erfahren, das wir auf Erden bieten können, und erben wirſt du das himmliſche Los der ewigen Seligkeit!“

Thyßka's Auge glühte dunkel; die Feuerflamme ſeiner Rede ſchlug hoch empor und ergriff ihn ſelbſt mit der Gewalt der Begeiſterung. Von fanatiſchem Eifer entzündet, legte er ſeine Hand auf das Haupt Wolodna's und rief:

„Entfleuch du Geiſt der Finſterniß aus dieſem ergrauten Haupt! Senke deine Strahlen nieder in dieſe dunkle Bruſt, du reines Licht des Glaubens! Gib dem Reiche des wahrhaftigen Gottes dieſen Verirrten zurück!“

Wolodna verlor faſt das Bewußtſein, ſo erfaßte ihn bei ſeiner körperlichen Schwäche dieſer geiſtige Strom mit betäubenden Wirbeln. Er erhob die zitternden Hände zum Gebet und flehte: „Allbarmherziger Gott ſei mir gnädig, daß ich nicht mein ewiges Theil verliere für mein hinfälliges Zeitliche! Erhalte mich ſtark und feſt — in deine Gnade befehle ich mich!“

Da verließ ihn das Bewußtſein; er ſank ohne Lebenszeichen von dem Seſſel nieder auf den Boden.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Thyßka hatte ſich überzeugt, daß ſelbſt, wenn Wolodna wichtige Mittheilungen machen könne, er doch für den Augenblick gar nicht im Stande ſei, es zu thun, indem ſeine Todesermattung ihn des klaren Bewußtſeins beraubte. Den Sturmlauf auf ſeine Glaubensfeſtigkeit, obgleich der Pater ihn, vom eigenen Eifer hingeriſſen, faſt unwillkürlich unternommen hatte, hielt er doch für eine heilſame Vorerſchütterung, deren Wirkungen ſich ſpäter ſchon zeigen würden. Er befahl daher, ihn einige Tage in einſamer Haft, aber doch ſo zu halten, daß ſich der ermattete Körper ſtärke. Dann gedachte er ihn durch Ueberredung oder Bedrohung mit Folter und qualvoller Todesſtrafe zu Ausſagen zu bringen, die

vielleicht von ſolchem Belang wären, daß ſich durch die weitere Mittheilung ein großes Anſehen und Verdienſt bei Denen, in deren Dienſt Thyßka handelte, erwerben ließe.

Inzwiſchen erachtete der Pater es für rathſam, Beſuche bei dem Obervoigt, der die Aufſicht über das Rathhaus und die Gefängniſſe und Folterkammern darin führte, und bei dem Bürgermeiſter abzuſtatten, um ihnen ſeine Abſicht bekannt zu machen. — Es wurde ihm bei dem Anſehen, das er genoß, leicht geſtattet, den Gefangenen zur Folterung abzuliefern; doch mußten die vorgeſchriebenen Förmlichkeiten dabei ſtreng erfüllt werden. Sie beſtanden darin, daß dem zur Folter beſtimmten Unglücklichen zuvor die geſetzlichen Vorhaltungen gemacht wurden; daß er die Folterinſtrumente ſelbſt ſehe; jedoch ohne ihren fürchterlichen Gebrauch zu erfahren, damit ſeine Phantaſie ſich deſto entſetzlicher mit denſelben beſchäftige und er daher voller Angſt oder Buße in ſich gehe und bekenne, bevor die Martern ihm das Geſtändniß erpreßten. Nur die Friſten, in denen dieſes geſchehen mußte und die in gewöhnlichen Fällen eine Woche wegnahmen, geſtattete der Obervoigt zu verkürzen, ſodaß nur vierundzwanzig Stunden dazu verwendet werden ſollten. Thyßka hatte darum gebeten, weil er ſelbſt ſo ſchleunig als thunlich von Regensburg abreiſen wollte. Doch mußte er wegen der völligen Erſchöpfung des Gefangenen noch fünf Tage warten. — Eine am dritten Tage vorgenommene Ausforſchung, wobei Thyßka ſeine Fragen nur auf die Kunde richtete, welche Wolodna von den Planen Thurn's und Mansfeld's haben ſollte, hatte kein anderes Ergebniß, als daß der Wackere, der Wahrheit getreu, betheuerte, er habe von den Kriegsplanen beider Feldherren gar keine Kenntniß. Als Thyßka wiederum auf die Bekehrung Wolodna's von ſeinem Ketzerthum drang, erneuerte ſich ganz der erſte Vor-

gang, der Unglückliche verlor in der geiſtigen Qual das Bewußtſein. Da beſchloß Thyßka das letzte Mittel zu verſuchen, um ihn, wenn auch nicht zu einer Bekehrung, doch zu einer Ausſage über Thurn's und Mansfeld's Plane zu bewegen, von der er ſo wichtige Vortheile für ſich hoffte.

Am fünften Tage nach jener erſten Unterredung mit Wolodna war dieſer durch beſſere Pflege und Ruhe im Gefängniß ſo zu leidlichen Kräften gekommen, daß er ſeine Ausſagen wenigſtens mit vollem Bewußtſein machen konnte.

In der Nacht öffnete ſich die Thür zu Wolodna's Gefängniß. Verwundert horchte er auf und richtete ſich auf dem Lager empor. Der Schein einer Laterne fiel in den dunklen Raum gerade auf ihn, und eine Stimme murmelte: „Er iſt wach!“ Schweigend traten die vermummten Männer ein. Sie näherten ſich ſeinem Strohlager und ergriffen ihn an den Händen.

„Um Jeſu Willen, was habt ihr mit mir vor?“ rief er und ſprang auf.

„Schweig!“ war das einzige Wort, welches ihm mit dumpfen Tone erwidert wurde.

„Wollt ihr mich zum Tode führen?“ wagte der Unglückliche noch einen Verſuch der Frage. Doch ſtatt der Antwort warf ihm einer der Männer ein ſchwarzes Tuch über den Kopf; die zwei Andern packten ſeine Arme mit nervigen Fäuſten und zwängten ſie auf den Rücken. Sie wurden ihm gebunden und das ſchwarze Tuch um den Hals befeſtigt, daß der Kopf ganz verhüllt war.

Die Schergen bekleideten ihn mit dem Nothwendigſten und warfen ihm zuletzt den Mantel über die Schultern. So wurde er fortgeführt. Er vermochte nicht mehr zu ſprechen; die Zähne klapperten ihm vor Froſt und Grauen.

Zwei der Leute faßten ihn unter den Achſeln; der Dritte mit der Laterne ging voran. Man führte ihn die Treppe hinab und, wie er durch die Steine, die er unter den Füßen fühlte, wahrnahm, über den Hof zum Hauſe hinaus. Es war ſchaurig kaltes Wetter; Sturm, Schneegeſtöber mit Regen gemiſcht; die Gaſſen tiefkothig, mit halbgeſchmolzenem Schnee bedeckt. Zitternd, mit wankenden Knien, von den beiden Begleitern immer gehalten und zum Theil geſtützt, ſchritt der Unglückſelige vorwärts. Der Weg dauerte etwa eine Viertelſtunde. Da wurde Halt gemacht. Der Geängſtigte, welcher, ſoweit er es vermochte, durch das Ohr zu erſpähen ſuchte, was mit ihm vorgehe, horchte athemlos auf. Keiner ſeiner Führer hatte einen Laut geſprochen; jetzt hörte er nur den heulenden Sturm. Da plötzlich ertönte ein ſchauerlich erhabener Klang hoch über ſeinem Haupte. Es war die mächtige Domglocke, welche Mitternacht anſchlug. Der erſte dröhnende Schlag war ihm durch Mark und Bein gedrungen. Doch beim zweiten erinnerte ihn der heilige Glockenton daran, daß Gott der Allmächtige, der Allgütige, auch in dieſer ſchweren Stunde über ihm wache, daß ſein Auge ihn ſehe ſelbſt in dieſer ſchwarzen Finſterniß. Das Gotteshaus war ihm ſo nahe, wie ſollte Gottes Schutz ihm fern ſein! Ein frommer, ſtärkender Glaube drang in ſeine Bruſt. Er betete innerlich mit den Worten des Pſalms:

„Stricke des Todes halten mich gefangen, und Angſt der Hölle hat mich getroffen! Aber ich rufe an die Stimme des Herrn! Er iſt gnädig und gerecht!“

Der zwölfte Schlag war noch nicht erklungen, als hinter ihm Schloß und Riegel klirrten. Eine Pforte wurde aufgethan, ſeine Begleiter ſtießen ihn an den Schultern hinein.

„Holla? Was iſt denn das? Wen bringt ihr denn

da?“ fragte eine barſche Stimme, die Wolodna ſchon gehört zu haben glaubte. Die Knechte ſchwiegen.

„Wieder Einer für eure Höllenanſtalten da unten?“ fragte dieſelbe Stimme. Während dieſer Worte bemerkte Wolodna einen Lichtſchimmer, der durch ſeine tiefe Verhüllung des Kopfes drang; es ſchien ihm, als beleuchte ihn Jemand.

„Hm! Hm!“ ſummte die Stimme von zuvor. — „Nun, führt ihn nur ab; wir wollen ſchon die Wache halten.“

Es war Kaspar Schwarz, der mit ſeinen Reitern die Rathhauswache bezogen hatte. Wolodna muthmaßte an dem Klirren der Waffen und den ſchweren Schritten, die er hörte, ungefähr, welcher Art der Ort ſei, wo er ſich befinde.

Man ſchleppte ihn weiter; er wurde durch verſchiedene Gänge und Stufen auf- und abwärts geführt, endlich machte man in einem Raume, der mit dumpfer Luft gefüllt war, Halt.

Der Strick, welcher Wolodna's Hände auf dem Rücken hielt, wurde jetzt gelöſt, das ſchwarze Tuch ihm abgenommen. Als er das Haupt frei hatte, ſah er die drei Männer, die ihn fortgeführt hatten, vor ſich ſtehen. Neben ihnen noch ein Vierter in einem ſchwarzen Talar, mit einer ſchwarzen Larve vor dem Geſicht. Der Gefangene befand ſich in einem gedrückten Gemach, an deſſen Decke er faſt mit dem Kopfe ſtieß.

„Laßt ihn ins Gefängniß hinunter!“ gebot der Mann im ſchwarzen Talar. Wolodna ſchauerte; er glaubte an dem düſtren Orte, wo er ſich befand, ſchon im Gefängniß zu ſein. Da öffnete ſich zu ſeinen Füßen ein Gitter, das ein kaum eine Elle im Geviert großes Loch bedeckt hatte. Die Führer ſchleiften ihm zwei Stricke unter die Achſeln durch, er mußte vorwärts treten und wurde in den finſtren Raum unter ihm, deſſen Größe und Tiefe er nicht ermeſſen konnte, hinabgelaſſen.

Kein Laut, als das angſtvolle Stöhnen des Unglücklichen, unterbrach dieſe grauſige Handlung. Als er den Boden mit ſeinen Füßen berührte, wurden ihm die Stricke, die ihn getragen, raſch unter den Armen fortgeſchleift, aufwärts gezogen, und das Gitter ſchlug klirrend über der Oeffnung zu. Nur der Lampenſchein aus dem obern Gemach fiel noch mit dämmerndem Strahl hinunter in den Kerker. Doch er verſchwand ſchnell, plötzlich war es ganz finſter, eine ſchwere Thür ſchlug im obern Raume zu und Wolodna ſah ſich wie lebendig in der Gruft, nur von undurchdringlicher Nacht und Todesſtille umgeben. — —

Es waren die Folterknechte und der Verhörsrichter geweſen, welche den Unglücklichen an dieſen ſchauervollen Ort, wo noch viel Entſetzlicheres ſeiner harrte, geführt hatten. Sie gingen jetzt die gewundenen Gänge und Treppen wieder hinauf und erſchienen bald wieder in dem Eingangsthorwege, unter welchem die Rathhauswache ſich befand. Ihnen folgte noch ein Fünfter, der Gefängnißwärter, der alle Thüren hinter ihnen geſchloſſen hatte.

Die Folterknechte und der Gefangenwärter ſtellten ſich immer ſchweigend, ehrfurchtsvoll in eine Linie. Der Richter trat vor ſie hin, ohne die Larve abzunehmen.

„Rolling! Horn!“ es waren die Namen des Gefangenwärters und des Scharfrichters. Sie traten vor. Mit abgemeſſenem Ernſt ſprach der Richter zu Rolling: „Um fünf Uhr Morgens wird der Gefangene in die Vorkammer geführt. Eine Stunde bleibt er allein auf der Territionsbank.*) Hierauf ermahnt Ihr ihn ſanft zur wahrhaften Ausſage.“

*) Vorgeſchriebene Formen des Marterverhörs. — Ceremonie, Benennungen der Marterarten, Marterinſtrumente, hier und im Folgenden genau nach der geſchichtlichen Ueberlieferung und den noch jetzt vorhandenen Einrichtungen zu Regensburg.

Rolling trat zurück.

„Horn!“ redete jetzt der Richter zu dieſem. „Ihr ſchreckt den Gefangenen mit wilder Drohung. Ihr laßt ihn durchs Fenſter in die Marterkammer und auf die Inſtrumente ſchauen. Dann führt ihr ihn zurück ins Gefängniß und macht ihm bekannt, daß er vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit hat, bis ich zum peinlichen Verhör komme!“

Der Scharfrichter trat zurück wie der Gefangenwärter. Niemand ſprach ein Wort, außer dem Richter. Jede Silbe, jede Handlung war ſtarre Unwiderruflichkeit.

Die Thür wurde geöffnet, der Richter ging, begleitet von den Folterknechten und dem Scharfrichter. Der Gefangenwärter kehrte in ſeine Zelle zurück.

Kaspar Schwarz ſah ihnen von beiden Seiten nach. „Wollte ich doch lieber zehn Schlachttage hintereinander durchfechten, und wenn ich bis an die Knöchel in Blut waten müßte“, murmelte er mit zuſammengebiſſenen Zähnen, „als in der Haut des armen alten Hundes da, den ſie in die Drachenhöhle geſchleppt haben, nur eine Stunde ſtecken! — Armer Teufel du, wenn die Schwarzkutten dich ins Gebet nehmen, da wirſt du doch noch blutige Federn laſſen müſſen. Und dieſer räudige Hund Zaloska!“

Er hatte trotz der Verhüllung des Geſichts den Gefangenen Zaloska's erkannt. — — „Wenn ich nur wüßte, wo ich das arme alte Geſpenſt ſchon geſehen habe!“ — Seinen Erinnerungen nachgrübelnd, ſtreckte er ſich auf die Holzbank an der Wand hin.

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Als Wolodna ſich in ſchaurige Nacht und Einſamkeit begraben ſahe, ſank er in die Knie; in der Angſt ſeiner Seele flehte er zum Himmel um Gnade und Stärkung. Erſchöpft taſtete er nach einer Lagerſtätte; er fand keine. Nur der nackte Boden bot ſich ihm dazu dar in dem feuchtkalten, mit dumpfem Modergeruch erfüllten Raume. Er ſank in eine Ecke zuſammen und verfiel in einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Träumen, in welchem ihm die Zeit qualvoll ſtill zu ſtehen ſchien. Fieberhaft horchte er auf den Schlag der Domglocke; allein ihr tröſtender Klang drang nicht hinab bis in dieſe Gruft des Entſetzens. Endlich ſank er mehr in einen Zuſtand der Betäubung als in Schlaf. — Wie lange er ſo gelegen, konnte er nicht ermeſſen. Doch dünkten ihm die Minuten Ewigkeiten. — Endlich klirrte ein ſchwerer Riegel über ihm; er hörte, daß eine Thür ſich öffnete. Ein dämmernder Lichtſchimmer fiel durch das Gitter über ſeinem Haupte. Er ſtarrte hinauf. Es öffnete ſich.

„Holla!“ rief der Gefangenwärter ihn an. „Aufgemacht! Ihr ſollt heraus.“

Ein Murmeln einiger andern Stimmen ließ ſich droben hören.

Wolodna raffte ſich auf und ſchwankte der Oeffnung entgegen; ein Seil wurde herabgelaſſen.

„Schlingt Euch den Strick unter die Arme durch; aber ordentlich, denn fallt Ihr, ſo koſtet's Eure Knochen“, rief der Wärter roh. Wolodna that wie ihm geboten worden. Ein Arm griff durch die Oeffnung nach dem einen

Ende des Seiles, zog es an und gleich darauf wurde der Gefangene ſelbſt daran emporgezogen.

Tiefathmend ſtellte er ſich in den obern Raum mühſam auf ſeine Füße; durch das Licht geblendet nach der langen Finſterniß, ſah er ſich ſcheu und blinzelnd um. Es ſtanden einige Männer im Hintergrunde; aber nicht die Marterknechte wie geſtern, ſondern Kriegsleute. Es waren zwei Mann der Wache und Kaspar Schwarz. Der Gefangenwärter Rolling beleuchtete Wolodna mit der Laterne von oben bis unten, als wolle er ſich überzeugen, ob er auch der Rechte ſei.

„Hölle und Teufel", rief plötzlich Kaspar Schwarz und trat gegen Wolodna heran. „Haben wir uns nicht ſchon ...."

„Still!" rief Rolling, trat zwiſchen Beide und legte die Hand auf Kaspar's Mund, bevor er die Worte zu Ende ſprechen konnte. „Bei Leib und Leben darf Niemand mit dem Gefangenen ſprechen."

„Bleib mir mit der Tatze vom Maul", fuhr Kaspar den Kerkermeiſter an und ſchlug ihm die Hand herunter.

„Ihr dürft aber nicht!" rief Rolling.

„Meinethalben!" polterte Kaspar Schwarz; „ſo ſag', was du mir zu ſagen haſt, aber rühre mich nicht an. Sonſt!" ſeine Hand fuhr an die Klinge.

„Sei doch nicht gleich wie toll", antwortete Rolling etwas beſänftigter, „ich darf's nicht dulden! Bei meiner Seele, es könnte mir Amt und Freiheit koſten!"

Kaspar ſchien beſſern Rath anzunehmen und verhielt ſich ruhig. Aber ſein ſcharfes Auge haftete bohrend auf Wolodna.

„Folgt mir", gebot Rolling dieſem und ging voran, während Kaspar Schwarz mit ſeinen beiden Leuten den

Zug ſchloß. Durch verſchiedene Gänge und Treppen wurden ſie, abwärts ſteigend, vor eine ſchwere eiſerne Thür geführt.

„Hier, halt“, befahl der Gefangenwärter; er zog ſein Schlüſſelbund hervor und öffnete die ſchweren Schlöſſer und Riegel. Mühſam, kreiſchend und knarrend drehte ſich der Thürflügel auf ſeinen Angeln. Eine eiſige Luft wehte aus dem Gewölbe.

„Das Loch riecht wie das Grab ſelbſt“, murmelte Schwarz und rollte die Augen, die trotz ihrer Wildheit einen Blick der Theilnahme für den Gefangenen hatten.

„Still!“ rief Rolling abermals.

„Alter Brummbär, Ihr werdet mir doch meine Gedanken nicht verbieten?“ antwortete Schwarz halb trotzig, halb ſpöttiſch. „Ich rede weder mit Euch noch mit dem armen Hund hier! Aber wenn Euer Loch da feuchtkalt ausdünſtet, als ob Molche drin heckten, und nach Blut riecht wie eine Metzgerbank: wollt Ihr mir da verwehren, die Naſe zu rümpfen?“

Rolling antwortete nicht weiter. Er hatte aufgeſchloſſen. Alle traten ein. Es war ein dunkles, graues Gewölbe, in dem ſie ſich befanden. An der Hinterwand ſtand eine kleine Bank, durch die Seitenwand rechts daneben führte eine Thür und neben dieſer befand ſich ein kleines Fenſter.

„Setzt Euch dort hin“, ſagte Rolling zu Wolodna. „Hierneben iſt die Folterkammer“, fuhr er auf die Thür deutend fort, „eine Stunde hindurch geht wohl mit Euch zu Rathe, daß Ihr Wahrheit reden möget beim peinlichen Verhör! — Dann kehre ich wieder. — Nun kommt“, wandte er ſich zu den Leuten der Wachtmannſchaft.

Schwarz zog Rolling bei Seite. „Das iſt die Marterkammer?“ fragte er leiſe, indem er dahin deutete. „Hört,

Alter, ich habe mein Tage noch nicht in ſolch eine Spelunke geſchaut. Zeigt mir das Marterloch doch einmal!“

Rolling ſchüttelte den Kopf.

„Ich gebe eine Maß von dem Geſtrigen zum beſten“, raunte er ihm ins Ohr.

„Darf nicht!“

„Kommt auch auf einen Schluck mehr nicht an. Braucht doch einen Vorwand. So geſcheidt werdet Ihr doch ſein?“ ſprach Schwarz leiſe.

Rolling kniff ſaugend die Lippen. Er ſchmeckte noch den köſtlichen Trunk, mit dem ihn Kaspar geſtern auf der Wache bewirthet hatte. Unſchlüſſig murmelte er: „Gerade verboten iſt es nicht!“

Das war genug für Kaspar Schwarz. „Ihr bewacht hier den Gefangenen, daß er ſich nicht rührt“, rief er ſeinen Leuten zu. „Ich habe da drinnen noch zu thun mit dem Wärter. Schließt auf!“ befahl er in einem Tone, als ob er befehlen dürfe. Rolling halb verlockt, halb verdutzt, ſchloß auf, denn Kaspar nahm ihn ohne weiteres beim Arme und führte ihn der Thür zu.

Sie traten in die Folterkammer.

„Was ſeid Ihr für ein Kopfhänger, Alter“, ſchalt ihn Schwarz, als er wohlbedächtig die Thür hinter ſich ins Schloß gedrückt hatte, „wer Teufel braucht denn zu wiſſen, daß Ihr mir die Spelunke mit ihren hölliſchen Eingeweiden zeigt? Und vor der Wache thun wir, als müſſe das Ding ſo ſein! — Der ſchwarze Kaſten ſieht greulich genug aus! Und all das Räder- und Stangenwerk! Erklärt mir einmal das Zeug. Sind das lauter Inſtrumente, um einem armen Teufel aus dem Leibe zu ſchrauben, zu quetſchen und zu haspeln, was er drinnen hat und nicht hat? — Was thut Ihr mit der Leiter hier rechts?“

„Hier geſchieht der Anfang des peinlichen Verhörs“, belehrte Rolling in ſchauerlich ernſthaftem Tone, denn der Anblick der Marterwerkzeuge blieb ſelbſt bei ihm, wie gewohnt er deſſen war, nie ohne einen Eindruck des Grauſens. „Der Inquiſitus wird auf der Leiter feſtgeſchnallt. Hier oben mit den Händen überm Kopf, dort unten mit den Füßen. Dann wird das Rad hier gedreht und die Leiter zieht ſich auseinander. Seht Ihr, dort verſchiebt ſich das Geſtänge.“

„Eine verfluchte Operation!“ rief Schwarz knirſchend. „Und wie lange wird ein Zwerg hier gereckt, bis er zum Rieſen wird.“

„Etliche Zoll ſind ſchon genug, um alle Gelenke und Sehnen auseinander zu ziehen, daß ſie knicken und knacken!“

„Brr!“ ſagte Schwarz und ſchüttelte ſich. „Müßt Ihr das ſelbſt thun?“

„Bei Leibe! Die Folterknechte!“

„Hundsföttiſche Arbeit! — Wozu iſt denn die kleine Walze hier in der Mitte?“

„Das nennen ſie den Geſpickten Haſen.“

„Und was iſt's damit?“ wiederholte Schwarz die Frage, während es ihm eiskalt über den Rücken lief, da er es halb errieth.

„Wenn der Inquiſitus aufgeſchnallt wird, kommt er mit dem Rücken darauf zu liegen ....“

„Auf die Stumpfſtacheln?“ fuhr Schwarz ihn heftig an.

„Freilich! Dazu ſind ſie eben da! Sie preſſen ſich ins Fleiſch, je tiefer je länger der Körper gereckt wird. Bei der Ausdehnung der Leiter dreht ſich die Walze; ſeht Ihr, ſo, ganz leicht, damit allmählich immer mehr Stacheln ſich ins Rückenfleiſch drücken.“

„Hölle und Satan!“ rief Schwarz mit verbiſſenem Ingrimm.

„Drückt einmal die Hand etwas feſt darauf, daß Ihr fühlt wie das ungefähr thut — ſtechen werdet Ihr Euch nicht, ſo ſpitz ſind die Zähne nicht. Sie quetſchen ſich nur ein, das ſchmerzt anders und dauert länger! Wären die Dornen ſcharf, ſo hätte ſich Inquiſitus in zehn Minuten verblutet. Das darf nicht ſein! Er muß lange aushalten ....“

„Bis er crepirt“, ſagte Schwarz die Zähne zuſammenkneifend.

„Bewahre! Auf der Folterbank darf Keiner ſterben! Der Arzt iſt ſtets dabei. Es wird dem Gefolterten immer ſo viel Ruhe gegönnt, daß er neu aushalten kann.“

Schwarz, der ſeine fünfundzwanzig Jahre im Kriegshandwerk zugebracht, zerhauene und zerſchmetterte Körper zu Tauſenden geſehen hatte, ſchauderte zuſammen.

„Dieſe Satansqualen ſoll der arme alte Teufel da draußen aushalten?“ fragte er, und das Mitleid regte ſich mit einer Gewalt in ſeiner Bruſt, die er kaum geahnt hatte. „Ich könnte laut darüber flennen und heulen“, murmelte er vor ſich hin, „wie als Bube, wenn mein Vater mir mit der Karbatſche den Buckel blutig hieb.“ — Seitdem hatte er freilich verlernt, was eine Thräne war.

„Er wird wol noch mehr aushalten müſſen!“ ſagte Rolling.

„Noch mehr? Iſt das noch nicht genug! Glaubt Ihr nicht, daß der Alte beim erſten Recken verreckt, ſchon vor Schmerz?“

Rolling ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Das wird allmählich gemacht. Ihr glaubt nicht, was der Menſch aushalten lernt, wenn's ihm ſo tropfenweis eingelöffelt wird!“

„Und was hilft's Euch! Was könnt Ihr herauszerren und winden mit den Zangen und Rädern? Ich ſagte aus auf der Stelle, was Einer verlangte, und ſollte ich eingeſtehen, daß ich den regensburger Dom gefreſſen hätte! Nur damit ich wieder herunterkäme von der Höllenmaſchine!"

„Das hälfe Euch auch nichts!" antwortete Rolling wiederum kopfſchüttelnd, „denn ſtimmen die Ausſagen nicht, daß der Verhörsrichter eine Lüge vermuthet, ſo wird Inquiſitus dafür noch beſonders gefoltert!"

„Höllenhunde!" ſtieß Schwarz wild heraus! — Als reiße er ſich mit Gewalt von den Vorſtellungen, die in ihm arbeiteten, los, wandte er ſich kurz um und ſprach barſch: „Erklärt mir nun das andere Zeug! — Was bedeutet hier das Stachelbett?"

„Das iſt der Jungfernſchos", lautete Rolling's Antwort, indem er die Hand auf die Stacheln des Bettes legte, welches etwa ſo groß war wie ein Schemelſitz. „Darauf wird der Inquiſit geſetzt, wenn er von der Leiter kommt. In das weiche Fleiſch quetſchen ſich die Stumpfnadeln viel tiefer ein als in den Rücken. Beſonders wenn ihm das Schoskindchen auf den Schos geſetzt wird. Der Stein hier heißt ſo, den muß er auf den Schos nehmen."

„Welchen Stein?" fragte Schwarz.

„Nun den, neben dem Ihr ſteht!"

„Den Felsblock? Der wiegt ja zwei Centner!"

„Nicht ganz!"

„Da muß ja der Gemarterte auf der Stelle zwiſchen Laſt und Stacheln zerquetſcht werden, daß er in Stücken herunterfällt von dem Jungfernſchos!" ſtammelte Schwarz beinahe vor Grauen und Wuth.

„O nein! Zur Zugabe werden ihm ja noch die Schrauben langſam an Daumen oder Zehen angelegt. Es dauert

unterdeſſen eine gute Stunde, ehe die Stifte einen halben Zoll tief ins Fleiſch greifen. Dann wird er abgehoben; das koſtet manchmal Mühe, denn die Stifte haben dickere Knöpfchen als der Schaft, wie Ihr ſeht, darum ziehen ſie ſich ſchwer zurück aus dem Fleiſche.“

Schwarz that einen ziſchenden Pfiff, um ſeiner Empfindung eine Ableitung zu geben.

„Drüben in der Ecke ſteht auch ſo ein Ding; den Spaniſchen Reiter fürchten die Inquiſiti beinahe noch mehr“, ſagte Rolling und ging mit der Laterne quer durch das Gewölbe in eine düſtre Ecke deſſelben. „Fühlt einmal das Brettchen oben an“, forderte er Schwarz auf.

Es war von Eichenholz, ſo ſcharf, daß es bei leichtem Aufdrücken der Hand einen rothbraunen Streifen hinterließ.

„Wetter! Iſt das ein Sattelbaum!“ rief Schwarz, „darauf müßte ſich Beelzebub einen Wolf reiten!“

„Beſonders wenn ihm dieſe Sporen angeſchnallt werden“, ſetzte Rolling hinzu und zeigte auf zwei Steine von der Größe mittlerer Kürbiſſe. „Die werden in Säcke geſteckt und dem Reiter an die Füße gebunden.“

Schwarz, der da wußte, was Reiten und Wundreiten iſt, und wie es thut, wenn man dennoch Tag und Nacht vorwärts muß, krümmte ſich faſt vor Schmerz, den er im Geiſte empfand, und ſtieß unwillkürlich einen ächzenden Laut aus.

„Die krähen anders, die hier auffitzen müſſen!“ ſagte Rolling. „Die Hände werden ihnen auf den Rücken gebunden, dann heben die Folterknechte ſie hinauf und laſſen ſie etwas hart niederfallen auf das Holzmeſſer. Beim heiligen Franciscus, meinem Schutzpatron, dann lernen ſie beten ..... und heulen!“

„Glaub's“, knirſchte Kaspar.

„Das iſt noch nichts! Wenn ihnen aber erſt die Sporen mit dem Strick um die Knöchel geſchnürt und dann die beiden Steine zugleich von der Unterlage geſchoben werden, daß ſie mit einem ordentlichen Ruck anziehen . . .“

„Haltet's Maul! Höllenhündiſcher Halunke!“ fuhr Kaspar heraus. „Glaubt Ihr nicht, daß es mir ſchon genug wie Gift in alle Eingeweide ſchneidet?“

„Nun? Ihr wolltet doch die Erklärung? — Habe ich doch das wol hundertmal ſehen müſſen und das Heulen, Brüllen und Wimmern mit angehört. So könnt Ihr Euch doch einmal davon erzählen laſſen!“

„Du haſt Recht, Gevatter Rolling“, begann Schwarz, der ſich zuſammengenommen hatte, wieder; „ich bin wie ein altes Weib, aber blos, weil mich der arme Schuft da draußen jammert. Er hat ſeine ſechzig Jahre und drüber in den Knochen. Da wird Einem ſolch ein Spaß ſchwer — ſolch ein Spazierritt! — — Nun, mach kurz und zeige mir den Reſt, damit ich nicht umſonſt hier geweſen bin!“

„Drüben an der Wand ſteht die Rutſchbrücke — die ſchräg aufgerichtete Leiter dort; die hat auch ſo eine Art Spickhaſen, der ſich hin- und herbewegt. Inquiſitus wird an der Leiter raſch auf- und niedergezogen. Ein Ruck, und die Hälfte der Rückenhaut iſt weg, als ob eine Köchin einen Hecht ſchuppt; und dann faßt der Haſe Fleiſch!“

Schwarz biß nur die Zähne zuſammen. „Und das Gerüſt hier in der Mitte?“ fragte er haſtig vor innerm Grauſen.

„Der fünfte Grad der Tortur; verſteht ſich ohne das Feuer zu rechnen! Den fürchten ſie am meiſten!“

„Hat das Ding auch ſo einen hübſchen luſtigen Namen? wie Geſpickter Haſe oder Jungfernſchos?“ fragte Schwarz. „Es muß dem Delinquenten recht vergnügt zu Muthe wer-

den, wenn er ſolchen hübſchen Spaß mit anhört, während er Geſichter ſchneidet! Vollends kann ich mir denken, wie Eure charmanten Jungen, die Folterknechte, dabei lachen und jubiliren. Nun ſagt, wie heißt denn dieſe Maſchine?"

„Bei der hat auch der Name ſchon einen kleinen Beigeſchmack. Es iſt «die Böſe Eliſabeth»."

„Böſe Eliſabeth!" wiederholt Schwarz. „Hm! Das ſchmeckt ſo ein bischen nach Schwefel und Pech! Wird ein hübſcher Hausdrache ſein die Böſe Eliſabeth! Was treibt ſie denn für Künſte?"

„Gar mancherlei! Seht Ihr die Rolle dort oben? Daran wird Inquiſitus aufgewunden. Die Arme werden ihm rückwärts gedreht und an die Querſtange geſchnallt. Dann hebt er ſich ganz allmählich!"

„Mir knacken ſchon die Gelenke vom Hinſehen", rief Schwarz und ſchüttelte ſich, indem er hinaufſtarrte.

„Knacken müſſen ſie auch, das iſt Vorſchrift. Der Richter muß es hören, wie die Armknochen aus der Achſelpfanne ſpringen; eher darf nicht Halt gemacht werden."

„Der Richter?" fragte Schwarz und ſchlotterte wie im Fieber, „ſteht der dabei?"

„Bei Leibe! Nur der Arzt und der Scharfrichter, mein Kamerad Horn; die ſitzen dabei. Der Arzt auf dem Stuhle dort mit der Lehne, der Scharfrichter auf dem Schemel ohne Lehne. Alles geht hier nach Rang und Stand in Ordnung und Geſetz. Den Richter bekommt Inquiſitus nicht zu ſehen. Der ſitzt dort hinter dem Gitter ganz im Finſtern; es brennen zwar zwei Lichter, daß er niederſchreiben kann, was der Gefangene ſagt, aber es ſteht vor jedem Lichte ein Schirm, damit nur der Schatten auf ſein Geſicht fällt. Kein Inquiſitus darf das Angeſicht des Richters ſehen."

„Warum nicht?“

„Dummkopf! Könnte er nicht ſpäter Rache an ſeinem Richter nehmen, wenn er ihn kennte?“

„Kommt denn Einer hier lebendig wieder heraus?“ fragte Schwarz erſtaunt.

„Gewiß! Hier darf Keiner ſterben“, antwortete Rolling. „Wenn's faſt daran iſt, fühlt der Arzt ihm den Puls, und es wird ihm Erholung gegönnt.“

„Damit Ihr recht von vorn anfangen könnt“, fuhr Kaspar ingrimmig heraus. „Aber wenn er hier nicht aus Haut und Leib fährt, ſo verfault er doch im Loche, ehe er wieder über Eure Schwelle kommt. Die Sonne ſieht er nicht wieder ſcheinen!“ Schwarz flog am ganzen Körper; ſein zuvor erſtarrtes Blut fing an zu kochen.

„O nein, es ſind doch Etliche, die hier geweſen, wieder draußen auf eigenen Füßen umhergegangen!“

„Und wäre ich Einer davon, ich hätte Richter und Scharfrichter, und Folterknechte und Doctor, wenn ich ſie gefaßt hätte, mit den Zähnen zerriſſen!“ ſagte Schwarz mit rollenden Augen.

„Am Ende mich auch!“ verſetzte Rolling.

Schwarz, in dem etwas vorging, ſo arbeiteten ſeine Geſichtsmuskeln, ſagte nach einigem Schweigen ganz trocken: „Du biſt verrückt, Rolling!“

Er hatte ſich dabei wie unwillkürlich nach dem linken Fuß gefaßt und klaubte mit den Fingern in dem Riemen, der ſeinen Sporn überm Spann feſthielt. „Sind wir nun bald mit dem Plunder zu Ende?“

„Nun, ich könnte noch Manches an der Böſen Eliſabeth erklären. Sie thut allerlei hübſche Arbeit! Der letzte Grad ſind die Bruſtpflöcke hier. Inquiſitus wird mit nackter Bruſt aufgelegt, die Hände vornüber unten angeſchnallt, die Füße

hinten, mit den Sporen da", er deutete auf den ſpaniſchen Gaul, „dann wird er aufgewunden und die Folterknechte peitſchen ihn dabei mit Ruthen ...."

„Donner und Hölle", unterbrach ihn Schwarz, „nun hab' ich ſatt und zu viel von Euren Satanskünſten. — — — Macht, daß wir hinauskommen!"

„Aber ....", entgegnete Rolling mit gedehnten Zügen, „Ihr haltet Wort? Eine Maß von dem nämlichen wie geſtern."

„Zehn Maß", fluchte Schwarz faſt heraus, „lieber, als daß ich noch eine Minute hier in Eurem Satansluſtgarten bleibe!" Dabei faßte er Rolling an der Schulter und ſtieß ihn hinaus.

Die eiſerne Höllenpforte ſchloß ſich hinter ihnen, ſie ſtanden in der Vorhölle.

Wolodna ſaß erſchöpft, bleich, zitternd auf der Territionsbank, wie die grauſige Gefängnißſprache ſie bezeichnete. Schwarz ſah ihn, nachdem er jetzt kennen gelernt, was des Unglücklichen wartete, noch mit einem ganz andern Auge an als zuvor. Doch blickte er nur verſtohlen nach ihm hinüber.

„Jetzt Alle hinaus", gebot Rolling, „der Inquiſitus muß noch eine Stunde allein bleiben, bis ich ihn ſpreche."

Schwarz trat zu ſeinen Leuten. „Vorwärts, marſch!" rief er und drehte ſich militäriſch kurz auf dem Abſatz um.

„Ihr habt ja den linken Sporn verloren", bemerkte ihm einer von der Mannſchaft.

„Was! Donnerwetter!" rief Schwarz und beſah ſeinen Stiefel. „Ich bin doch mit zwei Sporen hier hereingekommen! Nun weiß ich, warum mir's ſo loſe an dem linken Stiefel wurde." Er ſah ſich dabei auf dem Boden ſuchend um und ging einige Schritte gegen die Thür zur

Folterkammer zurück. „Schließt nur noch einmal auf, Rolling“, ſagte er zu dieſem, „und gebt mir die Laterne.“

„Nein! Allein dürft Ihr dort nicht hinein. Ich will ſelbſt nachſehen“, antwortete dieſer.

„Meinethalben! Aber eilt Euch ins Teufels Namen! Wir haben ſchon zu viel Zeit verloren!“

Rolling ſchloß auf. Schwarz pfiff derweile ein Reiterſtückchen und ging auf und ab. Als Rolling hinaus war, ſtreifte er wie zufällig an dem zitternden Wolodna vorbei und raunte ihm leiſe, daß es die beiden Männer von der Wache nicht hörten, zu: „Muth, Alter! Dicht beim Galgen iſt lange noch nicht gehangen!“

Pfeifend ging er weiter, kreuzte noch ein paar mal auf und ab, trat dann an die Thür zur Folterkammer und ſchrie ungeduldig hinein: „Nun? Habt Ihr ihn noch nicht gefunden?“

„Ja!“ ſchallte die Antwort von innen. „Neben der Böſen Eliſabeth lag er.“

Rolling trat heraus, gab Kaspar den verlornen Sporen, ſchloß die Thür hinter ſich wieder zu, öffnete die, welche hinausführte, und Alle verließen den Ort des Hauſes.

Wolodna blieb in der ſchaurigen Einſamkeit und Finſterniß allein. Nur einen lichten Punkt ſah ſeine umdüſterte Seele: die Gnade des Allgütigen! Von dort aus aber drang ein heilig belebender Strahl in ſeine Bruſt, gab ihm die Kraft der Ermannung. „Ja, der rauhe Kriegsmann ſoll mich nicht vergebens ermahnt haben“, dachte er bei ſich ſelbſt. „Ich will Muth faſſen, ich will ſtandhaft bleiben. Ich will nicht wanken im Glauben. O, ſie wollen mich auf ewig verderben, doch ich harre aus. Du wirſt mir jenſeit vergelten, wenn ich hier die Prüfung beſtehe!“ — Der Redliche wähnte, es ziele Alles nur dahin, ihn ab-

trünnig zu machen. Der Strom ſeiner Gedanken nahm einen andern Lauf. Er führte den Unglücklichen zu ſeinem Sohne Xaver, zu Thereſe — zu Thurn! „Ach, wenn ſie wüßten, in welcher Drangſal ich mich befinde! Sie würden mich erretten! Ich weiß es, ſie ſind treu, wie ich getreu bin!“ — In ſolcher Sehnſucht wurde er weich; Thränen rollten über ſeine Wangen.

Dann überkam ihn wiederum die Angſt. Seine Knie bebten, er zitterte am ganzen Körper, die grauſenvollen Bilder der Folter ſchwebten durch die Finſterniß an ihm vorüber. Angſtvoll rief er aus: „Herr, Herr, wenn's möglich iſt, nimm dieſen Kelch von mir!“ — Da war es ihm, als trete eine ehrwürdige Geſtalt aus dem Dunkel zu ihm heran. Es war der Greis Nechodom. „Bin ich nicht auch als Märtyrer des Glaubens gefallen?“ ſprach ſeine ſanfttönende Stimme, und ein heiliges Lächeln ſchwebte über ſein Antlitz. „Aber jenſeit iſt mir wohl, und der goldene Strom ewiger Glückſeligkeit umfängt mich mit ſeinen milden Lichtwellen!“

Es war der zur fieberhaften Wallung geſteigerte Zuſtand Wolodna's, welcher ihm alle dieſe Gedanken halb zu Träumen, halb zu Viſionen werden ließ.

Da rüttelte ihn die Wirklichkeit rauh wieder auf. Rolling trat ein. Der Alte war ein ſeltſames Gemiſch angeborener Gutmüthigkeit und ſtumpfer Fühlloſigkeit, die Frucht der langjährigen Gewohnheit ſeines Amtes. Er hatte jetzt die Pflicht zu üben, den Gefangenen durch überredenden Zuſpruch zu bewegen, die verlangten Geſtändniſſe zu thun.

„Nun, Alter“, ſprach er. „Seid Ihr vernünftig geworden hier in der Nachbarſchaft der Folterwerkzeuge? Haben ſie Euch im Traume vorgeſchwebt?“

Wolodna ſeufzte nur.

„Folgt meinem Rathe“, fuhr Rolling fort und faßte ihn gutmüthig an der Schulter. „Geſteht Alles — wenn Ihr erſt zwiſchen die Schrauben kommt, beichtet Ihr doch!“

„Gott im Himmel iſt mein Zeuge, ich habe nichts zu geſtehen, und was man ſonſt von mir will, das vermag ich nicht!“ antwortete Wolodna.

„Gebt nach! Wenn ſie Euch auf die Leiter ſpannen, thut Ihr's doch!“

„Nimmermehr! Mein Ewiges dahingeben für mein Zeitliches, es iſt ja nur eine Spanne, nimmermehr!“ rief Wolodna.

„So helfe Euch der barmherzige Gott“, antwortete Rolling. „Mein Amt iſt abgethan!“

Er war froh, den Buchſtaben ſeiner Pflicht erfüllt zu haben, und ging.

Abermals verſtrich eine Stunde entſetzenvoller Einſamkeit. Da dröhnten ſchwere Tritte draußen, der Kerker öffnete ſich nochmals.

Horn, der Scharfrichter, trat ein, zwei Folterknechte hinter ihm. Alle Drei ſchwarz vermummt vom Kopfe bis zur Zehe. Der trübe Schein der Laterne fiel dämmernd auf ſie. Wolodna ſchauderte zuſammen, das Mark gefror ihm in den Gebeinen, als er dieſe ſchauerlichen Geſtalten wiederſah.

„Da ſitzeſt du ja, hartnäckiger Sünder!“ heulte ihn der Scharfrichter mit grauenvoller Stimme an; „wird dein verſtocktes Herz nicht nachgeben? Wirſt du deine Sünden beichten! Grauhaariger Ketzer! Oder beharrſt du verſtockt? Dann ſollen dir Marterzangen und der Brandpfahl noch eine Wolluſt ſein gegen die Qualen der ewigen Verdammniß, die dich erwarten!“

So ſchloß die mit gräßlicher Stimme herausgeheulte An-

rede des Vermummten. Wolodna vergingen faſt die Sinne dabei. Er vermochte nichts als mit zitternden Lippen zu beten: „Herr, Herr! Stärke mich durch deine Gnade, daß ich nicht auf ewig verloren bin!“

Da er ſchwieg, faßte ihn der Scharfrichter grimmig an beiden Schultern und rief:

„Ich will dich rütteln, daß deine Zähne zuſammenklappen! Du bleibſt verſtockt? Gut denn, du ſollſt die Hölle ſchmecken! Zeigt ihm, was ihn erwartet!“

Die beiden Folterknechte packten ihn an und hoben ihn gegen das kleine Fenſter hinauf. Horn hielt ihm die Laterne über den Kopf, daß ihr düſtrer Schein in die Folterkammer fiel. Im röthlich trüben Schimmer ſah Wolodna die gezähnten Räder, Walzen, Seile, Leitern, die ſich von hier aus im verworrenen Gemiſch darſtellten.

„Hier ſoll jedes Rad dich faſſen, jede Schraube deine Knochen zermalmen, jeder Stachel in dein Fleiſch bohren, daß dein lebendiger Leib in Fetzen um deine zerſplitterten Knochen hängt!“ ſchrie Horn wiederum mit grauſigem Geheul in die Ohren des Unglücklichen.

Da verließ ihn die Beſinnung. Sein Haupt ſank herab, die ſchlaffen Arme hingen herunter, er ſchien eine Leiche.

„Hat's ihn gepackt?“ fragte grinſend der Scharfrichter. „Nun, todt iſt er noch lange nicht! Jetzt ſteckt ihn wieder in ſein Loch. Morgen wollen wir ihn ſchon wecken.“

Die Knechte packten ihn an Händen und Füßen, trugen ihn hinaus, ſchleppten ihn in das Gemach über ſeinem ſchauerlichen Gefängniß und ſenkten ihn, ehe er zum Leben wieder erwacht war, an den Seilen in die unterirdiſche Gruft hinab. — —

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Kaspar Schwarz war ein Mann, der Wort hielt. Sobald er mit Rolling wieder in der Wachtſtube unterm Thore angelangt war, ſagte er zu ihm: „Nun, Alter! Du haſt mich in die Hölle geführt; ich will dich in den Himmel führen! Brr!“ ſchüttelte er ſich. „Ich ſpüre es noch in allen Eingeweiden! So ein Anblick wirkt bei mir auf die Gedärme wie Schierlingsſaft! Darauf muß man einmal nachtrinken! Ein voller Humpen von unſerem Bocksbeutel, das iſt mein Himmel! Und gelt, da guckſt du auch lieber hinein als in die Marterſpelunke!“

„Ihr ſeid das nicht gewohnt! Ich ſehe ſie alle Tage. Ein bischen griſelt's mir wol auch manchmal durch die Knochen! Aber deshalb ſchmeckt mir mein Frühſtück doch nicht ſchlechter“, antwortete Rolling und ſchob das ſchwere Schlüſſelbund an ſeinem Gürtel etwas rückwärts unter den Morgenpelz, den er anhatte.

Kaspar's Augen waren bohrend auf die Schlüſſel geheftet. Er ſtrich ſich den Bart.

„Höre, Alter“, fing er an, „mein Wort halte ich! Wir wollen etliche Maß Bocksbeutel trinken, daß uns ein Haarbeutel danach wächſt. Aber — jetzt kann ich nicht! Ich muß irgendwo in eine Apotheke, um mir bittre Tropfen geben zu laſſen! Zudem, es iſt frühmorgens! In einer Stunde wird die Wache abgelöſt. Wir haben keine rechte Muße mehr. Kannſt du heut Abend abkommen?“

„Abkommen? Das geht nicht. Ich denke, wir nehmen unſeren Trunk hier in der Wachtſtube“, entgegnete Rolling.

„Biſt du geſcheidt?“ fuhr ihn Schwarz an. „Daß die ganze Mannſchaft mitſäuft? Glaubſt du, daß die Beute ſoviel abwirft für einen kaiſerlichen Reitersmann? Und wenn's noch unſere Leute wären! Aber es ſind bairiſche Fußknechte vom Oberſt Hemikhauſen, die uns ablöſen. Dumme Tölpel! Bierſäufer mit Gurgeln wie die Fäſſer! Wenn die einmal an einen guten Wein kommen —“

Doch Rolling ſchüttelte den Kopf. „Abkommen! Das hieße vom Dienſte kommen! Und wenn was paſſirte, ſteckten ſie mich noch dazu etliche Monate ins Loch! — Es geht nicht!“

„Nun denn, ins Teufels Namen, heut Abend hier“, gab Kaspar nach. „Vor morgen früh geht's ja doch nicht an mit dem armen Hund. Heut Abend haſt du denn doch wol ein paar Stunden Zeit?“

„Topp, heut Abend!“

Sie ſchüttelten einander die Hände. Rolling ging hinaus an ſein Geſchäft im Hauſe, Kaspar ſtreckte ſich auf die warme Ofenbank und ſchnarchte, bis die Wachablöſung kam.

Sie geſchah in dienſtlicher Ordnung. Schwarz marſchirte mit ſeinen Leuten ab bis auf den Platz am Dom; dort ließ er ſie auseinander gehen.

„Heybold — Schärtling — ein Wort!“ rief er Zweien der Leute nach. Sie wandten um und kehrten zu ihm zurück. „Beharrt ihr noch auf eurem Sinn?“ fragte er ſie halblaut.

„Wenn du mitgehſt, ja! Es iſt ein Hundedienſt jetzt bei den Kaiſerlichen!“ murrte Heybold.

„Ja“, ſagte Schärtling, „die Baiern fangen an das Regiment zu führen! Wir ſind immer Nummero Letzt, wo es etwas Gutes gibt, und Nummero Erſt, wenn's Arbeit und Knochen koſtet!“

„Gut alſo. Es bleibt dabei. Ich gehe mit!“ ant-

wortete Kaspar und reichte Beiden die Hand hin. „Heut Nacht müſſen wir fort. Um zehn Uhr ſattelt ihr eure Pferde und meins und Ulrich's!“

„Geht denn Ulrich auch mit? Er liegt ja krank bei den Franciscanern?“ ſagte Heybold.

„Den alten Griesgram brauchen wir nicht, aber ſein Pferd“, ſagte Kaspar lachend. „Erſt als Packpferd, denn ich muß Mancherlei mitnehmen! Und jenſeit der Grenze verkaufen wir das Thier und theilen das Geld. Es iſt ein Beutepferd wie andere auch!“ ſetzte er leichtſinnig hinzu.

„Das laß ich mir gefallen“, ſtimmte Schärtling bei.

„Wenn aber ein Offizier in den Stall kommt und fragt, warum wir ſatteln?“

„Ich ſorge dafür, daß wir ein Commando auf Bamberg bekommen. Wir reiten ab in vollem Dienſt.“

„Wie willſt du das anfangen?“ fragte Heybold und ſperrte ſtaunend den Mund auf.

„Das laß meine Sache ſein, Gänſekopf!“ brummte ihn Schwarz an. „Ich ſchaffe Parole und Thorzettel. Der Pferdejunge, der Joſeph, ſoll die Pferde um elf Uhr aus dem Stalle führen und beim Dom, an der Thurmſeite, auf uns warten. Er braucht nichts zu wiſſen, als daß wir auf Commando reiten. Aus der Stadt kommen wir dann leicht, wenn nur ....“

„Nun, wenn nur?“

„Das ſollt ihr heut Abend erfahren. Wenn die Pferde geſattelt ſind, kommt ihr erſt auf die Rathhauswache. Da wollen wir einen Abſchiedstrunk nehmen. — — Nun, macht fort!“ — — —

Abends punkt neun Uhr ſteckte Kaspar Schwarz den Kopf in die Wachtſtube. Rolling ſaß ſchon am Ofen auf dem großen Lederſtuhl, der ſein Eigenthum war.

„Hundewetter!“ rief Kaspar und ſtolperte etwas hinein. Er warf den weiten Mantel ab über die Bank.

„Schaut einmal her!“ rief er luſtig. Drei Bocksbeutelflaſchen wurden ſichtbar, zwei hatte er in den Händen, eine ſteckte ihm unter dem Arme.

„Da, ſchau Alter!“ er reichte ihm eine Flaſche hin. „Das iſt der rechte! Von geſtern!“

Die Wachtmannſchaft, es waren ihrer acht Kerle, ſahen ihn verwundert an.

„Was reckt ihr die Hälſe ſo nach mir?“ ſchnob ſie Kaspar an. „Glaubt ihr, dieſer Wein ſoll eure Gurgeln auswaſchen? Koſten ſollt ihr, damit euch der Kitzel doppelt ſticht, und nachher doch durſten!“ Er ſchwenkte ſich dabei auf einem Beine, indem er die beiden Flaſchen in die Höhe hielt.

„Der hat ſchon ſeinen Giebel erleuchtet!“ ſagte der Unteroffizier der Wache leiſe lachend zu ſeinem Nachbar. „Paßt auf! Der macht uns einen luſtigen Abend! Wir wollen nicht blöde ſein und zugreifen. Das kommt nicht oft wieder!“

„Du, Rolling“, rief Schwarz und ſeine Zunge lallte ein wenig, „ſchaff Gläſer an oder Becher! Fauler Kerl du!“

„Steh' mir Sanct-Franciscus, mein Schutzheiliger, bei“, antwortete Rolling; „dieſer Immerdurſt iſt ſchon halb betrunken! Nun, wir wollen ſorgen, daß er nicht Alles allein hinterſchluckt!“

Kaspar hatte ſich geſetzt, die Flaſchen ſtanden auf dem Tiſche, Rolling rief durch die Thür nach dem Gange: „Grete! Zwei Gläſer — die ſchweren vom Großvater!“

„Zwei?“ fuhr Kaspar auf. „Zwanzig, ſag' ich dir, alle die Fußklepper da ſollen mitſaufen!“

„Er iſt voll wie ein Schlauch“, murmelte Rolling und

ging ſelbſt hinaus, die Gläſer holen zu helfen. — Kaspar hatte ſich an den großen eichenen Tiſch geſetzt und ſchlug mit der Fauſt darauf. „Setzt euch her! Strolche!“ ſchrie er den Soldaten zu. „Schuhzerreißer! Sohlentreter! Ihr ſollt zu Ehren kommen! Ihr ſollt mit einem Reitersmann zechen!“

„Er ſchimpft uns“, ſagte ein Soldat unwillig zum Unteroffizier. „Der Hoſenzerreißer! Der Satteldrücker!“

„Halt's Maul, Bärenhäuter du“, antwortete der Unteroffizier leiſe. „Du ſiehſt ja, daß er geladen hat wie ein Schweinfurter Frachtwagen! Laß ihn ſchimpfen! In ſeinem Taumel gibt er uns was zum beſten!“

Rolling und Grete kamen mit den Gläſern. Kaspar faßte das Mädchen und zog ſie zu ſich. „Komm her, Hexe! Sollſt mitſaufen!“

Grete, Rolling's Magd, war ein robuſtes Frauenzimmer zwiſchen vierzig und funfzig Jahren. Sie ſtieß Kaspar von ſich, daß er faſt von der Bank fiel.

„Laßt doch den alten Scheuerbeſen“, rief der Unteroffizier.

„Hab's immer mit den Mädeln gehalten!“ lallte Kaspar und griff wieder nach ihr.

„Ja, mit den jungen, achtzehnjährigen, aber der hängt ja ſchon das graue Geſtrüpp um die Ohren.“

Grete eilte wieder hinauszukommen. — Rolling ſchenkte ein.

„Beim heiligen Franciscus, meinem Schutzpatron“, rief er, als er gekoſtet hatte. „Das iſt der nämliche! Schmeckt einmal den Wein“, ſagte er lüſtern mit der Zunge ſchnalzend zu den Soldaten. „So etwas wird euch nicht ſobald wieder über die Zunge laufen, ihr Schlucker!“

„Schenk mir ein! Saufaus du“, brüllte Kaspar mit

grinſendem Lachen, indem er ihn mit dem eben ſtürzend ausgeleerten Glas in die Rippen ſtieß, „willſt du Alles allein durch deinen Schlund gießen? — Dieſe Beutelblaſe iſt leer!“ ſchrie er noch lauter und faßte die erſte ausgeleerte Flaſche und warf ſie gegen die Thür, daß ſie in hundert Scherben zerfuhr. „Schafft mehr Wein an! Alles auf mein Kerbholz! Ein Dutzend, hier geradeüber in der Roſe! — Lauft, ihr Gelbſchnäbel! Holt den Wein! Alles auf Kaspar Schwarz' Kreide!“

Er trieb zwei junge Rekruten zur Thür hinaus, um Wein zu holen.

Keine Viertelſtunde verging, ſo ſchallte das Gewölbe der Wachtſtube von Geſchrei, Gelächter, Singen, Brüllen und Fluchen wider. Kaspar vor Allen führte das große Wort. „So geht's in der Welt!“ rief er, „heut weiß, morgen ſchwarz. Schwarz! So heiß ich!“ unterbrach er ſich. „Wir ſind luſtig! Uns ſchmeckt's! Der Hund da, der Ketzer, der Molch im Marterloch heult und nagt an den Knochen!“

„Hui!“ rief Rolling, „morgen wird er heulen! Wenn ihm die Zangen an den Knochen nagen!“

„Hol' Euch die Peſt! Sauft! Daß wir nicht daran denken! Sauf aus!“ rief Kaspar und ſtieß an Rolling's Glas, daß der Wein überſchüttete.

„Ihr vergießt ja mehr als Ihr trinkt“, bemerkte dieſer, bedauernd daß der köſtliche Wein auf die Erde floß.

„Sauf aus!“ wiederholte Kaspar. „Iſt doch ... braver Kerl der Ketzer“, lallte er. „Bei — wie heißt doch das Hundsneſt — hat er mir Pardon gegeben! Es ging heiß her! Einen hatte ich heruntergehauen! Ricks, racks über die Achſel durchs Bruſtbein!“ Er ſtand auf und machte ſolche Fechterbewegungen, daß ihm Alles auswich. „Da

lag der Kerl! Mir hieb ein böhmiſcher Hund von hinten über den Kopf!“ Er packte Rolling mit der Fauſt ins Genick und ſchüttelte ihn, daß dieſer ſich kaum loswinden konnte. „Ricks, racks! Da lag ich! — Sie ſchmiſſen uns zuſammen! — Schenkt euch doch ein, faule Pinſel ihr! — Ja, was ich ſagen wollte, — Abends lag ich da — — verblutet — lechzte vor Durſt — kam er angeritten — gab mir zu ſaufen, Kameraden — wäre ſein Gefangener geweſen — ließ mich laufen — morgen geht's ihm ſchlecht — geht nicht anders in der Welt .... heut weiß .... morgen ... ſchwar . — ſchwarz“, würgte er heraus. Er ſank mit dem Kopfe auf den Tiſch und lallte in ſeiner Trunkenheit unverſtändlich fort.

Die Thür öffnete ſich. Heybold und Schärtling traten ein. Kaspar blinzelte ihnen halb wein- halb ſchlaftrunken entgegen. „Was wollt ihr Schufte?“ fuhr er ſie an.

„Hier geht's luſtig her, wie ich ſehe“, ſprach Heybold. „Du vergißt wol, Kaspar Schwarz, daß wir in einer Stunde reiten müſſen?“

„Reitet zum Henker!“ fuhr Kaspar auf.

„O weh“, raunte Heybold ſeinem Kameraden Schärtling ins Ohr, „der iſt himmelhageldick! Wie werden wir den auf den Sattel bringen!“

„Das laßt ſeine Sorge ſein!“ erwiderte Schärtling leiſe, „jetzt wollen wir mitzechen! Wir werden doch nicht trocknen Mundes abziehen? — Ruckt a biſſel zuſammen! Gönnt uns auch a Platzl“, fügte er in ſeiner öſterreichiſchen Mundart hinzu.

„Sauft ihr! Du! Heybold, hierher!“ rief Kaspar Schwarz und zerrte denſelben an ſeine Seite.

Das Lärmen, das Jauchzen und Singen begann von neuem. Kaspar ſchrie bald wie toll, bald lallte er mit

ſchwerer Zunge. Er befahl immer neuen Wein heranzuſchaffen, ließ ſich immer wieder einſchenken, vergoß aber mehr als er trank, wenn er taumelnd, das Glas in der unſichern Hand, ſchwankte oder mit dem ſchweren Fuß deſſelben auf den Tiſch ſtieß. Der Lärmen wuchs; jetzt ſtarrte Kaspar nur noch mit gläſernen Augen halb bewußtlos in das immer toller werdende Getümmel. Da plötzlich wurde er bleich wie Kreide und ſein ſtumpfes Auge ſchoß einen wilden Blitz nach der Thür. Sie öffnete ſich und Zaloska trat ein. Kaspar zitterte vor Wuth; er zog Heybold an ſein Ohr und flüſterte ihm etwas zu, wovon Rolling nur das Wort ſpioniren verſtand.

„Hm! Hm! Schon gut", murmelte Heybold.

Zaloska ſchlich, wie eine lauernde Katze, näher an den Tiſch. Die Soldaten bemerkten ihn nicht. Er aber warf lüſterne Blicke auf die vollen Flaſchen und Gläſer. Kaspar hatte Arm und Kopf auf den Tiſch gelegt; er ſchien ſchlafen zu wollen. Zaloska war froh darüber, denn Niemand war ihm ſo zuwider als Kaspar, und er fürchtete ihn. Heybold, der ihn näher ſchleichen ſah, rief ihm zu: „Setzt Euch her, trinkt mit uns — hier geht Alles frei aus! Schenkt ihm ein, Rolling!"

Dieſer that es. Zaloska ſchluckte begierig. Sein graues fahles Geſicht bekam einen Anflug von Röthe; er trank ein zweites Glas mit gleicher Luſt! „Der iſt noch friſch bei Kräften", rief Heybold und trank ihm zu.

Der wirbelnde Lärm, das Schreien, Singen, Toben ſtieg auf doppelte Höhe. Zaloska zechte mit, gierig wie ein wildes Thier. — Kaspar ſchnarchte!

— — — Während in der Wachtſtube das wilde Gelag immer wilder wurde, und die viehiſche Völlerei immer viehiſcher, und die niedrige Luſt der Sinne bis zum höchſten Tau-

mel ſich ſteigerte, lag der alte treue Wolodna einſam, verzweifelnd in ſeiner finſtren Kerkergruft. Ihn umgab lautloſe Stille; nicht der erhebende Klang der Kirchenglocken, nicht das ſchallende Getümmel des Gelages drang in ſeine grauenvolle Einſamkeit. Er hatte lange in Ohnmacht gelegen; endlich ſchüttelte ihn der Froſt wach. Er wußte nicht, ob es Tag oder Nacht ſei, denn hier war kein Wechſel der Zeiten.

Nur das Bild des ſchauervollen „Morgen", das ihn erwartete, drängte ſich durch die Finſterniß. Die Marterwerkzeuge ſchwebten ihm vor Augen in dem düſterrothen Schimmer, unter dem er ſie erblickt hatte. Es durchrann ihn eiſig, ſeine Glieder bebten, ſeine Seele verzagte! — — —

Da raſſelte es dumpf klirrend über ſeinem Haupte. „Jeſus, mein Heiland", rief er, „ſie kommen, mich zu holen! Iſt die Stunde denn ſchon da!" er ſank in die Knie und rang die Hände im Gebet. „O, du allmächtiger, du allgütiger Gott", flehte er, während ihm die Zähne klappernd gegeneinander flogen, „gib mir Muth, gib mir Kraft, daß ich nicht von dir abfalle in der Stunde der grauſen Marterangſt!"

Ein fahler Lampenſchimmer fiel durch die Oeffnung über ihm in ſeine Todtengruft. Das Gitter wurde gehoben.

„He, holla", tönte eine rauhe, aber gedämpfte Stimme, indem das Seil hinuntergelaſſen wurde, „ſeid Ihr wach? Faßt das Seil! Raſch, beeilt Euch!"

Wolodna ſtand betäubt vor entſetzenvoller Angſt, er vermochte nicht mit ſeinen zitternden Händen das Seil zu faſſen.

„Eilt Euch, Alter!" rief es nochmals.

„Ewige Gnade", wimmerte Wolodna und ſchlang das Seil unter die Achſeln durch, „ſo muß es denn ſein!"

Eine ſtarke Fauſt griff nach dem Seilende; er wurde heraufgehoben.

Die Sinne ſchwanden ihm faſt; er wurde raſch durch die Oeffnung gezogen, kräftige Arme empfingen ihn und ſtellten den Schwankenden auf ſeine Füße.

„Gott ſei Dank“, ſagte die Stimme von zuvor, „daß wir Euch noch bei Sinnen finden! Nur Muth, Alter! Jetzt ſollt Ihr bald geborgen ſein!“

Wolodna wußte nicht, ob er wache oder träume.

„Kennt Ihr mich? Wir haben uns ſchon ſonſt getroffen. Wißt Ihr? Droben auf dem Erzgebirge, wo mich die Halunken braten wollten? Ihr halft mir, jetzt helfe ich Euch. Eine Hand wäſcht die andere. Seht mich an! Jetzt mache ich's wett!“

Wolodna ſtarrte den Sprechenden an, die Zunge verſagte ihm den Dienſt.

„Ihr kennt mich nicht mehr, aber das thut nichts! Anfangs kannte ich Euch auch nicht! Ich wußte nur, daß ich Euch irgendwo geſehen haben mußte. Nun, ich heiße Kaspar Schwarz! Damit genug! Ich ſchaffe Euch fort, wir deſertiren heut noch Alle. Wenn Ihr Euch nur zu Pferd halten könnt! Könnt Ihr?“

„O himmliſche Barmherzigkeit, Rettung und Befreiung?“ rief Wolodna, und die Thränen ſtrömten aus ſeinen Augen.

„St!“ winkte Kaspar. — „Nun die Canaille hier hinunter“, raunte er ſeinen Begleitern zu. Sie packten einen Menſchen, der bewußtlos auf dem Boden lag, bei Kopf und Füßen, ſchlangen ihm das Seil um und ſenkten ihn hinab. „Das verſoffene Vieh können ſie morgen mit der Böſen Eliſabeth wecken“, murmelte Schwarz mit verzerrtem Munde. Indem das Geſicht des Hinabgeſenkten in der Oeffnung verſchwand, fiel der volle Schein der Laterne darauf, und Wolodna erkannte Zaloska!

Es war ihm, als ſähe er den allgerechten Gott ſelbſt Gericht halten.

„Sacht!“ gebot Kaspar Schwarz, „die Knochen möchte er zerbrechen! Daß er aber nicht aufwacht aus dem Schlafe und das Haus wach heult!“

Der Bewußtloſe fiel dumpf auf den Boden des Kerkers nieder. Das Seil wurde raſch aufgeſchleift, das Gitter zugeworfen.

„Nun fort! Eilig!“ befahl Schwarz. Wolodna wurde ein großer grauer Reitermantel übergeworfen und die Begleiter zogen ihn fort, hinaus. Sorgfältig ſchloß und riegelte Schwarz die Thür hinter ſich zu. „Sie dürfen nicht zu früh Lunte riechen“, meinte er. Durch gewundene Gänge und Treppen, durch mehrere offene Thüren, die Kaspar alle wieder hinter ſich ſchloß, eilten ſie vorwärts. Jetzt ſtanden ſie in der trüb erleuchteten Wachtſtube.

„Sie ſchnarchen um die Wette wie die Bären und Dachſe“, flüſterte Schwarz im Eintreten. „Da Freund Rolling! Stehlen will ich dir deine Schlüſſel nicht!“ ſagte er mit halbunterdrücktem Lachen und hing ihm das ſchwere Schlüſſelbund an den Gürtel. Dann griff er Wolodna unter den Arm, führte ihn, ſeine wankenden Schritte unterſtützend, zwiſchen der tief betrunkenen Mannſchaft leiſe hindurch und ſagte im Vorübergehen: „Ihr dachtet, ich ſähe den Himmel für einen Dudelſack an! Jetzt ſollt ihr euch wundern, wie er ausſieht, wenn ihr ausgeſchnarcht habt!“

Sie traten in den Thorweg. Die Thür war, von Schwarz ſchon zuvor aufgeſchloſſen, nur angelehnt. Leiſe gingen ſie hinaus. Als Wolodna wieder die freie Luft des Himmels athmete, dünkte es ihn, wie winterlich rauh ſie war, ein neuer Lebenshauch erfülle ſeine Bruſt. Er ſah des Himmels Sterne zwiſchen ziehendem Gewölk, ſein Auge füllte ſich mit heiligen Thränen.

Die Domglocke ſchlug an; ſie klang ihm wie die hehre

Stimme Gottes ſelbſt. Mitternacht wie geſtern! Was hatte er in dem Zeitraum eines Tages, der ihn ein Jahr dünkte, geduldet an Qual und Angſt! Und nun die Rettung! Ein ſtummes, brünſtiges Dankgebet ſtieg aus ſeiner Bruſt zum Himmel! Wie gern wäre er fromm auf die Knie geſunken! — Allein Schwarz zog ihn haſtig vorwärts.

„Der Burſch, der Joſeph, wird doch bei den Pferden ſein, Heybold?“ fragte er.

„Freilich; er wartet unterm Thurme auf uns!“

„Du haſt doch meinen Mantelſack nicht aufzuſchnallen vergeſſen auf Ulrich's Pferd, Schärtling?“

„Es iſt Alles in Ordnung!“

Still, haſtig ſchritten ſie durch die finſtren, beſchneiten Straßen. Am Dom ſtand Joſeph und hielt die Pferde. Sie ſaßen auf. In fünf Minuten waren ſie am Thore. Kaspar Schwarz gab die Parole und Runde. Wolodna zitterte bis in die Knie; noch war er nicht gerettet! Doch der Wachtunteroffizier ſagte ſein „Paſſirt“, und eine Minute ſpäter ſchloß ſich das Thor hinter ihnen; die Gefahr für Alle war vorüber.

Es war heiteres Winterwetter geworden.

„Nun, denke ich“, rief Schwarz, „werden wir an der Grenze ſein, ehe die Schuhzerreißer ihren Rauſch ausgeſchlafen haben!“ und gab ſeinem Rappen die Sporen.

Wolodna aber ſchaute hinauf zu einem funkelnden Sterne über ihm und dachte:

„So hell hat Gottes Auge über mir gewacht!“

Dreißigſtes Capitel.

Der Graf Thurn ging mit großen Schritten im Zelte auf und nieder. In ſeinen Zügen drückte ſich die heftige Bewegung ſeiner Seele aus. Er ſchien mit ſich ſelbſt nicht einig über wichtige Entſchlüſſe, die in ſeinem Innern gärten.

Xaver Nechodom ſtand einige Schritte entfernt vom Grafen, ehrerbietig auf die Befehle wartend, die ihm dieſer ertheilen werde. Auf dem Feldtiſch in der Mitte des Gezeltes lagen verſchiedene Briefe und Schriften. Thurn trat noch einmal heran, nahm einen Brief auf, durchflog ihn raſch, aber ſcharf aufmerkſam, und ſagte endlich:

„Ich kann nicht daran zweifeln, Xaver, daß wir, Mansfeld und ich, ſo gut wie unſerer Dienſte entlaſſen ſind. — Was mir die Gräfin ſchreibt, ſtimmt ganz mit Dem überein, was ich ihr von hier aus melden mußte. — Mansfeld's Brief verweiſt mich auf Wolodna; aber er iſt unbegreiflicherweiſe noch immer nicht eingetroffen, während Mansfeld meint, ich müſſe ihn längſt geſprochen haben.“

„Es wird ihm doch kein Unfall zugeſtoßen ſein?“ verſetzte Xaver mit dem Ausdruck der Sorge und Theilnahme.

„Ich denke doch nicht!“ war Thurn's Antwort. „Die ſchlechten Wege, beſonders wenn er nicht auf der großen Straße geblieben iſt, halten ihn wol auf! — — Es beunruhigt mich jetzt Alles. Auch die Lage der Dinge überhaupt ſehe ich ungünſtig an. — Und wenn ich auf meine eigenen Angelegenheiten blicke, ſteigert ſich meine Sorge und mein Unmuth. Der Fürſt von Anhalt iſt ein wackerer Mann, ein erfahrener Krieger, allein ich denke nicht, daß ich ihm in irgend einem dieſer Punkte nachſtehe, und was die Verdienſte um Böhmen anlangt ....“

„So ſolltet Ihr wahrlich Böhmens König ſein“, fiel Xaver zwar halb ſcherzend, doch mit Wärme ein. „Ihr ſeid ſtets der erſte Führer unſerer Sache geweſen, Ihr habt ihr überall die Bahn gebrochen, habt ihre glänzendſten Siege erfochten! Wahrlich, wenn ....“

„Das ſind Träume — Thorheiten“, erwiderte Thurn lächelnd, aber doch ſichtlich erfreut durch Xaver's Meinung. „Ja, mein lieber, junger Freund, wenn es möglich in der Welt wäre, überall nur das Verdienſt geltend zu machen — ich glaube, ich hätte Einiges in die Wagſchale zu legen, was gegen Böhmens Krone nicht allzu leicht wäre! Ich habe, warum ſoll ich's nicht bekennen, im erſten Anflug meines Glücks und meiner Siege auch einmal davon geträumt .... als wir vor ſechs Monaten hier vor Wien ſtanden wie jetzt! Wären wir damals hineingekommen! ... Nein! Dennoch nicht — nimmermehr“, fuhr er fort. „Wir mußten einen König haben, der ſchon vorweg über Allen ſtand, ſonſt gab es des Unfriedens und Neides gar kein Ende. Auch er wird's ſchwer haben! Er macht es ſich ſelbſt ſchwer, wenn er gegen Alle ſo ungerecht iſt wie gegen mich und Mansfeld!“

„Ich glaube nicht, Graf Thurn“, antwortete Xaver

jetzt völlig ernſt, daß irgend Jemand in Böhmen Euch aus Neid feindſelig geweſen ſein würde. Eure Rechte hätte ein Jeglicher anerkannt."

„Hm!" lächelte Thurn bitter und ſchüttelte den Kopf. „Wie jung betrachteſt du die Welt noch, mein Freund! ... Wäre denn Graf Albrecht Wallenſtein nicht auf unſerer Seite geweſen? — Allein er wollte ja nicht einmal neben mir befehligen!"

„Er iſt nun einmal von der andern Partei", antwortete Xaver. „Sein Glaube ..."

„Glaubſt du an ſeinen Glauben? Ich glaube anders, ich darf ſagen, ich weiß anders! In der Nacht ..... Horch! Es kommt Jemand!" unterbrach ſich Thurn auflauſchend, „es wird der Oberſt Redei-Ferenz ſein, ich erwarte ihn."

Der Oberſt wurde gemeldet. Thurn nickte bejahend.

„Geh' jetzt, Xaver", ſagte er zu dieſem, „wohlerwogen, ich will dich lieber doch jetzt nicht nach Prag ſchicken. Du biſt mir nützlicher hier. Böhmens Sache, die Sache unſeres Glaubens, geht der meinigen vor. Wir müſſen Wien erſt mit aller Kraft angreifen, ich will mein Möglichſtes thun, Bethlen Gabor durch den Oberſten dazu zu beſtimmen. Und ſind wir hier glücklich, ſo führt ſich auch meine Angelegenheit beſſer. Bleib alſo hier und führe ſelbſt den Streifzug am Donauufer. Ihr müßt ſogleich aufſitzen."

Xaver ging; der Oberſt Redei-Ferenz trat ins Zelt. Er war der Führer des Hülfsheeres, welches Bethlen Gabor ſchon in Mähren zu Thurn's Heer hatte ſtoßen laſſen, und mit dem er jetzt über Znaym vor Wien gerückt war. Redei war ein kühner, aber rauher Krieger. Sein Sinn war ſtolz wie ſein Wuchs. Er trug eine rothbraune Wolfsſchur über dem Wams; eine mit Pardelfell und Gold ver-

brämte Mütze mit ſchwarzen Federn; der Säbel hing ihm an einer goldenen Kette um die Hüfte. Haar, Bart und Auge waren glänzend ſchwarz; eine ſtolze Stirn, gebogene Naſe und blitzend weiße Zähne vollendeten die ſtolze Erſcheinung.

„Willkommen, Oberſt“, redete Thurn ihn an; „nehmt Platz, bitt' ich.“

„Es iſt kalt und ſtöbert“, ſagte er, die begrüßende Anrede nur durch eine Verbeugung und die dargereichte Hand erwidernd, indem er den Pelz ſchüttelte und ihn dichter zuſammenzog. „Die Leute liegen elend im Lager!“

„Darum iſt meine Meinung, Oberſt“, ſagte Thurn, indem er ſich ſetzte, „daß wir dieſer Lage ein Ende machen.“ Er breitete dabei eine Karte vollends aus, die ſchon halb aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag.

„Denke auch! Graf Thurn. Und ich bringe gute Zeitungen. Der Fürſt rückt an! Er iſt uns nahe. Eben brachte mir ein Tatar die Nachricht, daß er Presburg genommen hat; der Erzherzog-Palatinus hat ihm vorgeſtern die Stadt übergeben.“

„O, wenn wir dem Fürſten dafür morgen Wien überliefern könnten“, rief Thurn aus.

„Es könnte Rath werden! Denn noch heut wird Bethlen Gabor hier eintreffen. Geſtern hat er das Schloß Petronel erſtürmt; ein Theil ſeines Heeres muß heut ſchon bei Fiſcherment über die Donau gegangen ſein!“

„Das iſt die dringendſte Aufforderung für uns, unſeren Uebergang hier aufzunehmen, Oberſt Redei-Ferenz“, ſagte Thurn lebhaft. „Ich habe den Angriffsplan ſchon entworfen“, fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf die Karte deutete und die einzelnen Punkte, von denen er ſprach, berührte. „Wir greifen morgen mit dem Früheſten die

Schanzen der Kaiſerlichen diesſeit der Donaubrücke an. Zugleich werde ich einen Scheinübergang über den Strom bei dem Dorfe Fiſcher veranſtalten. Das wird Boucquoi beſtimmen, ſein Heer zu theilen; er zieht ſich vielleicht auf das rechte Ufer zurück und dann ſtürmen wir ſeine Schanzen und die Brücke. — Will das Glück mir wohl, ſo empfangen wir morgen Euren Gebieter in der kaiſerlichen Hofburg."

„Hm!" erwiderte Rebei-Ferenz. „Es läßt ſich hören. Wir müſſen angreifen, ſonſt verfaulen unſere Leute im Koth. Sie klappern vor Näſſe und Froſt, und ihr Magen bellt Tag und Nacht. Rückt der Fürſt auch noch vollends heran, ſo ſind wir achtzigtauſend Mann ſtark. Wie ſollten wir die ernähren? Wir müſſen Wien nehmen. Und haben wir es nicht in drei Tagen ſpäteſtens, ſo .... Horch! Ein Kanonenſchuß! Noch einer! — Ein Gefecht! — Wo kann das ſtatthaben!"

„Es wird wahrſcheinlich auf einen Trupp böhmiſcher Reiter geſchoſſen, die ich die Donau aufwärts geſchickt habe, um die Aufmerkſamkeit Boucquoi's dorthin zu ziehen", erklärte Thurn.

„Alſo kaiſerliche Kanonen!" ſprach Rebei-Ferenz vor ſich hin. „Sind Eure Leute nach der Gegend von Fiſcher zu geritten?" fragte er.

„Ja. — Ich will, daß Graf Boucquoi aufmerkſam auf den Punkt wird."

„Gut, ſehr gut. — Alſo morgen? Und die Stunde?"

„Wir rücken vor Tagesanbruch aus; um ſechs Uhr, denke ich; daß wir dicht vor den Schanzen ſtehen, ehe ſie uns dort vermuthen."

„Mir ganz recht."

Ein Klirren von Waffen und Sporen ließ ſich vor dem

Zelte hören. Die Ordonnanz trat ein und meldete den Obriſtzeugmeiſter Harrant und Oberſt Berka mit dem Zuſatz, ſie hätten wichtige Nachrichten zu bringen.

„Laßt die Herren eintreten!“ beſtimmte Thurn.

Nach kurzem Gruß unter den Führern begann Berka in ſeiner ſtürmiſchen Weiſe: „Wißt Ihr das Neueſte? — Der Kaiſer iſt ſelbſt wieder in Wien! Auf die erſte Nachricht von unſerem Anrücken iſt er von Gratz aufgebrochen und hat ſich wieder in ſeine Hauptſtadt geworfen!“

Thurn und Redei ließen ein Murmeln der Anerkennung hören. „Wäre Friedrich ſo thätig und voll Muth und Eifer für ſeine Sache wie Ferdinand für die ſeinige“, dachte Thurn, „es ſtünde beſſer um uns.“

„Wir werden nun auf ſehr ernſten Widerſtand gefaßt ſein müſſen“, bemerkte Harrant.

„Es ſind ſchon Maßregeln getroffen, die darauf deuten“, fiel der ſtets genau unterrichtete Berka ein; „die Bürger, denen man nicht mehr traut, ſind entwaffnet worden.“

„Vergebt“, fiel Thurn ein, „das iſt ſchon nach unſerem erſtern Abzuge geſchehen, durch den Erzherzog Leopold.“

„Wohl wahr, Thurn, aber allmählich hatten Die, ſo vielleicht uns anhängen mochten, ſich doch wieder mit Waffen verſehen; jetzt iſt's mit größter Strenge unterſagt. Der Kaiſer hat auch mit Boucquoi Kriegsrath gehalten. — Er iſt entſchloſſen, jeden Stein in Wien zu vertheidigen.“

„Entſchloſſen iſt er“, bekräftigte Thurn mit Nachdruck und einem halben Seufzer, der entweder ſagte: „Es wird uns ſchwer werden“ oder „Wäre doch ein Anderer auch ſo entſchloſſen!“

„Alſo angreifen!“ ſagte Redei und faßte an den Säbel.

„Entſchloſſen und ſchlau“, fiel Berka ein. „Auch Pater

Lamormain rührt ſich; es ſind wieder Unterhandlungen im Gange", fuhr er zu Thurn gewandt, aber mit einem Seitenblick auf den Oberſten Redei-Ferenz, fort; „in München, Regensburg, Würzburg, überall hat er ſeine Helfer, die das Netz ſeiner diplomatiſchen Künſte ausſpinnen."

Das Wort „überall" hob Berka wiederum ſcharf hervor und begleitete es mit einem abermaligen Blick auf den Oberſten. „Beſtätigen ſich auch Eure Nachrichten über das Vorrücken Eures Gebieters, Oberſt Redei-Ferenz", fragte er dieſen plötzlich.

„Ich habe ſoeben dem Grafen Thurn mitgetheilt, daß der Fürſt Presburg und Schloß Petronel genommen hat und bei Fiſcherment über die Donau gegangen ſein muß."

„Gegangen iſt, Oberſt", erwiderte Berka.

„Ja, er iſt in vollem Anrücken auf dem rechten Donauufer", bemerkte Harrant.

„Die Nachrichten, die mir ein Tatar überbracht hat", entgegnete Redei, „ſtellen das Letzte nur in Ausſicht."

„So ſind die unſrigen friſcher", entgegnete Berka. „Allein der Fürſt wird nur mühſam vordringen können, da alles Land zwiſchen hier und Presburg ausgeſogen iſt. Keine Feder, keine Klaue mehr zu finden. Tiefer Sumpf und Koth, Nachts Froſt, bei Tage Schnee und Regen."

„Wie hier! Alſo angreifen", erwiderte Redei lebhaft, „angreifen bleibt mein beſtändiges Wort, damit der Fürſt etwas gethan findet."

„Wenn es nicht räthlicher wäre", meinte Harrant, „die Ankunft des Fürſten Bethlen Gabor zu erwarten, damit wir in der Uebermacht ſind."

„Nein, Harrant", entgegnete Thurn, der bisher nachdenklich zugehört, aber geſchwiegen hatte, „wir müſſen angreifen. Jeder Tag hier erſchwert unſere Lage, und wenn

das Heer des Fürſten hier iſt, verdreifachen ſich die Schwierigkeiten. Nicht der Feind, der Hunger ſchlägt uns, und Froſt und Seuchen!“

„Angreifen, angreifen, und lieber heut als morgen“, rief Berka mit ſteigendem Eifer. „Tauſend Gründe für einen; angreifen.“

„So ſind wir einig“, erwiderte Thurn.

„Ich ſtehe um ſechs Uhr vollzählig unter Waffen“, ſagte Redei. „Ich will ſogleich ſelbſt die Anordnungen treffen. Hättet ihr noch etwas?“ — Da die Andern ſchwiegen, ſagte er nur: „Gute Nacht denn!“ und ſchied mit dieſem kurzen, rauh geſprochenen Wort.

„Könnt Ihr Euch auf ihn verlaſſen, Thurn?“ fragte Berka und ſah ihm finſter nach.

„Wie ſollt' ich nicht? Alle unſere Vortheile gehen ja zuſammen!“ antwortete Thurn erſtaunt.

„Ihm möchte ich auch allenfalls noch trauen. Er iſt ein Kriegsmann, roh — aber nicht falſch!“ erwiderte Berka. „Allein ſein Herr ... ich weiß, daß Lamormain ihm wieder den Italiener Piccolomini entgegengeſchickt hat. Ich fürchte, Bethlen Gabor ſorgt, wenn's zur That kommt, nur für ſich, und rückt allein darum mit Heeresmacht heran, um ſeinen Unterhandlungen mehr Nachdruck zu geben! — Das iſt ein Hauptgrund zum Angriff.“

„Alſo deshalb ſahſt du den Oberſten ſo ſcharf an, als du der Unterhandlungen gedachteſt!“ ſprach Thurn lächelnd. „Nein, glaube mir, daran denkt er nicht. Er will fechten. Ihn lockt der Kriegsruhm, die Belohnung und, ich will's zugeben, die Beute!“

„Mag ſein! — Deſto beſſer!“ warf Berka hin.

„Wollt Ihr mit mir zur Nacht ſpeiſen, Freunde?“ fragte Thurn; „ſo ſeid in einer Stunde wieder hier!“

„Ich ſage Ja", antwortete Berka. „Weiß man doch nie vor der Schlacht, ob es nicht der letzte Abend iſt, an dem man ſich ſpricht."

„Ich nehme es auch von Herzen gern an, Thurn", ſagte Harrant offen, ihm die Hand reichend. „Wenn ich meine Befehle gegeben und alle ſchweren Stücke unterſucht habe — denn morgen könnten wir ſie gebrauchen — bin ich wieder hier."

Sie gingen.

Thurn war allein. — Er ging nachdenklich auf und nieder. Es war eine große Veränderung in ſeinem Innern, in ſeinem Gemüth vorgegangen ſeit einigen Monden. Als er damals vor Wien ſtand, flatterte das Banner ſeiner Hoffnungen hoch; ſeine Seele war voll Muth und Vertrauen. Er glaubte ſich damals ſchon Herr der habsburgiſchen Hauptſtadt — und mußte umkehren, da er ſchon einen Fuß im Thore hatte! Jetzt ſtand er wieder vor der Burg Ferdinand's! Bald konnten die Kugeln ſeiner Geſchütze abermals in die Gemächer des Kaiſers ſchmettern. Sein Heer war ſtärker durch ein mächtiges, verbündetes; und ein noch mächtigeres rückte an! Die Verhältniſſe waren ihm günſtiger, die Wahrſcheinlichkeit größer! Und dennoch — er fürchtete auf äußerſter Spitze mehr den Umſchlag des Glücks, als er deſſen Erfüllung hoffte!

Seine Ahnungen ſchwebten um die Wahrheit; ein finſtres Bild der Zukunft ſtellte ſich in ſchwankenden Umriſſen vor ihn hin.

Wohl ihm, daß er es nicht in ſeinen vollen Schrecken ſah; er hätte entſetzt, vernichtet davor geſtanden wie vor dem Jüngſten Gericht. Jetzt zeigten ſich nur die erſten Flammenſpitzen, die aus dem finſtren Abgrund hervorleuchteten!

Noch düſtrer blickte Thurn auf ſein Vaterland, auf

ſein eigenes Schickſal. War Böhmen jetzt glücklicher? War es ſicherer? War ſelbſt die Freiheit des Glaubens ihres Jochs entledigt? Eliſabeth hatte ihm Manches von den Anſichten des Königs und der Königin und dem Eifer ihres geiſtlichen Raths Scultetus geſchrieben, das bittere Gefühle in ihm weckte.

Und endlich, wenn er den Blick auf ſich ſelbſt richtete, wie hatte ſein Los ſich geſtaltet! Sein Haß gegen Oeſterreich war finſter erwacht, da ihm Mathias das Burggrafenthum von Karlsſtein nahm und es Martiniz übertrug. Und was erwartete ihn jetzt? Er, der oberſte Feldherr ſeines Landes, durch deſſen Wahl, durch den feierlichen Beſchluß ſeiner dreißig Verwalter auf dieſen Gipfel geſtellt, er ſollte einem Andern den Platz einräumen, den er durch blutige Schlachten und Siege erkämpft hatte! Er hatte den Feind ſeines Vaterlandes in ſeiner Hauptſtadt gedemüthigt, er ſchwang zum zweiten mal das Schwert dicht über ſeinem Thron, und doch ſollte ein Anderer — ſelbſt wenn er ſiegte, ein Anderer — die Früchte pflücken, dem ſie noch keinen Tropfen Schweiß oder Blut gekoſtet hatten!

Von allen Seiten ſah er den Bau ſeiner Hoffnungen zuſammenſtürzen! Und was ihn im innerſten Heiligthum ſeines Herzens und Daſeins bedrohte, welche Schmerzen ſich ihm an der Stätte bereiteten, wo Jeder die Blüten des Friedens, des Troſtes, des Labſals zu pflücken erhofft, nach Sturm und Arbeit des Lebens und der Welt — das ahnte er noch nicht! — —

Xaver trat ein. Er berichtete von dem Streifzuge der Reiter am Donauufer, den er ſelbſt geführt. Es ſchien, daß Boucquoi ernſtlich aufmerkſam auf das Unternehmen geworden ſei. Er hatte mehrmals feuern laſſen, ſelbſt Streifcorps ausgeſandt, und andre, ſtärkere Maſſen rück-

wärts über die Brücke auf das rechte Ufer der Donau gezogen.

„Es hat gewirkt", ſprach Thurn zufrieden.

Er lud auch Xaver zum Nachteſſen. Die Diener traten ſchon ein, um die Vorbereitungen dazu zu treffen. Harrant und Berka kamen zurück. — Es war ein kleiner, trauter Kreis; doch wollte kein Lichtſtrahl der Heiterkeit ihn erhellen! Nicht der Blick auf den Kampf am nächſten Morgen verſcheuchte die frohere Stimmung der kriegsgewohnten Männer; allein es bewegte ſich in der Seele Aller etwas von Dem, was in Thurn's Bruſt ſo tief wogte und kämpfte. Nur Xaver war in ſeiner Reinheit nicht von Vorwürfen, in ſeiner jugendlichen Hoffnungskraft nicht von Sorgen bedrängt; doch in ſeiner weichen Bruſt klang mit leiſem, überwältigendem Ton die Saite der Sehnſucht an, und ihrem ſchmerzlich ſüßen Laut miſchte ſich ein dunkel murmelnder der Unruhe bei, um Thereſens Vater. — So blieb ein trüb verſchleierndes Gewölk über dem Mahle gelagert. Der helle Gläſerklang mit dem feurigen Tokayer verlor ſich ins Leere, denn er fand in keiner Seele Widerklang.

Die Zeit der Nachtruhe war da. Man ſchied mit ſtummem Händedruck.

Bald war Thurn allein. Er ſtreckte ſich angekleidet auf ſein Feldbett, nur mit dem Pelzmantel bedeckt. Eine matt brennende, unſtet flackernde Lampe in der Ecke auf dem Tiſch verbreitete ungewiſſes, dämmerndes Halblicht in dem Zelt. Die Nacht draußen war düſter und rauh. Der Wind heulte über die mit naſſem Schnee bedeckten Felder; die Zeltwände waren in ſteter, wallender Bewegung. Der eiſige Strichregen, mit Schnee untermiſcht, geſellte ſein unheimliches Geräuſch zu dem hohlen Sauſen des Sturmes. Dennoch herrſchte der Eindruck ſchauriger Einſamkeit und Stille;

der ſchwere, klirrende Schritt der Schildwachen vor dem Zelte, und von Zeit zu Zeit ein murmelndes Wort, waren die einzigen menſchlichen Laute, die ſich vernehmen ließen.

Thurn war müde; mehr noch, erſchöpft, zerſchlagen. Er fühlte die Ermattung, die von der gedrückten Seele ausgeht. Dennoch floh ihn der Schlaf. Auf Minuten nur verfiel er in den Zuſtand halbwachen Traumes, wo Bewußtſein und willenloſe Bilder der Phantaſie in ſeltſamen Kampf traten. Sein Kopf war ſchwer, erhitzt. Die äußerſte Abſpannung wechſelte mit einer fieberhaften Wallung. Endlich unterlag die körperliche Kraft, und faſt mit betäubender Schwere ſenkte ſich der Schlaf auf ſeine Augenlider. Der Geiſt arbeitete fort in dem überwältigten Körper. Es jagten ſich wüſte Bilder, in ſchwindelerregenden, immer wechſelnden, unendlichen Zügen durch das Gehirn des Träumenden. Bald ſah er ſich in Prag in dem Getümmel des erſten Ausbruchs des Streites auf dem Hradſchin. Er ſah den erbebenden Slawata, den ſteinernen, marmorbleichen Martiniz, den verzweiflungsvoll flehenden Fabricius. Die Worte, die er geſprochen: „Hier habt ihr auch den Andern", als Slawata die Gewaltthat erdulden mußte, rief er auch jetzt laut aus. Sie erſchallten in einem hohlen, wie aus der Tiefe der Erde dringenden Tone, und ein wildes Gelächter folgte ihnen nach. Es dünkte ihn, daß eine Stimme des Abgrundes ſo durch ſeinen Mund rufe. Slawata ſtürzte, Thurn wollte ihn halten, retten, aber er war wie angewurzelt am Boden, ſeine Füße mit Blei belaſtet, die Arme erſtarrt. „Zu ſpät! zu ſpät!" ſtöhnte er. — Jetzt verfinſterte ſich die Luft. Ein furchtbares Unwetter zog am Himmel auf. Der ſchwarze Qualm der Wolken drang bis in den Saal. Alles war in Nacht begraben. Plötzlich zuckten lohe Blitze. Eine Feuersbrunſt loderte auf, die ihre verzehrenden Gluten

weit über die Erde hinwälzte und rings am ganzen Horizont emporflammte. Schwarze Klüfte riſſen ſich dazwiſchen auf, und Ströme Bluts floſſen zwiſchen den ausgebrannten, verkohlten Ufern.

„Wehe, Wehe, Wehe!“ tönte es aus den Lüften herab.

Und es dünkte ihn, ein zürnender Geiſt ſchwebe mit breiten ſchwarzen Flügeln, die den ganzen Himmel deckten, über ſeinem Haupte, und entſetzt warf er ſich auf das Antlitz und drückte es in den Erdboden, um dem grauenvollen Anblick zu entgehen. Eine ſanfte Hand richtete ihn auf. Es war Eliſabeth; ſie ſtreifte ihm das Haar von der Stirn und ſprach milde: „Siehe deine Tochter!“ Thekla ſtand im weißen Gewande, das Haupt mit dem Brautkranze geſchmückt, vor ihm. Er faßte ſie, wollte ſie ans Herz ziehen, allein wie er ſie berührte, ſank ſie bleich zuſammen und er hielt eine Leiche in ſeinen Armen.

Plötzlich war Alles wieder finſter und öde. Der Mond ſtieg blutigroth am Horizont auf und goß trüben Dämmerſchein über die Erde; ſie lag ſtill und todt. Thurn ſah ſich rings unter Trümmern. In Aſche geſunkene Menſchenwohnungen umgaben ihn. Ein weiter Kirchhof voller Leichenſteine, nackter Schädel und Gerippe dehnte ſich vor ihm aus. Aus dem Boden ſtieg eine düſtere Rauchwolke auf, die rieſig bis in den Himmel wuchs. Sie theilte ſich, und der Wunderbau einer hohen, weiten Kirche, deren Thurmzinnen ſich droben im Aether verloren, ſtand vor ihm. Der Mond, höher heraufgeſchwebt, goß ein ſilbernes Licht des Friedens über den heiligen Bau aus. Die Pforten öffneten ſich; in dem hochgewölbten Schiff lagen Tauſende auf den Knien zwiſchen den aufſtrebenden Pfeilern; nur der Glanz der Kerzen vom Hochaltar drang dem Auge mit blendendem Strahl entgegen.

Eine Geſtalt im weiten, weißen Prieſtergewande trat aus der Pforte. Es war ein ehrwürdiger Greis mit milden Zügen; ſein Bart floß ſilberweiß bis auf den Gürtel herab. Er richtete den Blick auf Thurn voll Sanftmuth und doch voll Vorwurf.

„Du wollteſt ſie zerſtören", ſprach er mit geiſterhaftem Ton und deutete auf die Kirche; „ſiehe, mein Sohn, wie ſie ſich in neuer Pracht erhebt! Ich habe ſie auferbaut."

Die Geſtalt trat näher. Sie faßte Thurn's Hand, daß er zuſammenſchauerte in Furcht und Ehrfurcht.

„Wer biſt du?" fragte er traumverwirrt, aus gepreßter Bruſt. „Von wannen ſtammſt du?"

„Ich bin ſo alt als die Welt; ich werde wandeln auf ihr, bis die Poſaune des Gerichts ſchallt, — ich bin der Glaube!" — —

Dröhnender Hall ſchlug an Thurn's Ohr. Er fuhr verſtört auf; rings war Nacht um ihn. Eine Hand hielt ihn, — er wollte ſich losreißen in krampfhaftem Entſetzen.

Da tönte eine menſchliche Stimme mild in ſein Ohr: „Erhebt Euch, Graf! Die Signale rufen."

Es war Xaver; Thurn fühlte den Druck ſeiner warmen Hand. Von innerer Gewalt getrieben, ſank er an des Jünglings Herz und preßte ihn heftig an die Bruſt. Draußen ſchmetterten Trompetenſtöße, dröhnten Trommeln.

„Zu Pferd, zu Pferd!" rief Thurn voll Beſtürzung.

Bald ſaßen ſie zu Roß und ritten an der Spitze der Mannen hinaus in den grauenden Tag, zur Schlacht.

Einunddreißigſtes Capitel.

Kaiſer Ferdinand der Zweite ſaß in der Burg zu Wien in dem Vortragszimmer, mit dreien ſeiner Räthe: Fürſt Eggenberg, Graf Trauttmansdorff und Graf Fugger. Der Beichtvater Lamormain hatte, weil er ſich, wie er ſtets äußerte, aber gerade das Gegentheil that, nicht in die weltlichen Geſchäfte miſchen wollte, ein wenig abſeit Platz genommen.

„Ich möchte Ew. Majeſtät dennoch dringend rathen die Stadt zu verlaſſen", ſagte Eggenberg mit bedenklichem Ton; „der geſtrige Tag iſt zu nachtheilig ausgefallen."

„Die Angriffe Thurn's und Rebei-Ferenz' ſind doch abgeſchlagen", entgegnete der Kaiſer.

„Allein mit welchen Verluſten!" entgegnete Eggenberg. „Funfzehnhundert Todte auf unſerer Seite, viele Tauſend Verwundete; ein entmuthigter Geiſt in den Truppen, ein böswilliger in der Bürgerſchaft!"

„Verließe ich die Stadt", erwiderte Ferdinand mit Würde, „ſo würden die Truppen noch muthloſer, die böswilligen Bürger noch böswilliger werden! Weshalb wäre ich ſo eilig gekommen, wenn ich nicht ausharren ſollte?"

„Ew. Majeſtät Heldenmuth erfüllt uns mit Bewunderung", ſprach Eggenberg, „allein noch größer iſt unſere Beſorgniß um Ew. Majeſtät theures Haupt."

Lamormain zuckte unruhig auf ſeinem Seſſel; doch ſprach er nicht, ſondern wandte nur ſein Auge auf den Kaiſer. Seine Blicke begegneten denen Ferdinand's.

„Alles wäre verloren", fuhr Eggenberg fort, „wenn Ew. Majeſtät ſelbſt in die Hand Ihrer Feinde fielen."

„Wenn ich Wien jetzt verließe, würde ich dieſem Schickſal gar nicht entgehen können, glaube ich", war Ferdinand's Antwort.

Lamormain verrieth durch ſeine Mienen ſeine Zuſtimmung.

„Wir würden", nahm Graf Fugger das Wort, „Wien mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen. Und wenn es auch jetzt verloren ginge, ſo würden Ew. Majeſtät doch inzwiſchen Steiermark, Kärnten, Tirol in Waffen bringen, und auch die bairiſche Hülfsmacht würde zu uns ſtoßen können."

„Muß denn aber Wien fallen?" rief der Kaiſer höchſt bewegt. „Waren wir nicht im Juni noch viel härter bedrängt und ohne Ausſichten ringsher? Und dennoch ſcheiterte des Feindes Grimm an unſeren Mauern und er mußte umwenden mit Schmach!"

„Es war ein Wunder!" rief der Graf Trauttmansdorff, „zweimal wird es ſich nicht begeben!"

„Unzählbar ſind die Wunder Gottes!" rief Lamormain mit erhobener Stimme dazwiſchen. „Ich miſche mich nicht in die weltlichen Anordnungen, würdigſter Graf, noch vermag ich ſo ſicher wie Ihr und dieſe hochverehrten Rathgeber Sr. Majeſtät Nachtheil und Vortheil zu berechnen. Allein wenn Ihr des Himmels Macht in Zweifel zieht, da gebietet mir meine Pflicht, immer neu zu verkünden, wie unermeßlich des Ewigen Allmacht, Gnade und Güte iſt!"

Der Kaiſer, ergriffen von den Worten Lamormain's, ſtand auf von ſeinem Seſſel und erhob den Blick andächtig zum Himmel.

„Mich dünkt nur", verſetzte Graf Trauttmansdorff, „es hieße Gott verſuchen, ehrwürdiger Pater, wenn wir uns zum zweiten mal in dieſelbe Gefahr begäben, aus der uns nur ſein Arm erretten kann!"

„Wir haben uns nicht mit frevelhaftem Leichtſinn in dieſe Gefahr begeben", ſprach der Kaiſer; „Gott hat die Ereigniſſe geſendet. Wir müſſen ausharren!"

Des Kaiſers Worte wurden unterbrochen durch den Geheimſchreiber der Kanzlei, welcher die Thür öffnete und mit den Worten: „Der Bericht Sr. Excellenz des Grafen von Boucquoi", ein verſiegeltes Papier vor Eggenberg auf den Tiſch legte, welches derſelbe ehrfurchtsvoll dem Kaiſer überreichte. Dieſer öffnete und durchflog es raſch, dann wandte er ſich an den Fürſten Eggenberg:

„Ew. Liebden haben ganz richtig geſagt. Der Marſchall gibt funfzehnhundert Todte und zweitauſendſechshundert Verwundete an; der muthmaßliche Verluſt des Feindes wird nur auf ſechshundert Todte geſchätzt. — Wie kommt es doch, daß der angreifende Theil ſo viel geringere Verluſte hatte als wir, die wir hinter Verſchanzungen ſtanden?"

„Es liegt wol darin", entgegnete Eggenberg, „daß Graf Boucquoi anfänglich ſeine Kräfte getheilt hatte, und die Hälfte diesſeit der Donau bei Fiſcher zuſammenzog, wo der Feind einen Uebergang machen zu wollen ſchien. Erſt als ſich die Nebel theilten, ſah man, daß die ganze Kraft des Feindes den Schanzen gegenüberſtand. Die Truppen erhielten Gegenbefehle; inzwiſchen aber waren die Kräfte und das Geſchütz des Feindes uns zu überlegen."

„Wer hat den Bericht gebracht?" fragte Ferdinand nach einigen Augenblicken.

Fugger eilte an die Thür, um nachzufragen. Es war ein Adjudant des Marſchalls geweſen, der noch im Vorzimmer auf Befehle wartete.

Der Kaiſer ließ ihn eintreten und legte ihm vielfache Fragen vor. Der Offizier gab umſtändlichen Bericht.

„Glaubt der Marſchall ſich auch heut noch in den Schanzen halten zu können?“ fragte der Kaiſer.

„Heut, ja“, lautete die Antwort; „allein der Feind iſt uns ſo nahe, daß ſein Feuer die Donaubrücke ſchon ſtark beſchädigt hat. Deshalb will der Marſchall zur Nacht ſeinen Rückzug über dieſelbe in die Stadt beginnen, bevor er ihm ganz abgeſchnitten würde.“

„Dann würden“, bemerkte Eggenberg, „die feindlichen Kugeln die Burg wieder ſo erreichen wie im Juni. Ew. Majeſtät wären nicht mehr ſicher in Ihren eignen Gemächern.“

„Gott hat mich damals beſchützt“, ſagte Ferdinand, „er wird mich auch jetzt nicht verlaſſen!“

„Ew. Majeſtät“, begann der Offizier, „erlauben mir mitzutheilen, daß die letzten Kundſchafter uns ſoeben die Nachricht gebracht haben, daß der Fürſt Bethlen Gabor mit ſeiner ganzen Heeresmacht anrückt. Er iſt mit zwölftauſend Mann bei Fiſcherment über die Donau gegangen, dieſe rücken gegen die Südoſtſeite der Stadt an; auf der andern Seite wird der Fürſt den bei weitem größern Theil ſeiner Armada mit Nedei-Ferenz und Thurn vereinen.“

Die Räthe erbleichten bei dieſer Nachricht. Lamormain ſah finſter zur Erde.

„Habt Ihr ſichere Nachrichten über die Stärke des ſiebenbürgiſchen Heeres?“ fragte Ferdinand. „Die Angaben ſcheinen mir ſehr übertrieben. Es iſt von ſechzigtauſend Mann erzählt worden.“

„Es werden nicht viel weniger ſein", antwortete der Adjutant. „Alle Kundſchafter haben übereinſtimmend ausgeſagt. Auch Türken und Tataren verſtärken die Macht des Fürſten."

„So führen chriſtliche Fürſten den Krieg gegen die chriſtliche Kirche mit den Völkern der Heiden!" rief Lamormain aus. „Ewiger Fluch treffe das Haupt Derer, die ſolche gottesläſterliche Miſſethat verüben!"

Der Kaiſer erhob ſich. Lamormain's Worte hatten ſichtlich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Ich werde ....", begann er feierlich, doch ſeine Rede wurde unterbrochen durch den dumpfen Schall eines Kanonenſchuſſes. Die Fenſter des Gemachs zitterten.

Ein Augenblick tiefſter Stille trat ein.

„Ich werde dennoch Wien nicht verlaſſen", nahm Ferdinand ſein Wort wieder auf, indem er feierlich die Hand wie zum Schwur erhob. „Meine Pflicht hat mich hierher gerufen, in der Stunde der Gefahr; meine Pflicht gebietet, daß ich ausharre. Die, welche die Feinde der Chriſtenheit wider ſie ins Gefecht führen, wird der Arm des Herrn treffen. Uns wird er gnädiglich decken mit ſeinem Schilde."

Die raſch aufeinander folgenden Donnerſchläge der Kanonen gaben dem erhabenen Worte eine erhabene Begleitung.

„Der Kampf hat ſchon wieder begonnen", wandte der Kaiſer ſich zu dem Offizier. „Wollte der Marſchall angreifen?"

„Das nicht; doch wir ſind ſeit Tagesanbruch darauf vorbereitet. Der Feind hat in der Nacht Anſtalten zum Uebergang über die Donau gemacht. Es ſind ihm funfzehn ſchwere Stücke und ſechs große Feldſchlangen und die Fuß-

regimenter Fürſtenberg und Dieffenbach entgegengeſtellt. Oberſt Montecuculi ſtreift mit ſeinen Reitern am Ufer auf und nieder.

„Wann, glaubt der Marſchall", fragte der Kaiſer weiter, daß der Fürſt von Siebenbürgen mit ſeinem Heere eintreffen werde?"

„In zwei bis drei Tagen", war die Antwort des Offiziers; „ſie würden ſchon heut oder morgen hier ſein, wenn nicht der Marſch ſo erſchwert wäre. Die Kanonen und die Pferde können nicht vorwärts in den ſchlechten Wegen, und das Land iſt ſo ausgeſogen, alle Dörfer ſtehen leer, daß ſie ſich weit zur Seite ausbreiten müſſen, um Lebensmittel aufzutreiben. Das hält ſie auf."

„Mögen die Wetter des Himmels, der Hunger und die Peſt ſie verderben!" ſprach Lamormain finſter vor ſich hin.

„Wir haben alſo jedenfalls noch zwei, drei Tage, bevor die Stadt eingeſchloſſen iſt", ſagte der Kaiſer zu Eggenberg. — „Berichtet dem Grafen Boucquoi", wandte er ſich wieder zu dem Offizier, „daß ich binnen einer Stunde ſelbſt in die Verſchanzungen kommen werde." Er winkte ihm, abzutreten.

„Mein Entſchluß iſt unerſchütterlich", redete Ferdinand die Räthe an, als der Offizier ſich entfernt hatte. „Wir werden Wien vertheidigen, ſolange ein Stein auf dem andern liegt. Zeigen wir Schwäche, ſo erheben die Unzufriedenen in der Stadt ihr Haupt, und wir haben die Feinde außerhalb und innerhalb der Mauern zu bekämpfen. Jetzt hält die Furcht ſie nieder. — Noch ſtehen uns die Wege offen. Ew. Liebden", redete er Eggenberg insbeſondere an, „werden Botſchafter nach allen Richtungen ſenden, um Hülfe und Entſatz aufzubieten. Wählen Ew. Liebden ſogleich ſichere,

tüchtige Männer aus, mit Vollmachten an die Kreisoberſten und Kreisverwaltungen, überall Mannſchaften ausheben zu laſſen. Von Linz können wir am ſchnellſten Hülfe und Lebensmittel auf der Donau erhalten; denn noch iſt die Fahrt frei. Es müſſen aber auch Abgeſandte nach Gratz, Laibach, Klagenfurt und Innsbruck geſandt werden. Laſſen Ew. Liebden ein Rundſchreiben abfaſſen an alle Kreisverwaltungen. Wir müſſen überall zugleich arbeiten. Ich ſelbſt will an meinen Bundesgenoſſen, den Herzog Maximilian von Baiern, ſchreiben, daß er ſeine Rüſtungen beeile und alle katholiſchen Fürſten aufbiete zum Beiſtand wider die Ketzer, die ſich mit dem Erbfeinde des Reichs verbinden! Ja, ich hoffe, die Reichsfürſten alle werden ſich treu bezeigen und ihrem erwählten Kaiſer Hülfe ſenden wider empörte Unterthanen und wilde heidniſche Völker des Auslandes. So tief werden ſie das Deutſche Reich nicht ſinken laſſen, daß ſie da nicht Hülfe brächten! — Bis Mittag muß Alles ausgefertigt ſein! Um ein Uhr verſammeln wir uns wieder hier zum Conſeil."

„Es ſoll bis zu dieſer Zeit Alles ſo weit geordnet ſein, daß die Beauftragten Wien ſofort nach allen Richtungen verlaſſen können", erwiderte Eggenberg, ſich tief verbeugend.

Die Sitzung war aufgehoben; die Räthe entfernten ſich. Lamormain blieb. Ehrfurchtsvoll wandte ſich dieſer jetzt zum Kaiſer.

„Es iſt meinem Herzen das tiefſte Bedürfniß", ſprach er, „Ew. Majeſtät meine Bewunderung auszudrücken und meinen Dank zu ſagen für ſo erhabene Geſinnungen in dieſer drangvollen Zeit, und für den heiligen Eifer, den Ew. Majeſtät der Sache des Glaubens widmen."

Er beugte ſich dabei zum Kuß auf die Hand des Kai-

ſers, doch dieſer wehrte ihm und faßte dagegen ſelbſt die Hand des Paters mit warmem Druck.

„Gott wird mit Ew. Majeſtät ſein! Ich vertraue feſt darauf!“ ſprach Lamormain feierlich. „Noch hege ich die Hoffnung, daß wir ſelbſt Bethlen Gabor's furchtbare Gewalt abwenden! Die Erneuerung unſerer geheimen Unterhandlungen iſt nicht ganz unglücklich geweſen.“

„Ihr habt Nachricht, hochwürdiger Herr?“ fragte Ferdinand überraſcht.

„Dieſen Morgen empfangen“, antwortete Lamormain. „Graf Piccolomini hat den Fürſten zu Neuhäuſel geſprochen. Sein Eifer für Böhmen iſt merklich erkaltet, ſeit die Wahl des Kurfürſten von der Pfalz durchgeſetzt iſt. Das geheime Ziel des ſchlauen Mannes war die böhmiſche Krone ſelbſt. Ich glaube, er hätte ſchon jetzt mit den Aufrührern gebrochen; allein er hält ihre Sache noch für zu ſtark. Er glaubt, ſie werde ſiegen, und dann möchte er ſich in Oeſterreich oder Ungarn für Böhmen entſchädigen. Bieten wir ihm Sicheres in Ungarn, ſo wird er die Hälfte, das Viertel annehmen, gegen das Unſichere des Kampfſpiels. Was denken Ew. Majeſtät? Wenn wir ihm etliche Comitate überlaſſen würden? Nur lebenslänglich, nicht erblich. Dieſer Mann, der nur für ſich ſorgt, könnte für ſo leichten Preis ein Bundesgenoſſe werden aus einem Feinde! Gelingt es nur, ihm die Arbeit hier vor Wien ſchwerer zu machen, als er vermeint, ſo bin ich ſicher, er wird wankelmüthig und tritt zu uns herüber.“

„Hat Piccolomini ſo geſchrieben?“

„Nein, Ew. Majeſtät. Bei der Unſicherheit der Straßen konnte Graf Piccolomini nichts Schriftliches ſenden. Allein er hat mir ſeinen Hauskaplan, einen gewandten, zuverläſſigen Mann, geſchickt. Durch ihn gibt er mir dieſe Schilde-

rung von Bethlen Gabor's jetzigem Sinn. Auch meldet er mir, daß Ungarn ſelbſt uns hilft. Ein wenig habe ich mir erlaubt ſelbſt dazu beizutragen. Unter den vielen kaiſerlich Geſinnten im Lande iſt Ew. Majeſtät Feldoberſter, der Judex curiae Hammonai."

„Er befehligt nur eine geringe Mannſchaft", unterbrach Ferdinand; „er wird uns wenig helfen können."

„Doch vielleicht!" verſetzte Lamormain mit ſchlauer Miene. „Er iſt Bethlen Gabor's perſönlicher erbitterter Feind, weil er deſſen Treuloſigkeit und Hochmuth in eignen Angelegenheiten erfahren hat. Außerdem habe ich einen mir treu ergebenen ungariſchen Geiſtlichen zu ihm geſendet, der ſeinen Eifer anfacht. Hammonai hat ſeine Macht anſehnlich verſtärkt, um Bethlen Gabor's Feldherrn Rakoczy anzugreifen. Wenn der Fürſt von Siebenbürgen ſo bedenkliche Bewegungen in ſeinem Rücken weiß, wird er hier unſicher werden."

„Dank, Dank Euch, Lamormain!" ſagte der Kaiſer erſtaunt. „Euer Scharfblick beachtet Alles! Euer Geiſt hat ſtets ſchon vollbracht, wo ich erſt beginnen will."

Lamormain ſchwieg einige Augenblicke; er hatte noch etwas auf dem Herzen. „Auch aus Spanien habe ich günſtige Nachricht", begann er zögernd.

„Hat Graf Khevenhüller Euch Berichte geſandt?" fragte der Kaiſer erſtaunt und faſt verletzt.

„Wie ſollte er?" entgegnete Lamormain demüthig.

„Ich warte ſchon längſt vergeblich auf ſeine Depeſchen", antwortete Ferdinand.

„Ich habe auch nur eine Privatmittheilung; für die amtlichen Depeſchen des Grafen mögen unſere Angelegenheiten noch nicht reif genug ſein", entgegnete der Pater. „Mein Brief iſt mir über Frankreich zugegangen, durch

einen dortigen einflußreichen Freund, ein Mitglied unſeres Ordens. Er hatte Gelegenheit gefunden, an meinen Agenten in Regensburg, Pater Thyßka, Botſchaft zu ſenden, und von ihm ....“

„Das Netz Eurer Verbindungen läuft mit ſeinen unſichtbaren Fäden doch überall hin“, unterbrach ihn Ferdinand, nicht ganz zufrieden damit, daß er noch keine Botſchaft von ſeinem Geſandten empfangen hatte und doch Lamormain ſchon unterrichtet war.

„Es iſt ein günſtiger Zufall“, entſchuldigte dieſer halb, „der mich diesmal ſo früh in den Beſitz von ſchriftlichen Mittheilungen geſetzt hat. Allerdings ſtehen die höheren Geiſtlichen, beſonders die Mitglieder der Societas Jesu, in ſteten Wechſelbeziehungen zueinander; reiſende Ordensbrüder vermitteln leichter den Verkehr von Einem zum Andern, als die großen Sendungen auf langen Wegen möglich ſind. Mein junger italieniſcher Zögling, der ſich, wie ich Ew. Majeſtät bereits unterrichtet habe, in der Begleitung des Grafen befindet, hat mir geſchrieben. Natürlich nichts Amtliches, nur Schilderungen und Berichte über Das, was er zufällig erfahren, ganz zufällig! Indeß laſſen ſich doch manche Vermuthungen daraus entnehmen. Graf Khevenhüller hat einige Mishelligkeiten mit dem Großinquiſitor Ludwig Alliaga gehabt. Alliaga iſt ein ernſter, der Sache der Kirche eifrig ergebener Mann; doch auch ein eifriger Spanier. Graf Khevenhüller iſt vielleicht etwas zu weit gegangen ....“

„Wie das?“ fragte der Kaiſer verwundert.

„Nur im Eifer des Geſprächs“, begütigte Lamormain. „Alliaga hatte einige Einwürfe gegen den beabſichtigten Angriff der ſpaniſchen Truppen in den Niederlanden auf die Pfalz gemacht.“

„Nun, ich denke, Lamormain, das wird mir mein königlicher Vetter doch wol gewähren, so viel wird der allerkatholiſchſte Monarch doch für die Kirche thun!“

„Es leidet keinen Zweifel; doch es waren auch nur, wie ich Ew. Majeſtät bemerkte, einige Bedenklichkeiten, vielleicht nur über die Art der Ausführung. Aber der Graf, in dem lobenswerthen Eifer für Ew. Majeſtät Sache, ging doch wol etwas zu weit, da er drohte, Ew. Majeſtät würden ſich mit Ihren Feinden in Deutſchland verſöhnen und Spaniens Beſitzungen im Auslande mit ihnen theilen.“

„Nimmermehr! Das wäre ja Abtrünnigkeit von der Kirche, Verrath an meinen nächſten Verwandten!“ rief Ferdinand eifrigſt.

„Es war gewiß nur eine Drohung, um raſcher zum Zwecke zu kommen. An die Ausführung hat der Graf ſicherlich nicht gedacht. Allein ſie wurde ernſtlich aufgenommen. Der Großinquiſitor iſt der Mann der Feſtigkeit; er erwiderte: «Herr Graf, Ihre Worte ſind lebensgefährlich für Sie in Spanien!»“ *)

„Wie? Man ſollte es wagen dürfen, Hand an meinen Geſandten zu legen?“ fuhr Ferdinand auf.

„Ich glaube es nicht; aber Worte ſind zuweilen Thaten. Die des Grafen enthielten eine Drohung, die einem Angriff mit den Waffen nahe kam. Ein Friedens- und Bundesbruch. Es war gewiſſermaßen ein Casus belli, und ein ſolcher ....“

„Die Geſandten ſtehen dennoch unter dem Schutz des Völkerrechts!“ ſprach Ferdinand feſt.

„Darauf hat ſich der Graf auch ſicher verlaſſen, als er in der erſten Aufwallung antwortete: «Ueber ſolche Rede

*) Hiſtoriſch.

würde ich gern das Leben verlieren. Ich ſtürbe für die Wahrheit und für meine Vaterlandsliebe. Dann möchte ich aber nicht mit Euch tauſchen, denn Ihr würdet den tiefſten Sitz in der Hölle empfangen, tiefer noch als Luther und Calvin, mir aber die ewige Seligkeit werden!»“ *)

Der Kaiſer ſchwieg. Es dünkte ihn doch, ſelbſt bei allem Patriotismus, zu frevelhaft, daß der Graf ſolche Worte gegen einen der mächtigſten Vertreter der alleinſeligmachenden Kirche geſprochen haben ſollte. Lamormain hatte ſie abſichtlich mit aller Schärfe hervorgehoben.

„Der Eifer für uns hat ihn freilich zu einer unverantwortlichen Rede verleitet“, ſagte der Kaiſer endlich.

„Der Eifer des Grafen hätte leicht ſeinen ganzen Zweck vereiteln können“, bemerkte Lamormain mit hochgezogenen Brauen. „Zum Glück hatte ich, weil ich den Grafen kannte, etwas vorgebeugt für dergleichen mögliche Fälle“, fuhr er mit ſatiriſchem Ausdruck fort. „Ich hatte mich ſchon früher in Beziehungen zu dem Großinquiſitor, zu dem Miniſter Zuniga und zu dem Geſchäftsträger des Herzogs Maximilian, dem Rath Leuker, geſetzt. Sie haben die Sache vermittelt, und ich darf Ew. Majeſtät melden, daß der Befehl an den ſpaniſchen Commandeur in den Niederlanden bereits ſo gut als ertheilt iſt, daß er ſich gegen die Unterpfalz in Marſch ſetze.“

„Wirklich?“ rief der Kaiſer freudig aus. „Spinola wird ſich gen Heidelberg in Bewegung ſetzen? Ja, das könnte Rettung bringen, wenn es raſch geſchähe!“

„Ich meine auch“, lächelte Lamormain ſcharf; „die Zähne, die ſich auf Böhmen und Oeſterreich verbiſſen

---

*) Hiſtoriſche Worte.

haben, werden wol loslaſſen, wenn ein anderer, ſchärfe-rer Zahn den Körper faßt, zu dem ſie gehören!“

„Lamormain! Welchen Dank bin ich Eurer Thätigkeit ſchuldig!“ rief der Kaiſer gerührt und faßte abermals die Hand ſeines Beichtvaters.

„O, keinen Dank!“ erwiderte der Pater; „ich diene in Ew. Majeſtät ja nur dem größeren Herrn, dem ich diesſeits und jenſeits angehöre!“

Der eintretende Kämmerer meldete, daß der Wagen bereit ſei, den der Kaiſer befohlen hatte, um in des Feld-marſchalls Boucquoi Hauptquartier zu fahren. Der Kaiſer ging, um ſich anzukleiden, in ſein Cabinet. Lamormain blieb allein zurück. Er trat ans Fenſter, von dem er einen Theil des Feldes überſah, wo die Truppen der Feinde und Freunde lagerten. Der Donner der Geſchütze hatte ſich etwas in die Ferne gezogen. Das eigentliche Gefecht war von hier aus nicht zu ſehen; nur der vom Wind herüber-geführte Rauch.

„Sie tummeln ſich ſchon wieder wacker!“ dachte er bei ſich ſelbſt. „Wie plump und ungeſchickt iſt aber doch das Schwert für die Entſcheidung der Dinge! Wie fein, wie geſchickt das Wort, die Feder! Wenn eure Schwerter ſich mondenlang ſtumpf gearbeitet haben, löſt ein gewandter Federzug, ein geſchicktes Wort die Knoten, die ihr ver-gebens zu zerhauen ſtrebtet! — Auch diesmal wieder! Gut, gut, Benedetto Maſchino! Seht da! Der junge, unſchul-dige Informator der ſchönen Gräfin Alphonſine hat mir, ohne es zu ahnen, diesmal vortrefflich gedient! Dafür mag er ihr ungeſtört noch ganze Bände der Heiligengeſchichte mit ſchönen Initialen abſchreiben! Wenn ich ihn nie von ſchwereren Freveln zu abſolviren habe .... Doch, wer weiß! Jugend iſt Jugend, Blut iſt Blut! Wir wollen ihn denn

doch nicht zu früh ordiniren; dem Laienbruder kann man etwas der Art ſchon eher nachſehen.“

Er ſpielte während dieſer Betrachtungen gedankenlos mit den Fingern auf der Scheibe und blickte nach der Gegend hinüber, wo der Kampf ſich bewegte. „Ja, ja! Sie tummeln ſich wacker! Doch ich will nach Haus!“

„Meinen Wagen, Guter“, ſagte er zu dem aus dem Cabinet des Kaiſers zurückkehrenden Kammerdiener; „aber mein Kutſcher ſoll ja recht dicht anfahren bei der Treppe, daß mich der eiſige Zugwind nicht ſo trifft! Mein Diener mit dem Pelz iſt doch ſchon da?“

„Er wartet im erſten Vorzimmer auf Ew. Hochwürden.“

„So ſtützt mich ein wenig; ich will gleich hinaus. Mit dem rechten Fuße will es heut wieder gar nicht recht fort mit mir! Das verwünſchte Podagra!“

So verließ er, auf des Kammerdieners Arm geſtützt, das Gemach.

Zweiunddreißigſtes Capitel.

„He! Du! Haidvogl! Laufe doch nicht ſo vorbei“, rief eine Stimme im Dunklen den raſch vorübergehenden, tief in den Mantel gewickelten Bürger Wiens auf der Gaſſe an.

„Schmerl! Biſt du's wirklich?“ antwortete Haidvogl. „Hab' ich dich doch dreihundert Jahre nicht geſehen? Wo haſt du denn ſo lange geſteckt?“

„Wo ich geſteckt habe?“ ſagte Schmerl weinerlich. „Das weißt du nicht? Du weißt nicht, daß ich im Loch geſteckt habe? Drei Monate lang!“

„Du? Im Loch?“ fragte Haidvogl mit dem Tone äußerſter Verwunderung.

„Ja freilich! Im Rothen Thurm! Bei Hunger und Kummer, Weinen und Seufzen, Flöhen und Wanzen, Mäuſen und Läuſen! Es war ein Hundeleben! Erſt vorgeſtern haben ſie mich losgelaſſen!“

„Aber weshalb warſt du denn eingeſteckt? Was haſt du denn verbrochen, Schmerl! Haſt du dein Geld verzettelt mit der ſtumpfnaſigen Marie und ſind dir die Gläubiger auf den Pelz gerückt?“

„Nichts Geld! Nichts Marie! Nichts verzettelt, nichts Gläubiger!“ ſchluchzte Schmerl faſt. „Alles niederträchtige Verleumdung und Klatſcherei! Du hätteſt aber auch mit hinunter geſollt, von Rechts wegen!“

„Ich? Haſt du den Sanct-Veitstanz? Macht dich der Vollmond verrückt, oder die Angſt? Freilich, freilich, es iſt wieder eine verfluchte Zeit, wie damals, weißt du, als hier die Granate auf den Platz ſchlug!“

„Das war's ja eben“, heulte Schmerl, „der dreimal verfluchte Abend hat mein Unheil gemacht!“

„Aber wie ſo denn? Erzähle doch?“ fragte Haidvogl.

„Ich glaube du ſtellſt dich dumm, Haidvogl! Weißt du nicht mehr wie der Althans, der Stallmeiſter — nun er ſtreckt ſich jetzt im Sarge aus — ich will nichts Schlimmes auf ihn reden —“

„Wie?“ unterbrach Haidvogl, „der Althans ſtreckt ſich im Sarge aus — der iſt todt, der Stallmeiſter des Grafen Thun?“

„Ja, der hat ſich im Gefängniß aufgehängt! Ich hätt's faſt auch ſo gemacht!“

„Im Gefängniß? Hat der mit dir geſeſſen? — Das Alles ſind ja Geſchichten, von denen ich kein Sterbenswort weiß! Das muß Alles während meiner Reiſe geſchehen ſein. Wann iſt er denn eingeſteckt worden?“

„Wahrſcheinlich mit mir zugleich oder ſo ungefähr, zu Sanct-Johannis — denn da faßten ſie mich —“

„Ja ja, da war ich nach Steiermark hinunter! Ich kam erſt kurz vor Bartholomäi zurück“, lautete Haidvogl's Antwort.

„Das hat dich geſchützt; ich glaube du haſt Lunte gewittert und dich verſteckt!“

„Ich? Wovor denn? — Aber erzähle mir doch — wir wollen bei Trattner eintreten, es iſt hündiſch kalt.“

„Bei Trattner? Lieber wollte ich auf dem Rabenſtein ein Glas Ungar trinken! In der verdammten Weinſchenke iſt ja mein Unglück gebraut worden! Weißt du denn nicht mehr, wie wir dort beiſammenſaßen, und der Althans ſo viel erzählte und ſchwadronirte von der Deputation, die die Stände damals zu Thurn ins Lager geſchickt hatten? Wie er ſein großes Maul aufriß, und auf — auf die Geiſtlichen ſchimpfte“, flüſterte Schmerl, „auf den Cleſel, und die Jeſuiten! Da haben ſie mich verklatſcht. Niederträchtiges Spionirvolk! Ich ſollte mit auf die Geiſtlichkeit geſchimpft haben. Es iſt eine verfluchte Halunkenlüge! Aber du haſt auch geſchimpft, Haidvogl, du haſt auf die Jeſuiten geſchimpft —“

„Biſt du toll und verrückt“, rief Haidvogl erſchreckt und heftig. „Ich! Auf die heiligen Herren? Auf meine beſten Freunde?“

„Ja, du haſt!“ fuhr Schmerl auf. „Fort mit den

Jeſuiten», haſt du gerufen! Als ich rief: «Fort mit Cleſel!»"

„Siehſt du? Du haſt alſo ſo gottesläſterlich gefrevelt!" ſchoß Haidvogl auf ihn zu und faßte ihn am Wams. „Und du willſt ehrliche Leute ins Unglück bringen?"

„Laß mich doch los! Haidvogl! Kennſt du den armen Schmerl nicht mehr?" weinte der Schneidermeiſter beinahe vor Schreck.

„So ſei vernünftig und rede nicht dir und Andern um den Hals!" antwortete Haidvogl mit unterdrückter Stimme: „Ach Gott! Ich auf die heiligen Väter etwas Böſes ſagen!" fuhr er mit kläglicher Salbung fort, „lieber wollte ich ja ...."

„Windfahne du", tönte eine Baßſtimme aus dem Dunkel, und zugleich faßte eine kräftige Fauſt Haidvogl ins Genick, daß er vor Schreck beinahe in die Knie ſank. Es war der Fleiſchermeiſter Muntſch, der eben zu Weine gehen wollte, aber ſchon ein Weilchen im Dunklen das Geſpräch belauſcht hatte. „Windfahnen ihr, du und die Schneiderelle! Dreht ihr euch nicht wie der Hahn auf dem Stephan? Ich weiß wie ihr damals geſchnattert habt — ſticht's euch jetzt wieder? Ihr glaubt wol, der Thurn ſitze ſchon auf der Burg!"

„Jeſus, Maria und alle Heiligen ſollen mir gnädig ſein", ſtotterte Haidvogl zitternd, „habe ich doch vor Schreck faſt die Beſinnung verloren! Muntſch, Ihr ſeid's! Gevatter Muntſch, wie könnt Ihr Euren Gevatter Haidvogl ſo erſchrecken!"

„Dein böſes Gewiſſen erſchreckt dich, du Sünder!" ſchnaubte ihn Muntſch an. „Dich und den krähenden Schneidervogel! Haidvogl und Schneidervogl! Ein ſchönes Paar!"

Schmerl war völlig ſtumm geworden vor Schreck; er zitterte nur an allen Gliedern.

„Ihr müßt doch gehört haben, Muntſch“, verſuchte Haidvogl ſich zu rechtfertigen, „daß ich jetzt eben als guter katholiſcher Chriſt ....“

„Jetzt eben, ja, das habe ich gehört; damals aber auch, wofür dem Haſenfuß hier ſein Lohn geworden iſt. Ihr hättet's ſo gut verdient wie der!“

„Siehſt du? Siehſt du?“ rief Schmerl eilfertig.

„Der Einzige, dem ich's beſſer gewünſcht hätte, war der Stallmeiſter“, hub Muntſch wieder an; „ich war nicht ſeiner Meinung, aber er war ein ehrlicher Kerl und brav. Dich Schneiderelle hätten ſie meinethalben an einem Bindfaden hängen mögen!“ Er machte die Pantomime des Aufhängens. „Und ſtell' du dich nur nicht, du Lump“, fuhr er gegen Haidvogl fort, „als wüßteſt du von nichts! Du biſt ausgeriſſen nach Steiermark, oder wo du dich ſonſt verſteckt haſt, weil dir bange wurde, oder weil du Witterung gehabt haſt. Für diesmal ſeid ihr mit dem Schreck davongekommen! Aber hütet euch! — Und jetzt, Marſch! in das Weingewölbe! Mir iſt trocken im Hals! Haidvogl ſoll ſich wenigſtens mit ein paar Flaſchen Ruſter oder Tokayer loskaufen, da er ſeiner Strafe ſo glücklich entgangen iſt.“

„Ja, ja, das ſoll er“, rief Schmerl vergnügt.

„Von Herzen gern!“ ſtimmte Haidvogl bei, dem nun ein Stein von der Bruſt fiel. Sie gingen in die Weinſtube.

„Ich will mir mit meiner eigenen Hand das Maul zunähen“, ſagte Schmerl unterwegs zu ſich ſelbſt, „wenn etwas Anderes über meine Zunge kommt als Wein! Kein Wort ſoll mir darüberſchlüpfen, keine Silbe! Ich bin klug geworden!“

Er ſagte nichts, aber er dachte: „Der Muntſch! Dieſer tückiſche Fleiſcherhund! Das iſt der Schuft, der uns angegeben hat!“

Er dachte unrichtig. Muntſch war ein guter Katholik, aber auch eine ehrliche Haut. Es waren andere Horcher und Beobachter im Gewölbe geweſen, die, als das Blatt ſich zu Gunſten der Katholiſchen wandte, die Angeber machten, um ſich dadurch in Gunſt zu bringen. Daher wurden Mehrere ihrer gottloſen und verrätheriſchen Reden halber eingezogen. Darunter der Stallmeiſter, der feſt, ohne Rückhalt ſeine Meinung geſagt hatte und dabei blieb. Er ſah ein böſes Schickſal voraus, vielleicht Tortur, lebenslänglichen, unterirdiſchen Kerker bei faulem Waſſer und verſchimmeltem Brot — darum erhing er ſich im Gefängniß. Schmerl hatte nicht mehr und nicht weniger verbrochen als Alle, die den Mantel nach dem Winde hängen. Seine Zunge ſtimmte allemal für Den, der die Macht in Händen hatte. Sonſt war er ein eifriger Katholik, bis er in ſeinem Vortheil fand, es nicht mehr zu ſein. Damals hatte er ſich um einige Tage verrechnet!

„Hier war's“, ſtieß Schmerl Haidvogl an, indem ſie über den Stephansplatz ſchritten, „hier war's, wo die mörderiſche Granate uns faſt Alle erſchlagen hätte!“

Muntſch war nicht der Tapferſte; aber er lächelte doch über Schmerl's Ausdruck, „faſt Alle erſchlagen“, wo Keinem ein Haar gekrümmt war. „Es könnte morgen wieder ſo ſein“, antwortete er. „Heut hat ſie uns der Boucquoi noch ein paar Tauſend Schritt weit vom Leibe gehalten! Aber es iſt hart hergegangen.“

„So? — Wirklich“, fragten und riefen Schmerl und Haidvogl, die Beide nicht gern über eine zweifelhafte Inter-

pretation hinausgehen wollten, mit ihren Anſichten über Politik und Religion.

„Ja, grauſam hart“, wiederholte Muntſch. „An zweitauſend Mann haben wir verloren!“

„Zweitauſend!“ rief Schmerl.

„Die Böhmen haben aber auch Blut gelaſſen“, erzählte Muntſch weiter, „der Graf Albrecht Wallenſtein hat ihnen die Hölle heiß gemacht. Das iſt ein Mann! Habt ihr ihn ſchon einmal geſehen?“

„Ich nicht“, ſprach Schmerl betrübt, „ich danke der heiligen Jungfrau, daß ich das Tageslicht wiedergeſehen habe!“

„Ich kenne ihn auch nicht“, ſagte Haidvogl.

„Ein Mann, ſage ich euch!“ ſchilderte Muntſch, „der ſieht aus wie ein ſchwarzes Gewitter. Wenn er nur die Augenbrauen zuſammenzieht, da läuft's Einem ordentlich kalt über die Haut. Der Boucquoi ſoll große Stücke auf ihn halten!“

„Horch! Trommelt es nicht dort unten, vom Rothen Thurm her?“ rief Schmerl mit ängſtlichem Ton und ſah ſich nach der Gegend um.

„Du zitterſt jetzt, wenn dir nur der Rothe Thurm einfällt“, ſpottete Muntſch. „Aber wahrhaftig, es trommelt! Wollen wir einmal hinunter? Sehen, was es gibt?“

„Joſeph Maria“, rief Schmerl, „wozu wollt Ihr Euch in Gefahr begeben? Sie ſchlagen ſich vielleicht da unten! Ich mache, daß ich nach Haus komme!“

Und hui! drehte er um, machte einen Satz wie ein aufgeſcheuchter Haſe und verſchwand im Dunklen.

„Das Zipperlein hat er noch nicht in den Beinen“, lachte Muntſch; „dem muß die Angſt ordentlich die Hetzpeitſche geben, wenn er den Tokayer im Stich läßt!“

Haidvogl war auch der Anſicht, daß weit davon gut vorm Schuß ſei, allein er fürchtete ſich vor Muntſch; ſo hielt ihn die Furcht zurück, die Schmerl davonjagte. Es war ihm auch gar nicht nach Ungarweintrinken zu Muth, noch weniger nach Bezahlen! Aber ſein böſes Gewiſſen gab ihn in Muntſch's Hand.

„Nun, Haidvogl", ſprach dieſer, „laß uns erſt ſehen, was es drüben Neues gibt. Trommeln! Es muß ein Regiment anrücken!"

„Wenn ſie dort nur nicht handgemein ſind!" bemerkte Haidvogl ſchüchtern.

„Was handgemein! Vor den Schanzen haben ſie ſich geſchlagen. Wie ſollte das Gefecht bis an die Brücke und ins Thor kommen? Und wir müßten ja auch ſchießen hören!"

Haidvogl hätte lieber gar nichts gehört. Ein dumpfes Brauſen von Stimmen lief die Gaſſe herauf. Viele Bürger eilten die Straßen abwärts, nach dem Ort, wo das Geräuſch ertönte.

„Es iſt ſo eine ſtockfinſtre Nacht", murmelte Haidvogl, „der Mond ſteht hinter pechſchwarzen Wolken ...."

„Ich glaube, ſie erleuchten da unten die Fenſter; es wird ganz hell. Wahrhaftig, ſie rufen ja auch «Licht!»" antwortete Muntſch und zog Haidvogl vorwärts.

Aus dem immer ſtärker anwachſenden Brauſen der Stimmen ließ ſich ganz deutlich der Ruf „Licht ans Fenſter!" vernehmen. Das Strömen der Bürger, die nach dem Thor zueilten, wurde immer dichter. Fenſter öffneten ſich in allen Häuſern, und Köpfe ſtreckten ſich heraus, um zu ſehen, was es gebe.

„Wohinaus ihr?" fragte ein Mann, der dicht in einen

Mantel gewickelt, eilig aus einer Seitengaſſe kam und die Beiden faſt umrannte.

„Spingler, Ihr ſeid es?“ rief Muntſch. „Wir wollen ſchauen, was es drüben gibt.“

„Was es gibt?“ antwortete der alte Brunnenmeiſter. „Die Mannſchaften ziehen herein! Sie werfen ſich in die Stadt. Durchs Fiſcherthor und Schottenthor ſind ſchon die Polen eingeritten und die Regimenter Dieffenbach und Schaumburg. Der ganze tiefe Graben iſt voll Infanterie; das Regiment Verdugo und Boucquoi, dreitauſend Mann ſtark, hat die Walllinie bis hinunter ans Burgthor beſetzt.“

„Aber was ſoll denn das bedeuten?“ fragte Haidvogl ängſtlich.

„Sie können ſich nicht mehr länger in den Schanzen halten, gegen Thurn und Redei; ſie werfen ſich in die Stadt.“

„Jeſus Maria! So werden wir wieder beſchoſſen werden?“ rief Haidvogl aus.

„Es wird wol nicht anders kommen. Der Bethlen Gabor ſoll auch eingetroffen ſein. Sie ſind über hunderttauſend Mann ſtark jetzt draußen!“

„So ſind wir verloren! Es bleibt kein Stein auf dem andern in Wien!“ rief Haidvogl.

„Solange einer auf dem andern liegt“, antwortete Spingler, „will der Kaiſer es vertheidigen, das hat er geſchworen.“

Haidvogl hätte ſich gern mit einer Verwünſchung Luft gemacht über dieſen Entſchuß Kaiſer Ferdinand's, doch er dachte an Schmerl's Schickſal und ſchwieg. Indeß wälzte ſich eine dunkle Maſſe unter dumpfem Brauſen verworrener Stimmen näher. Die Trommeln wurden nicht mehr gerührt, aber man hörte deutlich den dumpfen Schall des Trittes im Takt marſchirender Truppen.

Unten in der Straße wurde es hell, denn auf den fortgeſetzten Ruf „Licht, Licht!“ erleuchteten die Bewohner ihre Fenſter. Auch Spingler rief „Licht an die Fenſter“, und alsbald wiederholten viele Stimmen den Ruf, und die Forderung wurde erfüllt, ſodaß die ganze Gaſſe von Lampenſchimmer erhellt wurde. Der Zuſammenlauf wuchs; die Truppen rückten näher! Es entſtand ſchon wirkliches Drängen.

Spingler, Muntſch, Haidvogl traten auf eine Steintreppe, von der ſie den ankommenden Zug beſſer ſehen konnten. Die erleuchteten Fenſter warfen einen hinlänglichen Schimmer auf die Gaſſe, um alles Einzelne, auch die Geſichtszüge in nicht zu großer Ferne zu unterſcheiden.

Man ſahe über den finſtren Schwarm einige Reitergeſtalten emporragen. In der Mitte der Gaſſe marſchirten die Truppen; von beiden Seiten umdrängten ſie die müßig zuſchauenden Bürger. Faſt nur Männer; die Frauen wurden durch die ſtrengere Sitte und die Furcht vor dem Getümmel in den Häuſern zurückgehalten, ſchauten aber doch mit ängſtlicher Begier aus den Fenſtern. Ueberall füllten ſich dieſelben mit Köpfen.

„Es wird Einem ganz ſchauerlich zu Muthe, wenn man die wilden Kriegsleute ſo durch Nacht und Finſterniß anrücken ſieht!“ murmelte Haidvogl.

„Und wenn vollends noch gefochten und geſchoſſen würde“, ſetzte Muntſch hinzu. „Kennt Ihr die Reiter, Spingler?“

„Ich kann ſie noch nicht genau genug unterſcheiden. Es müſſen aber ein paar vornehme Offiziere ſein, nach den Federbüſchen zu urtheilen.“

Der Zug kam näher. Es wurden noch mehrere Fenſter gerade in den Häuſern, vor denen die drei Bürger ſtanden, erleuchtet. Dadurch fiel jetzt ein ganz heller Schein auf die Anrückenden.

„Das iſt der Boucquoi ſelbſt“, ſtieß Spingler Muntſch an, „der hier rechts mit dem weißen Helmbuſch!“

„Er ſieht aus wie ein Eiſenfreſſer!“ flüſterte Haidvogl, der ein Grauen vor jedem lauten Wort bekommen hatte; „jetzt erkenne ich ihn wieder. Ich habe ihn damals, als er zuerſt aus den Niederlanden hier angekommen war, geſehen. Der alte Reubner, der nun ſchon lange verfault, hatte ihn mir gezeigt. Aber wer iſt der neben ihm im grünen Mantel, auf dem Fuchs?“

„Ich kenne ihn nicht!“ ſagte Muntſch.

„Es wird der Oberſt Paradeis ſein“, meinte der Brunnenmeiſter.

Die beiden Feldherren ritten ſchweigend, ſich ernſt umſchauend, die Straße hinauf.

„Vergnügt ſieht der auch nicht aus“, ſagte Haidvogl.

„Hat ſich auch was vergnügt zu ſein, wenn man das Feld räumen muß“, entgegnete Spingler. „Die Geſichter werden wol noch ernſthafter werden! Wenn Bethlen Gabor ſelbſt erſt angreift.“

„Iſt's wahr“, unterbrach ihn Haidvogl, „daß er Türken und Tataren in ſeiner Armada hat?“

„An die zehntauſend; auch ſchon draußen bei Rebei-Ferenz ſtehen welche“, lautete die Antwort, „gräßlich wilde Heiden!“

„Hilf Himmel!“ jammerte Haidvogl. „Wenn die nach Wien hereinkommen — ſie morden und ſchlachten Alles, wie ſie erzählen, Weiber und Kinder!“

„Die Böhmen und Mähren, die Polen und Ungarn, im Kriege machen ſie es Alle nicht anders“, erwiderte der alte Brunnenmeiſter, mit einem beſorgten Blick gen Himmel!

„Seht, da ſprengt ein Feldoberſt an der Seite herunter“, machte Muntſch ſeine Gefährten aufmerkſam und

zeigte mit dem Finger dahin, „das ist — ja wahrhaftig, er ist es, der Graf Wallenstein!“

„Wallenstein!“ wiederholte Spingler. „Das ist der böhmische Herr, der mit seinem neuen Küraſſierregiment heut so teufelmäßig gefochten hat?“

„Der Nämliche! Ich erkannte ihn gleich an dem schwarzen Mantel mit dem Marderpelz und dem spanischen Hut. Ja, ja er ist es, jetzt kann man auch das Gesicht erkennen. Er kann nicht durch das Gedränge an der Ecke. — Nun wird Platz, er reitet weiter. Er muß hier so dicht an uns vorbei, daß wir ihm den Bügel greifen können.“

Graf Wallenstein, in den schwarzen Sammetmantel gehüllt, ritt einen andalusischen Rappen. Ein schwarzer Federbusch umwallte seinen Hut. Seine Miene war noch finstrer als seine Tracht.

„Ein Mann wie aus Eisen gegossen; keine Miene verzieht er“, sagte der alte Spingler leise zu Muntsch.

„Er sieht aus, als ob er, Gott verzeihe mir's, beim Fürsten der Finsterniß im Dienst stände“, erwiderte dieser.

„Oder wie der Schwarze selber“, setzte Haidvogl hinzu, und starrte den Grafen mit halb offnem Munde an.

Das Gedränge hemmte Wallenstein's Pferd; es war unmöglich, schnell vorwärts zu kommen. Er ritt daher ganz langsam vorüber, ohne einen Blick auf die Menge zu werfen.

„Vor dem könnte mir grauen“, hub Haidvogl an und that einen tiefen Athemzug.

„Den Böhmen hat auch vor ihm gegraut!“ versetzte Muntsch. „Schon im Frühjahr, auf dem Rückzug von Mähren, hat er ihnen gezeigt, wer er ist. Seine Vettern dienen unter den Aufständischen. Sie wollten ihn auch

überreden, aber er hat ihnen ſagen laſſen: «Er wolle ſie mit Prügeln und Ruthen tractiren.»" *)

„Sie erzählen überhaupt wunderſame Dinge von ihm. Er ſoll" .... Dabei neigte er ſich gegen Spingler's Ohr und flüſterte ihm einige Worte zu.

Der Alte fuhr zurück und fragte beſtürzt: „Mit dem Gottſeibeiuns?"

„Jetzt iſt er an Boucquoi heran. Sie reden miteinander!" ſagte Muntſch.

„Wie der mit dem Generalfeldmarſchall ſpricht!" rief Haidvogl nach Art beſchränkter Leute aus, die über die freie Verkehrsweiſe Vornehmer gegen Vornehmere ſtaunen, „als ob er ſein Herzbruder wäre! So mir nichts dir nichts! Wie ich mit Euch rede, Gevatter!" wandte er ſich zu Muntſch.

„Nun, was iſt denn dabei? Er iſt Oberſt!"

„Aber der Boucquoi iſt Generalfeldmarſchall, und denkt einmal ſeine prachtvolle Titulatur. Ich habe ſie bei dem Wappenſtecher am Bauernmarkt geleſen: «Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Boucquoi», das iſt ja doch halb wie der Kaiſer oder Erzherzog!"

„Nun der Wallenſtein oder Waldſtein iſt auch Graf, und ſo reich, daß ſich aus ſeinen Gütern zehn Grafſchaften machen ließen. Im Titel nehmen ſie einander nichts. Und was das Commando anlangt, wer weiß, wenn Wallenſtein es führte, ob ſich unſere Truppen heut nach der Stadt zurückziehen müßten!"

„Jeſus Maria", ſchrie Haidvogl plötzlich auf, und zugleich hörte man einen Kanonenſchuß. Alles wandte die Augen nach der Richtung des Schalls. Da wurde hoch

*) Hiſtoriſch.

über den Häuſern eine Granate ſichtbar, die mit brennendem Zünder einen flammenden Bogen durch die Luft zog.

„Das kommt aus dem böhmiſchen Lager. Sie werfen wieder Feuerkugeln wie im Juni“, ſagte Muntſch und ſtarrte hinauf.

„Noch eine! Schon wieder!“ rief Haidvogl erſchreckt. „Man iſt ſeines Lebens nicht mehr ſicher! Joſeph Maria, könnte ich nur nach Haus! Aber wie ſoll man durch das Gedränge kommen?“

Wirklich hatte ſich, ſowie die Schüſſe hörbar wurden, die Straße durch das erſchreckt fortſtürmende Volk in wenig Augenblicken ſo geſtopft, daß ſelbſt die marſchirenden Truppen im Gedränge kaum noch vorwärts konnten.

„Ein Glück, daß wir auf dieſer Treppe ſtehen, man könnte ſonſt erdrückt werden“, ſagte Spingler. — Aber ſchon ſuchten auch Andere einen ſichren Platz auf der Treppe.

„Heilige Jungfrau, wenn die Kugeln hier hereinſchlügen!“ jammerte Haidvogl.

„Sie fliegen alle dort hinüber nach der Wollzeil zu“, tröſtete Muntſch.

Die Soldaten rückten eng aufeinander, Glied auf Glied, und bahnten ſich mit Gewalt einen Weg durch das Volk. Sie theilten Kolbenſtöße rechts und links aus. Geſchrei erhob ſich, die Bürger drängten gegen die Häuſer, ſie ſtürmten die Treppe hinauf, wo Haidvogl, Muntſch und Spingler ſtanden. Dieſe wurden gegen die Hausthür und das eiſerne Geländer gepreßt.

„Wir werden erdrückt“, ſtöhnte Haidvogl. „Ach wäre ich doch daheimgeblieben.“

Drang und Lärmen wuchſen. Die Soldaten fluchten; die Feldhauptleute brüllten vergebliche Commandoworte; Angſtruf der Weiber erſchallte aus den Fenſtern; doch

der Donner der Geſchütze dröhnte übermächtig durch das Getöſe. Das Feuern wurde immer heftiger; die flammenden Granaten kreuzten in hohen Bogen die Lüfte.

„Gnädige Mutter Gottes, ſie ſind dicht vor den Thoren!“ wimmerte Haidvogl. „Das iſt Wiens letzter Tag!“

Muntſch hatte ſich mit ſeinen kräftigen Armen des Gedränges einigermaßen zu erwehren gewußt, und dadurch auch für Spingler einen etwas freiern Raum erhalten. Doch gewann auch in ihm die Furcht das Uebergewicht.

„Meint Ihr wol, Meiſter Spingler“, fragte er dieſen leiſe, „daß ſie einen Sturm auf die Stadt verſuchen?“

„Ich kann's nicht denken! Die Mauern und Wälle ſind zu feſt“, erwiderte er. „Doch möglich iſt's immer! Wenn die Kaiſerlichen den Muth verloren hätten!“

„So ſtehe uns Gott bei!“ ächzte Haidvogl. „Dann wird es ein Würgen und Gemetzel in den Straßen und in den Häuſern geben, Muntſch!“

„Man muß den Muth nicht verlieren!“ beſchwichtigte Spingler, ohne ſelbſt noch viel Muth zu haben. „Aber freilich, ich glaube es ſteht heut übler mit der Stadt als im verwichenen Juni!“

Haidvogl kreiſchte plötzlich auf: „Ihr erdrückt mich! Hülfe! Hülfe!“

Es kam ein Trupp Reiter durch die Gaſſe, vor dem die Volksmenge ſich durch verdoppelte Eile und Haſt in der Flucht rettete. Alles wollte auf die Treppe, um nicht übergeritten oder unter die Füße getreten zu werden.

Auch Muntſch mußte weichen; ſie wurden gegen die Mauer gepreßt, daß ihnen der Athem faſt verging.

„Feuer! Feuer!“ ſchallte plötzlich ein heulender Verzweiflungsruf mitten durch das Getöſe.

„Feuer, Feuer!“ brüllten wiederholend Hunderte von

Stimmen. Ein düsterrother Schein flammte über den Dächern, und ein Strom sprühender Funken wirbelte quer über die Straße. Jetzt überfiel ein sinnbethörender Schrecken die zwischen den Häusern eingekeilten Massen. Mit wildem Geschrei stürmten und drängten sie vorwärts, als ob Jedem schon das Haus über dem Kopf brenne. Die Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, um die Truppen in Ordnung zu halten, da kein Commandowort mehr gehört wurde. Das Geschrei übertäubte den Kriegslärmen. Der Funkenregen, der von einem unfern in Brand gerathenen Dach stäubte, fiel immer dichter in die enge Gasse. Da schlug eine Granate mitten in die eingekeilte Menge, hart vor der Treppe nieder. Ein tausendfacher Angstschrei schallte durch die Lüfte, die Granate sprang mit furchtbarem Knall, die Stücke flogen rings in Fenster und Mauern, daß Alles klirrte und krachte.

Muntsch fühlte es wie einen Kolbenschlag am Kopf, und es sprühte und spritzte ihm heiß ins Gesicht, daß er wie erblindet war. Als er halb wie durch einen Schleier wieder aufsah, that er einen Schrei des Entsetzens. Haidvogl stand mit halbem Kopf neben ihm. Ein Stück der Granate hatte ihm den Schädel weggerissen, doch im dichten Drang konnte der Körper nicht umsinken.

Dreiunddreißigſtes Capitel.

„Soeben iſt der Büchſenmeiſter Schweickardt an ſeinen Wunden verſchieden", berichtete Xaver dem Grafen Thurn, der, ſchwermüthig den Kopf in die Hand geſtützt, ganz gewaffnet, vor ſeinem Tiſch im Zelte ſaß.

„Iſt er?" fragte Thurn finſter. „Man könnte ihn beneiden!"

„Hätten ſie Alle ſeinen Muth gehabt — ich glaube wir ſäßen jetzt in Wien!" ſagte Xaver mit tiefer Theilnahme.

„Nein, nein, Xaver, ſo leicht wäre es uns nicht geworden! Schweickardt war muthig, aber ſein Unternehmen ein Vorwitz. Er hat ſeine wenigen leichten Mörſer nur preisgegeben. Mit Erfolg war nichts zu unternehmen. Wegen etlicher Bomben, die ein paar Dächer einſchlagen, ergibt ſich eine Feſtung wie Wien nicht! Ja, wenn die Beſchießung ſogleich hätte allgemein werden können!"

„Die Beſtürzung in der Stadt ſoll doch ſehr groß geweſen ſein!" erwiderte Xaver beſcheiden.

„Im erſten Augenblick. Ein zufälliges Straßengedränge, kein Kriegsereigniß! Boucquoi verſteht das Handwerk auch. Durch etliche Schreckſchüſſe wird er nicht außer Faſſung gebracht, und mehr war nicht möglich! Das ganze Bombardement hat zehn Minuten gedauert. Das iſt nicht anders, als ob einige Scharfſchützen aus dem Buſch auf eine Colonne gefeuert hätten. Von Dergleichen iſt gar nicht die Rede in Kriegsberichten."

Xaver ſchwieg; doch er war der Meinung, daß Schweickardt's That, der ſich in der Nacht, wo ſich die Kaiſerlichen zurückgezogen, mit ſechs leichten Mörſern bis hart an die Stadt vorgewagt und ſie zu bewerfen angefangen hatte, mehr werth geweſen ſei als einige Büchſenſchüſſe aus dem Hinterhalt. Wenn die Maſſen nachgeeilt wären, wenn man raſch das ſchwere Geſchütz herangeſchafft, einen Sturm gewagt hätte, — es war nicht unmöglich, daß Wien durch einen Handſtreich fiel bei dem ſtarken Bundesgenoſſen, den man in der Bürgerſchaft hatte. Xaver gewahrte richtig; Thurn wollte ſich ſelbſt überreden, es ſei nicht wahr, daß dieſes äußerſte Ziel des Ruhmes und des Sieges ihm zum zweiten mal ſo nahe geweſen und doch entrückt ſei!

„Du ſollſt mich zum Fürſten von Siebenbürgen begleiten", ſagte er abbrechend zu Xaver. „Biſt du zu Pferd hier?"

„Nein, Herr Graf!"

„So reite eins von meinen Pferden; ſie werden ſchon geſattelt."

Xaver verbeugte ſich.

Thurn ſtand auf und ging einigemal im Zelte auf und nieder; man ſah ihm an, daß er eine ſtarke innere Bewegung bekämpfte.

Xaver beobachtete ihn ſchweigend.

„Der Schweickardt", begann der Graf nach einiger Zeit mit mildem Ton, „war ein braver Soldat und verſtand ſein Handwerk gut! Sein Tod geht mir nahe. Iſt er dem Großzeugmeiſter ſchon gemeldet?"

„Der Conſtabler Baduczek hat die Meldung übernommen."

„Wie ſtarb er?"

„Mit vollem Bewußtſein, männlich gefaßt, ganz ſeiner Weiſe getreu", antwortete Xaver. „Es war rührend, Herr Graf", fuhr er fort. „Er hatte lange bewußtlos gelegen, wir dachten ſchon, er werde leicht einſchlafen. Da öffnete er noch einmal die Augen, ſah uns herzlich und freundlich an und ſagte, indem er auf die Stümpfe ſeiner beiden abgenommenen Füße zeigte: «Das Stück iſt demontirt, die Laffette in Splitter, die Seele ausgeſchoſſen! Ich habe manchen gutgezielten Schuß gethan, der manches Lebenslicht ausgeblaſen hat; nun iſt die Reihe an mir.» — Ich redete ihm freundlich zu. Doch er ſchüttelte den Kopf und ſagte matt: «Mein Zündlicht iſt ausgebrannt!» Dann faßte er meine Hand, und jetzt trat ihm eine Thräne ins Auge ...."

„Nun?" fragte Thurn, da Xaver, ſelbſt bewegt, inne hielt.

„«Ich habe zwei Söhnchen in Prag», ſagte er zu mir, «ſie ſind nun Waiſen! Nehmt Euch ihrer an!»"

„Das wollen wir, bei Gott!" ſagte Thurn.

„Ich verſprach's ihm auch. «Sagt ihnen», fuhr er mit immer leiſerer Stimme fort, «ſie ſollen meine Kunſt lernen, — ſie gibt ein wackres Leben und — einen wackren Tod!» Er drückte mir leiſe die Hand, das Kinn ſank ihm auf die Bruſt — er war todt!"

In Xaver's Auge ſchimmerte es naß; Thurn blickte ernſt auf den Boden. Draußen vor dem Zelte ſchnaubten die eben vorgeführten Pferde.

„Wir wollen aufſitzen", ſagte Thurn feſt, zog die Handſchuhe an, ſetzte den Hut auf und ging hinaus.

„Dein Pferd wird der Hauptmann Nechodom reiten, Konrad", beſtimmte Thurn; „ſattle dir Guglielmo's, folge uns und erwarte uns am Zelt des Oberſten Redei-Ferenz."

Thurn und Xaver ſtiegen zu Pferd. Es war gegen drei Uhr Nachmittags. Den Himmel verhüllte ſchwarzes Gewölk; der Sturm fegte über die halb überſchneiten, halb in Moraſt verwandelten Felder. Feuchter Schnee ſtöberte herab. Wien lag in dunklen Umriſſen im Nebel vor ihnen; der Stephansthurm ragte düſter über die Dächer und andern Thürme empor.

„Zum zweiten mal ſo nahe am Ziel —", dachte Thurn, „und vielleicht ferner davon als je zuvor!"

Sie ritten die Zeltreihen hinunter. Die Krieger bargen ſich vor dem rauhen Wetter unter den halb zerriſſenen Linnendächern, oder in Hütten von Tannenzweigen aufgeſchlagen. Viele hatten ſich Höhlungen in den Boden gegraben und ſie mit Geſträuch und Erde überdeckt. Feuer brannten in langen Reihen mit dick qualmendem Rauch, weil die Näſſe und der Sturm das Brennen hinderten. In zerlumpten Mänteln umlagerten die Soldaten dieſe Feuerſtellen, da ihnen die Flammen am Tage wenigſtens doch noch eine wohlthätigere Erwärmung boten als die Zelte oder Hütten.

Das Lager gewährte einen düſtren Anblick. Thurn ritt ſchweigend durch die Reihen; ein Theil der Gelagerten erhob ſich bei ſeiner Annäherung und begrüßte ihn, doch nicht mit freudigem Zuruf, ſondern mit finſtren Blicken; ein andrer Theil blieb, in die Mäntel gewickelt, zuſammengekauert am Boden liegen; aus den bleichen Zügen der Meiſten ſprach Hunger und Krankheit.

„Die Noth wächſt mit jedem Tage!" ſagte Thurn zu Xaver, die Feuerſtellen überſchauend. „Ich ſehe das Fieber in den blaſſen Geſichtern!"

„Die ſchlechte Nahrung, der Hunger ſelbſt, die Näſſe und der Froſt entkräften freilich jetzt auch ſchon die Stärk-

ſten", antwortete Xaver. „Ueber Nacht ſind ſie ein Raub des Todes. Dort hinten die Hügelreihe iſt ganz mit Leichen bedeckt."

„Und unbegraben!"

„Der harte Erdboden macht es zu ſchwer", antwortete Xaver.

„Boucquoi's Kugeln haben uns nicht halb ſoviel Leute genommen als dieſe letzten Lagertage!"

„Das Gefährlichſte ſcheint mir, daß ſo viele Pferde geſchlachtet werden; die erſchoſſenen ſind längſt verzehrt."

„Wenn auch heut Bethlen Gabor ſich nicht zu einem allgemeinen Angriff entſchließt", ſprach Thurn nach einigen Augenblicken, „ſo weiß ich nicht, wie ich die Leute länger in Zucht und Ordnung beiſammenhalten ſoll."

„Träfe nur die Löhnung richtig ein!" bemerkte Xaver.

„Ja! Geld aus Prag erwarten!" rief Thurn bitter. „Hätten die Bürger Prags mir nur die funzigtauſend Gulden geſchickt, die ſie für thörichte Pracht beim Einzuge des Königs aufgewendet! Vergeblich habe ich an die Directoren und jetzt an den König geſchrieben! Die Feſtlichkeiten am Hofe ſind zu theuer! Es bleibt kein Geld übrig für den hungernden und zerlumpten Kriegsmann!"

Während die beiden Reiter ſich ſo beſprachen, ſprengte ein dritter von ſeitwärts über das Feld her auf ſie zu.

„Iſt das nicht Oberſt Berka's Schecken?" fragte Thurn.

„Ich denke, ja."

„Er ſucht uns auf; wir wollen es ihm erleichtern." Thurn ſetzte ſein Pferd in Galopp, dem Freunde entgegen.

„Gott grüß' Euch, Thurn!" rief der Oberſt ihm von weitem zu. „Ihr wollt zu der Beſprechung mit Bethlen Gabor?"

„Ja. Ihr wißt davon?“

„Ich wollte, ich wüßte nichts!“ entgegnete der ſtets Unglück weiſſagende und Alles ſcharf erſpähende Berka. „Rebei-Ferenz iſt ſchon ſeit einer Stunde bei ihm. Es ſind ſchlechte Nachrichten aus Ungarn eingelaufen. Der Judex curiae Hammonai hat Bethlen Gabor's erſten Feldoberſten, den Rakoczy, aufs Haupt geſchlagen!“

„Was!“ rief Thurn auffahrend. „Das fehlte auch noch, um Bethlen wankelmüthig zu machen!“

„Es iſt noch nicht Alles! Geſtern den ganzen Abend ſteckte ein Unterhändler aus Wien bei ihm. Er iſt ſpät in der Nacht mit des Fürſten Geleit zurückgeritten. Ich müßte mich ſehr irren, aber dieſer eine Mann iſt uns gefährlicher geweſen als die verlorene Schlacht Rakoczy's!“

„Wißt Ihr, wer es war?“

„Nein; aber ich vermuthe, es iſt Einer, der ſchon oft hin- und hergeritten iſt zwiſchen Wien und Bethlen's Nachtquartieren. Thurn, Thurn! ich ſage Euch, Bethlen Gabor baut die Brücke nicht, über die wir in Wien einrücken! Seit dem Tage, wo Kurfürſt Friedrich die Krone Böhmens mit Sicherheit ſein nennen durfte, ſeit dem 26. Auguſt, hatte Böhmen keinen Bundesgenoſſen in ihm, den es mit Sicherheit ſein nennen durfte!“

„Und doch haben ſeine Abgeſandten, Chriſtoph Erchödy und Steffen Cußlai von Colosvar, in Prag den König beglückwünſcht, haben der Krönung beigewohnt ....“

„Wem komme ich ſicherer unvermuthet bei“, unterbrach Berka ihn bitter, „Dem, dem ich freundlich entgegengehe, oder Dem, dem ich von weitem drohe? Lehrt mich Bethlen Gabor nicht kennen!“

„Nein, Oberſt Berka, Ihr irrt! Auch das Bündniß zwiſchen Böhmen, Mähren, Schleſien, der Lauſitz, Ungarn

und Siebenbürgen haben die Abgeſandten aufs eifrigſte betrieben!“

„Und wenn es abgeſchloſſen wäre — ich glaubte nicht daran!“

„Budowecz, Jeſſenius, ſie haben es mir Beide amtlich geſchrieben“, wandte Thurn lebhaft ein.

„Jeſſenius, freilich“, lachte Berka bitter, „der muß es wiſſen! Er hat ja ſtets die Unterhandlungen mit Ungarn und Siebenbürgen geführt und — war immer angeführt!“

„Nein, Berka! Diesmal iſt Eure Beſorgniß ungegründet. Das Bündniß wäre abgeſchloſſen, wenn die Directoren noch freie Hand gehabt hätten. Allein der König war ſchon gewählt und ſie wollten nicht ohne ihn handeln. Aber Friedrich wird Abgeſandte nach Presburg zum Reichstage ſchicken ....“

„Zum Reichstage!“ rief Berka; ein ſcharfer Windſtoß verwehte ſeine Worte.

„Er will nur zuvor nach Nürnberg zu der Beſprechung mit den Fürſten der Union!“

Der Wind pfiff den Reitern wiederum ſcharf ins Geſicht, ſodaß ſie kaum ſprechen konnten.

„Seht doch“, ſpottete Berka, „wie der Wind mit Reichstag und Union ſpielt und die Beſchlüſſe verweht! Wollte Gott, Thurn, daß er Euch gute Beſchlüſſe von dort zuwehen möge!“ Er zeigte mit der Hand über das Feld nach einem einzelnen Hauſe, wo Bethlen Gabor ſein Quartier genommen hatte. „Reitet nur hinüber! Ich eile zurück und laſſe meine Pferde abfüttern, wenn ich noch ein Maß Gerſte oder Hafer für ſie auftreiben kann, damit ſie einen tüchtigen Marſch aushalten.“ — Unmuthig wandte er ſeinen Schecken und ritt ins böhmiſche Lager zurück.

„Wir wollen uns beeilen", ſagte Thurn zu Xaver und ritt ſchärfer.

Sie ſprengten durch Schnee und Moraſt querfeldein, um den Weg abzukürzen. In einer Senkung kamen ſie an einer Menge unordentlich übereinander geworfener Leichen vorbei; alle nackt — ein Anblick des Schauders! Dazwiſchen lagen die greulichen Cadaver gefallener oder geſchlachteter Pferde; das Eingeweide auf dem Boden verſtreut, das Fleiſch von den Knochen gelöſt, daß die nackten Gerippe hervorſtarrten; nur die Köpfe waren unverſehrt geblieben.

„Das iſt jetzt die Hauptnahrung", ſprach Xaver und deutete auf eins der Gerippe.

Thurn erwiderte nichts.

Sie erreichten das Zelt des Oberſten Redei-Ferenz, wo Konrad ihrer wartete. „Der Oberſt iſt ſchon beim Fürſten", meldete dieſer.

Sie ſprengten weiter. Der Wind hatte hier den Schnee in den tiefen Schluchten zuſammengeweht. Die Pferde ſanken oft bis an die Knie ein.

Dichte Schwärme von Raben, die ſie von den Leichnamen der Menſchen und Pferde aufgeſcheucht hatten, flatterten jetzt wieder zurück über ihre Häupter hin.

„Unglücksvögel!" murmelte Thurn.

Sie mußten durch ein kleines dichtes Tannengebüſch reiten. Jenſeit deſſelben ſchallte ihnen wildes Geheul entgegen. Es kam aus einer Lagerſtätte von Tataren, die, von einem Ausritt nach Beute und Lebensmitteln zurückgekehrt, einige Gefangene mitgebracht hatten. Sie hatten einen Kreis um die Unglücklichen geſchloſſen und ſtimmten einen wilden Todtengeſang an, weil ſie ſie opfern wollten. Einer ihrer Prieſter mit lang herabflatterndem, ſchwarzem Haar ſtand, in einen weiten grauen Talar gehüllt, inmitten des

Kreiſes und ſchwang das Opferbeil. Vor einem breiten Opferſtein knieten die Gefangenen, drei Männer, eine Frau und zwei Kinder, mit gefaltenen Händen.

Thurn ſchauerte zuſammen! Er ſah kein Mittel, ſie zu retten. Selbſt Bethlen Gabor's Gebot hätte nichts vermocht gegen die Ausführung dieſer grauenvollen That, die der Prieſter befohlen hatte.

Doch Xaver meinte: „Gold bewirkt Alles bei dieſen habgierigen Hunden. Laßt es uns verſuchen, Herr Graf!“

Thurn zog ſeine ſchwergefüllte Börſe, ſprengte mit Xaver an den Kreis und ſchwenkte ſeinen Federhut, zum Zeichen, daß ſie inne halten möchten. Sie erkannten in ihm den Feldherrn und beugten ſich ehrfurchtsvoll. Xaver wußte ſie durch Zeichen zu bedeuten; am verſtändlichſten war ihnen das blinkende Gold, und nach einigen Minuten hatte Thurn die Freude, die Gefangenen losgebunden und ihm übergeben zu ſehen. Sie warfen ſich dankend auf die Knie vor ihrem Retter; es war eine deutſche Familie, Vater, Mutter, zwei erwachſene Söhne und zwei kleine Mädchen. Der Prieſter legte zum Zeichen ſeiner Einwilligung das Beil vor dem Opferſteine nieder; die Häuptlinge gaben Thurn ihren Handſchlag. Konrad erhielt den Auftrag, die Geretteten zurück in das böhmiſche Lager zu geleiten.

„Möchte uns das ein gutes Zeichen ſein!“ ſprach Thurn.

Jetzt waren ſie der Wohnung Bethlen Gabor's nahe. Er hatte ſie in dem einzigen Hauſe, das von einem halb niedergebrannten, halb niedergeriſſenen Dorfe übrig geblieben war, aufgeſchlagen. Ringsum in geordneten Reihen lagerten die Schaaren ſeiner Leibwache zu Pferde. Als Thurn, den ſie als Oberfeldherrn erkannten, in die Zelt-

reihen einritt, erhoben ſich Alle, die am Feuer lagen, und grüßten ihn mit Ehrfurcht.

„Sie haben mehr Achtung vor mir als meine Böhmen“, ſagte er. „Das macht“, fuhr er fort, „der Fürſt übt eine grauſame Strenge. Schwer Schuldige läßt er, wie die Führer der alten Gallier, langſam und martervoll durch Feuer tödten. Minder ſchwere Vergehen beſtraft er mit Abſchneiden der Ohren, der Naſe, Ausſtechen eines Auges oder gar beider!“

Sie hielten jetzt an dem Hauſe, vor welchem zwei Schildwachen ſtanden. Aus dem Innern ſprangen ihnen mehrere Diener entgegen, die ihnen die Pferde abnahmen.

„Erwarte mich hier unten, Xaver!“ gebot Thurn. „Ich werde dich, ſobald wir die Beſchlüſſe gefaßt haben, mit mündlichen Aufträgen an die Feldoberſten ſenden. Ich bedurfte eines ſo gewandten und treuen Boten, als du biſt. Denn zu ſchriftlichen Ausfertigungen iſt hier nicht Zeit.“

Er ging die Treppe hinauf zu dem Fürſten, der im obern Stockwerk ſein Zimmer hatte; es war das Gerichtshaus des zerſtörten Dorfes, das einzig zur Wohnung tauglich gebliebene, mit ganz anſehnlichen Räumen.

Xaver blieb unten in der Hausflur, wo die Wachtpoſten ſtanden. Sein Herz ſchlug unruhevoll, in der äußerſten Spannung. Denn in dieſer Stunde entſchied ſich droben das Schickſal Böhmens, — mehr! das des ganzen Deutſchland, des halben Europa!

Draußen begann es zu dunkeln. Es war kälter geworden. Der fallende Schnee blieb auf dem Boden liegen; bald bedeckte ſein weißes Leichentuch die ganze ſichtbare Landſchaft. Eine weite Ebene, von wenigen Hügeln unterbrochen, geſäumt von langen ſchwarzen Linien der Wälder; in der Ferne, dann und wann zwiſchen dem Gewölk in

dunklen Umriſſen durchſchimmernd, die Vorgebirge der Karpaten, die Berge an der Donau. Schweres Gewölk lagerte ſich rings über den Himmel. Die Raben zogen mit heiſerem Krächzen unter den grauen Wolken dahin. Ringsher loderten düſtre Feuer mit wirbelnden Rauchſäulen auf. Je tiefer ſich das Dunkel auf die Erde ſenkte, je ſchärfer leuchteten die rothen Flammen auf der Schneedecke.

Ueber eine Stunde harrte Xaver. Es war jetzt völlig Nacht. Zuweilen hörte er in einzelnen abgeriſſenen Lauten das Geräuſch lebhaft Sprechender. Jetzt öffnete ſich eine Thür; raſche Tritte und klirrende Sporen ließen ſich vernehmen. Thurn, und hinter ihm Redei-Ferenz, kamen die Stufen herunter. Xaver's Herz ſchlug, daß es ihm faſt die Bruſt zerſprengte. Beim Scheine des in der Eingangshalle lodernden Feuers beobachtete er Thurn's Geſichtszüge. Er ſah finſtrer aus als die Nacht draußen. Er winkte Xaver nur ſtumm und ſchritt vor die Thür. Beide ſaßen ſchweigend auf.

„Gute Nacht, Oberſt", ſprach Thurn zu Redei-Ferenz, der einigen Offizieren, die ihn erwarteten, noch Befehle gab.

„Lebt wohl, Graf Thurn", antwortete dieſer.

Lebt wohl! Das klang ſeltſam in Xaver's Ohr. Er blickte Thurn an, doch dieſer blieb ſtumm.

Sie ritten ſchweigend nebeneinander her, durch die Gaſſen des verwüſteten Dorfes zwiſchen den Feuern, Zelten und Hütten der Gelagerten. Auf einer Anhöhe, die den Ueberblick der Gegend geſtattete, hielt Thurn und ſchaute ſich um. Eben trat der Mond zwiſchen zwei ſchwarzen Wolken halb umſchleiert hervor und warf ſein bleiches Licht über das mit Feuerpunkten beſäete Lagerfeld.

„Der Mond hier links? So müſſen wir rechts reiten! Gerade auf die alte Fichte zu; dort lagert unſer erſter Vor-

poſten.“ Mit dieſen Worten ſetzte Thurn ſein Pferd in Galopp. Xaver wagte keine Frage.

In einigen Minuten hatten ſie, ſcharf gegen den Nordwind zureitend, die Anhöhe mit der Fichte erreicht, die aus düſtrer Umbüſchung emporragte.

Hier hielt Thurn. „Xaver“, ſagte er mit tiefbewegtem Ton, indem er die Hand auf die Schulter ſeines jungen Freundes legte, „Oberſt Berka hat in Allem Recht gehabt! In zwei Stunden brechen wir auf — nach Böhmen.“

„Nach Böhmen!“ rief Xaver faſt erſtarrt — „Und Wien ....“

„Iſt zum zweiten mal gerettet! — — Auch Bethlen Gabor geht zurück nach Ungarn. Die Morgenſonne ſieht zwei verlaſſene Lager. Unſere Leute ſollen ſich nicht noch eine eiſige Nacht hindurch quälen. Der Nachtmarſch ſpart uns viele Opfer. Die Erlöſung von dieſem Elende war nur in Wien oder in Böhmen zu finden. Wir ſuchen ſie in Böhmen!“

„In Böhmen!“ wiederholte Xaver.

„Reite zum Großzeugmeiſter, zu Oberſt Berka, Oberſt Hollach, Bubna, und bring' ihnen den Beſcheid, und den Befehl zum Aufbruch um Mitternacht. Fürſt Bethlen Gabor erklärt, er kann das Feld nicht länger halten; wir allein können es auch nicht. Reite rechts am Hügelſaum hinunter, dort liegt zuerſt Bubna mit ſeinen Reitern. Ich reite durch dies Gebüſch gerade nach meinem Zelt. Dort ſehen wir uns um Mitternacht wieder. Leb' wohl!“

Xaver folgte dem Befehl. Thurn war allein. Noch einmal überſchaute er das ganze weite Rund der Lagerfeuer rings umher.

„Sechzigtauſend Kämpfer lagern hier, — keine Stunde weit ſind die Thore Wiens, — viele Tauſend befreundete

Arme würden ſich für uns waffnen in der Hauptſtadt Ferdinand's, — ſie bleibt uns verſchloſſen, wir verlaſſen ſie! — Wohlan denn! Es ſei!"

Er wandte ſein Pferd. Der Vollmond ſtrahlte jetzt hell zwiſchen den Gewölken hindurch auf die ſchwarzen Fichtenbüſche. Er ritt darauf zu. Sein Pferd ſcheute; er ſpornte es. Es ſcheute abermals; es ſchnob aus den Nüſtern, die Mähne flatterte zurück. Er brauchte die Sporen ſtärker; es ſtieg bäumend hoch auf.

In dieſem Augenblicke erhob ſich eine Geſtalt im ſchwarzen weiten Mantel, die am Rande des Gebüſches vor einem ſteinernen Crucifix gekniet hatte, welches Thurn erſt jetzt gewahr wurde, da der Mond den weißlichen Stein hell beſchien.

Die Geſtalt — es ſchien ein alter Mönch mit kahler Scheitel und weißem langen Bart — wandte ſich zu ihm um. Der volle Mond ſchien ihm ins Antlitz. Ein ſeltſames Grauen ſchlich durch die Bruſt des kriegsmuthigen Mannes. Es dünkte ihn, die Züge des Traumbildes dieſer Nacht zu ſehen. Sein Pferd war wie in den Schnee gewurzelt, mit den Vorderfüßen angeſtemmt, den Leib und Hals zurückziehend.

„Wer biſt du?" ſprach Thurn, ſich ermannend.

„Wir haben uns ſchon geſehen, Graf Thurn", ſagte der Greis langſam, „und wir ſehen uns wieder!"

Er beugte ſein Haupt, kreuzte die Arme über der Bruſt, wandte ſich und verſchwand im Gebüſch.

Das Wort erſtarb auf Thurn's Lippe; er wollte nach, ſpornte das Pferd gewaltſam; es bäumte ſich dreimal ſcheu hoch auf. Endlich gehorchte es dem Reiter. Er ſprengte ins Gebüſch; es war zu dicht, um durchzudringen. Er umritt es mit wenigen Galoppſprüngen.

Jenſeits freies, beſchneites Feld; in deſſen Mitte eine einſame, rieſige Fichte. Von der Mönchsgeſtalt keine Spur; auch der Schnee von keinem Fuß berührt.

Es durchſchauerte ihn.

Mit verhängtem Zügel jagte er vorwärts; bald erreichte er ſein Zelt.

Um Mitternacht brach das Heer auf. — Wien war gerettet, — Thurn ſah es niemals wieder!

Fünfundzwanzigſtes Buch.

Vierunddreißigſtes Capitel.

Die Räthe Ludwig Camerarius und Leander Rippell harrten nebſt dem Hofprediger Abraham Scultetus im Empfangszimmer des Königs Friedrich von Böhmen auf dem Hradſchin. Der König war Tags zuvor mit Camerarius aus Nürnberg zurückgekehrt, wo die Fürſten der proteſtantiſchen Union nebſt den Vertretern der proteſtantiſchen Städte verſammelt geweſen waren, um die Angelegenheiten Friedrich's und ihre gemeinſamen zu berathen, und woſelbſt Friedrich, unterſtützt von einem Abgeſandten ſeines Schwiegervaters, König Jakob's des Erſten von England, Alles in Bewegung ſetzte, um die proteſtantiſchen Kräfte Deutſchlands für ſeine Sache in Bewegung zu ſetzen. Die Nachrichten, welche über dieſe Verſammlung nach Prag gekommen, waren nicht die günſtigſten geweſen.

Scultetus war daher eifrig mit Camerarius im Geſpräch darüber. Rippell in ſeiner redlichen Treue für Friedrich hörte mit tief erregter Theilnahme an, was Camerarius berichtete.

„Meines Bedünkens", ſagte dieſer, „wollten ſie Alle vorzüglich ihre eigene Ruhe und Sicherheit. Für das Ganze möchte Niemand recht die Hand ans Schwert legen!

„Der Krieg iſt allerdings ein ſchweres Unheil“, ſagte Rippell halb vor ſich hin.

Doch Scultetus brach in Eifer aus: „O, die mit Blindheit Geſchlagenen! Sehen ſie denn nicht, daß der römiſche Erzfeind ſeine Tücke gegen ſie Alle richtet! Daß ſie jetzt die Gelegenheit ergreifen müſſen, ſeiner Molochsherrſchaft ein Ende zu machen?“

„Es wurde ihnen ſo warm und klar als möglich dargelegt“, fuhr Camerarius fort, „daß unſeres Herrn Sache auch die ihrige ſei! Daß, wenn ſie ſich auch durch Theilnahmloſigkeit heut Ruhe bewahrten, morgen die Reihe des Kampfes an ſie und deſto gefährlicher kommen werde. Allein zum Angriff zu ſchreiten hatte Niemand Luſt, nur zur Vertheidigung wollten ſie ſich rüſten, wenn der Krieg ins Reich geſpielt werde. Vorzugsweiſe die Städte und Kurſachſen waren dieſer Anſicht.“

„O, das treuloſe Sachſen!“ rief Scultetus aus. „Aber ich weiß wohl, wer dort die Drachenſaat ſtreut! Das iſt das Gift des ſtarren Lutherthums, das ich faſt noch mehr ſcheue und verabſcheue als den römiſchen Antichriſt ſelbſt! Das iſt der unſaubere Geiſt des Apoſtels der Finſterniß, dieſes lutheriſchen Zeloten, Hoe von Hohenegg, der den Kurfürſten Herrn Georgen ganz in ſeinen Banden gefangen hält. Hat er doch in ſeinem frevlen Muthe ausgerufen: «Es ſei ein Greuel, daß ein ſo herrliches Land wie Böhmen dem Calvinismus in den Rachen geworfen werde, gleichwie dem Baalsgötzen!»“ *)

„Der Kurfürſt von Sachſen iſt unſerem allergnädigſten Herrn allerdings nicht ſehr gewogen“, bemerkte Rippell kopfſchüttelnd. „O daß der geiſtliche Uebereifer ſo großen Scha-

*) Hiſtoriſch.

den ſtiftet und den Frieden ſtört, ſtatt ihn zu befeſtigen!“ ſetzte er mit einem unzweideutigen Blick auf Scultetus hinzu. Dieſer aber nahm ihn nicht wahr in ſeinem neu entzündeten heiligen Zorn, oder wollte ihn nicht wahrnehmen.

„Ja wohl“, rief er faſt lauter, als es ſich in einem Zimmer des Palaſtes geziemte, „dieſer Eifer der Baalspriester, der Götzendiener iſt fluchwürdig zu nennen! — Ach, der wahre, gereinigte Glaube wird noch lange kämpfen müſſen gegen die alten Erbſünden, die ſich von Vätern auf Söhne vererben! Auch in dieſem Lande, welche harte Arbeit haben wir gegen die alten böſen Wurzeln des römiſchen Antichriſtenthums!“

„Ich denke, hochwürdiger Herr“, ſagte Rippell, „was von dieſen alten Wurzeln keinen Lebenstrieb mehr hat, wird bald von ſelbſt verweſen. Wenn man zu wild ausrodet, zerſtört man leicht manches gute Gewächs ringsum!“

„Nimmermehr, nimmermehr, mein theurer Freund Rippell! Der Same des Unkrauts wuchert immer neu, wenn er nicht unabläſſig mit Schaufel und Hacke, ja mit Feuer vertilgt wird! Es iſt ſelbſt beſſer, daß der Weizen zugleich mit dem giftigen Unkraut vertilgt werde, damit doch in künftigen Jahren der Acker reine Frucht trage! So denkt auch unſere hochverehrte, allergnädigſte Königin! In ihrem reinen Herzen iſt ſie voller Gewiſſenſcrupel über das kirchliche Unweſen, das annoch in dieſem Lande herrſcht, und was ſie und ich vermögen auf unſeren gnädigſten Herrn, das ſoll geſchehen, um es mit allen Wurzeln auszurotten!“

„Der König“, rief Camerarius leiſe.

König Friedrich trat ein. „Seid mir gegrüßt, werthe Herren“, ſprach er mit gütigem Ton, doch mit nicht ſehr heiterer Miene. Er ging zuerſt auf Scultetus zu und reichte ihm die Hand. „Ich freue mich, Euch wiederzuſehen, ehr-

würdiger Herr; ich habe mich ſchon nach Eurem Rath und Beiſtand geſehnt."

Scultetus beugte ſich zum Kuß auf Friedrich's Hand und ſprach: „Heil meinem gnädigſten König, Heil dem Hauptpfeiler der chriſtlichen Kirche, der, ein zweiter Carolus Magnus, berufen iſt, Ungläubige und Abtrünnige zu bekehren."

Scultetus' Begrüßung ließ den König nur zu einem leichten „Guten Morgen" für den redlichen Rippell kommen.

Da viele Acten auf dem Arbeitstiſch lagen, fragte er zu ihm und Camerarius gewandt: „Es wird wol Vieles vorzutragen ſein?"

Die Räthe bejahten es.

„Das wird lange Zeit koſten", ſagte Friedrich etwas verdrießlich. „Herr Hofprediger, die Königin verlangt nach Euch. Tretet inzwiſchen zu Ihrer Majeſtät ein; ich werde ſobald als möglich nachkommen."

Scultetus ging durch die Thür, aus welcher der König gekommen war, nach den Wohngemächern der Königin Eliſabeth hinüber.

„Nun, Camerarius? Ihr habt ſchon ſo viel vorgefunden?" fragte Friedrich und deutete auf die Actenſtöße.

„Ich nicht, Majeſtät! Es ſind faſt Alles Vortragsſachen des Raths Rippell."

„Nur das Wichtigſte, was während Ew. Majeſtät Abweſenheit ....", begann Rippell.

„So laßt es heut beim Wichtigſten unter dem Wichtigſten bewenden! Ich habe nicht viel Zeit!"

Rippell bekämpfte ſeine Trauer über des Königs Ungeduld in oft ſo überaus wichtigen Geſchäften. „Es ſind hauptſächlich Bitt- und Beſchwerdeſchriften eingegangen", begann er.

„Beſchwerden und immer Beſchwerden? Und worüber?"

fragte Friedrich unangenehm berührt. „Läßt ſich das nicht in der Kanzlei ohne weiteres abthun?“

„Ich halte es für Pflicht, Ew. Majeſtät ſelbſt gewiſſenhaft die Beweiſe darzulegen, daß die Stimmung in dieſem Lande während Ew. Majeſtät Abweſenheit ſich nicht ſehr günſtig gezeigt hat.“

„Stimmung und immer Stimmung! Wie kann ich auch darauf Rückſicht nehmen“, rief der König verdrießlich. „Und wie kann man wiſſen, was wirklich die Stimmung iſt? Einzelne klagen ſtets. Wenn in Böhmen eine ſchlechte Meinung herrſcht, ſo iſt das ſchlechte Kriegsglück Thurn's die Haupturſache. Und da hat das Volk nicht Unrecht. Ich habe aber ſchon geſtern Abend von dem Fürſten von Anhalt genug über dieſe ſchlechte Stimmung gehört.“

„Was ich Ew. Majeſtät zu berichten hätte, gehört nicht dahin“, wandte Rippell ein.

„Und das wäre? Ein wenig raſch, lieber Rippell.“

Der Rath überwand den Eindruck von Schmerz und Sorge, welchen ihm dieſe Worte machen mußten, und ſagte, indem er ein Actenſtück in die Hand nahm: „Dieſe Schriftſtücke hier enthalten ſämmtlich dringende Bitten und Vorſtellungen, auch herbe Klagen, wie ich pflichtmäßig ſagen muß, über Beſchränkungen und Kränkungen in Glaubensſachen!“

„Wie, Rippell? Das können wol nur unſere Feinde, die Römiſch-Katholiſchen ſein, die aus verleumderiſchen Abſichten ſolche Klagen erheben!“ rief der König unmuthig.

„Geruhen Ew. Majeſtät zu verzeihen, es ſind auch viele Andere; Utraquiſten, Evangeliſche. Ich darf es Ew. Majeſtät nicht verſchweigen, die Böhmen finden ſich in der Ausübung ihres Glaubens beſchränkt, verletzt .... es iſt das eine ganz allgemeine Klage!“

„Nein, Rippell!“ unterbrach ihn Friedrich heftig. „Das iſt nicht wahr! Und es iſt nicht Eure Angelegenheit. In Glaubensſachen habe ich Scultetus zu hören.“

„Eben des Herrn Hofpredigers übergroßer Eifer ....“

„Blaſt Ihr auch hier in dieſes Horn wie zu Heidelberg? — Zum Schutz des reinen chriſtlichen Glaubens, zur Befeſtigung und Fortpflanzung deſſelben habe ich dieſes auf meinem Haupte ſchwer laſtende Königthum übernommen. Soll ich jetzt dem göttlichen Auftrage untreu werden?“

„Geſtatten mir Ew. Majeſtät ein Wort“, begann Camerarius, da Rippell ſchmerzvoll ſchwieg. „Die Böhmen haben die Hoffnung gehegt, daß Ew. Majeſtät ihren Glauben beſchützen würden.“

„Und thue ich das nicht? Lege ich ihnen Zwang auf?“ ſagte der König heftig. „Aber in meiner Hofkirche kann ich doch nicht Bilderdienſt treiben? Es ſind auch nur die Katholiken, welche klagen oder die Kläger anſtiften aus Misgunſt gegen mich. Ich weiß das beſſer!“

„Vergeben Ew. Majeſtät. Auch die Evangeliſchen, die Utraquiſten“, ſagte Rippell mit Kummer. „Es geht mir ſo nahe, daß Ew. Majeſtät die Liebe dieſer neuen Unterthanen einbüßen ſollten ....“

„Ihre Liebe einbüßen!“ rief der König und eine dunkle Röthe färbte ſeine Wangen. „Ihr geht etwas weit, Rippell! Eurem Alter geſtatte ich manches dreiſte Wort, aber Ihr ſolltet Euch ſelbſt mäßigen!“ Er ging einigemal unruhig im Zimmer auf und nieder; Rippell ſchwieg. — — „Und wenn ich die Liebe abtrünniger Unterthanen verlieren müßte! Sollte ich deshalb mein Gewiſſen belaſten? — — Was habt Ihr ſonſt zum Vortrag?“

Rippell nahm ein anderes Actenheft. „Die Noth im Volke iſt groß; — die Kriegsleute, die ihren Sold nicht

richtig empfangen, halten ſich an den Bewohnern ſchadlos — das Landvolk iſt bedrückt durch Plünderung und Mishandlung von unſerem eignen Heer ...."

„Genug, genug!" rief Friedrich, der immer finſtrer blickte. „Davon hat mir Fürſt Chriſtian ſchon hinlänglich erzählt. Das ſind Alles die Entſchuldigungen Thurn's und Mansfeld's, weil es unter ihrer Führung mit dem Kriege nicht vorwärts will. Es iſt wol eher den Truppen der Sold einige Monate rückſtändig geweſen. Dürfen ſie darum wie die Räuber hauſen? Wenn der Führer das gehörige Anſehen und Einſehen hätte, ſo würde Alles beſſer gehen!"

„Die Thür des Nebengemachs öffnete ſich. Die Königin trat halb ein. „O, lieber Friedrich, wenn du etwas Zeit hätteſt! Es ſind ſo viele Dinge zu beſprechen!"

„Auf der Stelle, meine Eliſabeth", antwortete der König. „Ich muß jetzt abbrechen, Rippell. Wenn etwas zur Unterſchrift iſt, legt mir's morgen vor."

„Ew. Majeſtät, es ſind einige dringend eilige Sachen", bat Rippell.

„Nun, Nachmittag denn!" antwortete Friedrich eilfertig und ging hinein zur Königin.

Rippell legte ſeufzend ſeine Actenſtücke zuſammen.

Camerarius ſchüttelte den Kopf. „Ich fürchte, ich fürchte", ſagte er, „unſer Herr ſieht die Lage der Dinge anders als wir, und ſehr anders als ſie iſt!"

„Ich fürchte es nicht mehr, ich weiß es ſeit langer Zeit", antwortete Rippell. „Gott ſchütze ihn!"

Stumm verließen die beiden Rathgeber das Vortragszimmer.

Die Königin hatte ihren Gemahl abgerufen, weil Sculletus mit dem ganzen Arſenal ſeiner geiſtlichen Waffen auf ſie

eindrang, ſie möge ſo eilig und ſo nachdrücklich als möglich auf den König einwirken, daß ſowol die ketzeriſchen und gottesläſterlichen Misbräuche, wie er ſie bezeichnete, in den böhmiſchen Kirchen im Allgemeinen abgeſtellt würden, ganz beſonders und ſofort aber auch in der prager Schloßkirche. Denn er könne es nicht in ſeinem Gewiſſen verantworten, das herannahende Weihnachtsfeſt — man ſchrieb ſchon den 21. December — in einer Kirche zu begehen, die voll gottesläſterlicher Zeichen des Bilderdienſtes ſei, und in der die Beſucher dieſen immer noch forttrieben. Denn vor den Crucifixen beteten ſie den Herrn in leiblicher Geſtalt an, gleichwie in einem Götzenbilde; und vollends vor den Heiligenbildern trieben ſie abergläubiſche Abgötterei mit ſterblichen, ſündhaften Menſchen.

Friedrich fand ſeine Gemahlin in Folge dieſer zelotiſchen Beſtürmungen in der höchſten Aufregung; die Thränen ſtanden ihr in den Augen.

„Was haſt du, meine Theuerſte", fragte er ſie mit theilnehmender Beſtürzung, als ſie allein im Nebenzimmer waren. „Was iſt dir? Du weinſt ja!"

„O, mein theurer Friedrich", entgegnete ſie, in vollen Thränen ſich ergießend, „ſollen wir darum unter Gefahren und Kämpfen einen Königsthron beſtiegen haben, daß wir an unſerer Seele Schaden nehmen, daß die Reinheit unſeres Glaubens erſchüttert werde? Du glaubſt gar nicht", fuhr ſie fort, Scultetus' Worte faſt wiederholend, „welche Greuel hier vorgehen in Prag! Ich kann die Kirche nicht betreten, die ein wahrer Götzentempel iſt! Unſere eigene Schloßkirche, wo ich meinen Gottesdienſt verrichten ſoll, hegt und pflegt den Bilderdienſt und den ſündigen Aberglauben, der Menſchen gleich Göttern anbetet!"

„Wie kannſt du das ſagen und glauben", antwortete

Friedrich, der ſeiner Gemahlin gegenüber gewöhnlich Das bekämpfte, was er vor ſeinen Räthen vertheidigte.

„Wie? antwortete ſie. „Sind nicht Heiligenbilder darin aufgeſtellt? Und Crucifixe und Bilder der Mutter Gottes; und flimmert nicht Alles von jenem äußerlichen Tand und gottloſen Spielwerk der Katholiſchen? Von eitel Silber und Gold, Bild- und Schnitzwerk?“

„Die Utraquiſten verehren die Heiligen, aber ſie beten ſie nicht an — ſie laſſen ihnen nur die Stellen in der Kirche, wo ſie von Alters her gewohnt geweſen, ſie zu ſehen und ſich ihres frommen Lebens zu erinnern“, begütigte Friedrich ſeine Gemahlin.

„Es iſt ein Greuel für mich! — Und du ſollteſt nur Scultetus darüber hören!“

Sie waren indeſſen allgemach bis an das Wohnzimmer der Königin gekommen, wo Scultetus noch verweilte.

„O, Geſalbter in dem Herrn“, empfing er den König, aus deſſen wie aus der Königin Zügen er errieth, daß ſchon zwiſchen Beiden von dem Gegenſtande die Rede geweſen ſei, von dem er zu ſprechen beginnen wollte. „Ich bitte demüthig um Vergebung, daß ich mein volles Herz ausgeſchüttet habe zu Füßen Ihrer Majeſtät der Königin! Allein weß das Herz voll iſt, deß fleußt der Mund über! Und mein Gewiſſen gebietet mir zu reden!“

„Sprecht es gerad aus, Herr Hofprediger“, entgegnete der König, „was fordert Euer Gewiſſen?“

„Ich beſorge in meinem Innerſten“, begann Scultetus, „daß Ew. Majeſtäten, daß wir Alle Gottes gnädige Allmacht wider uns haben würden, wenn es länger geduldet würde, wie ſein reines Wort entſtellt und der Tempel des Herrn durch ſchmachvollen Bilderdienſt entweiht wird! Ew. Majeſtät haben den ſchweren Königsberuf nicht um eitlen welt-

lichen Glanzes willen, ſondern zum Schutz der heiligen Religion auf Ihro Haupt genommen ....“

„Gewiß, das habe ich“, unterbrach ihn der König, „doch ich habe gelobt, den Glauben aller chriſtlichen Bekenntniſſe in dieſem Lande unangetaſtet zu laſſen und zu ſchützen!“

„Wo der Glaube aber Unglaube wird“, fuhr Sculetus mit Salbung fort, „wo er Sünde und Gotteslästerung wird, ſoll er auch da beſchützt werden? Und wenn wir Andere — ich will es nicht loben — unbekehrt im Irrthum wandeln laſſen, ſollen wir ſelbſt den Weg der Verirrung gehen? Soll dem Könige des Landes und Denen, die mit ihm in der reinen Lehre wandeln, kein Tempel geöffnet ſein, wo ſie den Herrn anbeten können im Geiſte und in der Wahrheit? Ohne ſchwere Verſündigung wider unſeren geläuterten Glauben, durch Greuel des Bilderdienſtes, ja durch wahrhaft heidniſchen Götzendienſt! Hätte der Herr darum ſo hohe Wunder gethan, für uns Alle, da er Ew. Majeſtät berief zum Hort des Glaubens, daß er ſein eigenes Gotteshaus entweihet ſehen ſollte! Ja, ja, der Allmächtige hat Wunder für uns gethan. Oder iſt es nicht ein Wunder, daß in dieſem Königreich, wo man mit frevelnder Vermeſſenheit Alles zu vernichten, zu unterdrücken trachtete, was nur nach dem heiligen Evangelio ſchmeckte, daß über und wider vieler Menſchen Gedenken der freie Lauf dem Evangelio wiedergegeben worden? Iſt das nicht ein Wunder über alle Wunder, daß wir einen evangeliſchen König in Böhmen haben?*)

„O, gewiß, gewiß!“ pflichtete der König bei und erhob ſeinen Blick gen Himmel. Die Königin faltete die Hände.

---

*) Hiſtoriſch.

„Eben das iſt ein Wunder“, fuhr Scultetus, den jetzt der Eifer der Selbſterhitzung ganz hinriß, fort, „daß ich hier in Prag auf der Kanzel ſtehen und von der innerlichen Herrlichkeit der Kirche Gottes predigen kann! Darum rufe ich aus: «Gott iſt unſer Gott, und unbegreiflich iſt es, wie er regiert.»*) — Aber wie er für uns war, wird er auch wider uns ſein und uns ſchlagen mit ſeiner Gewalt, wenn wir von ihm abfallen! Die Heiden hat ſein Blitz getroffen, die Feinde hat ſein Wort zermalmt! Sein Wort wird auch uns zermalmen, wenn wir ſeine Kirche heidniſch entweihen! — O, darum flehe ich Ew. Majeſtät an, in meinem heiligen Beruf als ein getreuer Diener Gottes, daß ein Ende werde dieſen Greueln! Das höchſte chriſtliche Feſt, die Weihnacht, die Geburtsnacht unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, iſt nahe! Sollten wir zu dieſer heiligen Feſtzeit annoch in einem Götzentempel knien und beten?“

„Nein, nein! Es muß den Zorn des Herrn auf uns laden!“ brach die Königin weinend aus.

„Und was verlangt Ihr?“ fragte der König ganz erſchüttert und beſtürzt.

„Und wenn der Götzendienſt geduldet wird im Lande, wenn er geduldet wird in den Kirchen dieſer ſündigen Stadt, wenn die Finſterniß ſich noch lagert rings umher: in der Kirche, wo Ew. königlichen Majeſtäten ihre Andacht verrichten, wo ich ſelbſt des heiligen Amtes warte, da dürfen länger nicht die Götzenbilder geduldet werden! Ich darf ſie nicht dulden! Ich bin der geweihte Diener der Gottesverehrung im Geiſte und in der Wahrheit! Meines Berufes, meiner Pflicht iſt es, ſie zu vernichten, und müßte ich ſie mit eigner Hand zertrümmern! Hinaustreiben muß

*) Hiſtoriſch.

ich den läſterlichen Unfug aus dem Tempel Gottes, wie der Herr die Schächer auswies! Ich kann nicht die Kanzel betreten, nicht das reine Wort predigen am Weihnachtsfeſte, wenn dies Gotteshaus nicht zuvor gereinigt iſt!“

„Darf ich zerſtören, was ſeit Jahrhunderten her unangetaſtet die heilige Stätte ſchmückt? Soll ich zertrümmern, was Die verehren, welche mich zum Schutz ihres Glaubens hierher berufen?“ fragte der König in ſchwankender Seelenangſt. „Soll der König dieſes Landes das den Bewohnern dieſes Landes thun?“

„Ja, das darf er, das ſoll er für ihr wahres Heil thun!“ rief Scultetus fanatiſch aus. „Ich nehme es auf mein Haupt! Wenn dem irdiſchen Könige die That Bedenken erregt, der Diener des himmliſchen Herrn iſt bereit, ſie zu vollführen!“

Friedrich ſtand im heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt. „Ich kann das nicht befehlen“, rief er endlich verzweiflungsvoll. Die Königin ſchluchzte; ſie wollte ſich dem Könige zu Füßen werfen; er zog ſie an ſein Herz.

„Ich nehme es auf mein Haupt“, rief Scultetus nochmals flammend vor Eifer. „Wenn nur Ew. Majeſtät Dem nicht wehren, was ich im Drange meiner heiligen Pflicht vollführen will, ſo ſoll das Haus des Herrn noch heut geſäubert ſein und ſein Feſt begangen werden an gereinigter Stätte!“

„So geſchehe denn, was Ihr verlangt! Aber Euer iſt die That und ihre Verantwortung, nicht meine!“ gab der König in wankender Schwäche nach.

„Alſo will ich!“ rief der Geiſtliche mit eiferglühendem Antlitz. „Dann wird Gottes Antlitz wieder gnädig leuchten über uns!“

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Die Gräfin Thurn ſaß mit Thekla in einem Erker ihres Palaſtes zu Prag; Thereſe ſtand neben ihnen und blickte auf die Gaſſe hinaus. Plötzlich that ſie einen lauten Schrei. „Der Vater! Der Vater!“ rief ſie und flog an die Thür.

Mit überraſchtem Staunen ſahen auch Thekla und Eliſabeth aus dem Fenſter; vier Reiter, unter ihnen Wolodna, der ſeit ſo langer Zeit Vermißte, ritten auf das Haus zu. Wolodna ſchwang ſich vom Pferde, Thereſe flog aus der Thür, ſie lagen einander in den Armen. In wenigen Augenblicken waren Beide oben im Gemach.

„Wolodna! Ihr ſeid es wirklich! Gott ſei geprieſen!“ Mit dieſem Ausruf begrüßte ihn Eliſabeth. „Welche Sorgen haben wir um Euch gehabt! Wo waret Ihr ſo lange?“

Wolodna fand keine Worte, er hing in den Armen Thereſens, die ihn mit Küſſen faſt erſtickte. „Ach, mein Kind, mein Kind!“ rief er endlich, „was habe ich erduldet!“

„Endlich doch ein Augenblick des Glücks in dieſer Zeit ſchwerer Trübſal“, ſeufzte die Gräfin vor ſich hin.

„Erduldet?“ fragte Thereſe. „Um Gottes willen, was iſt Euch begegnet, Vater!“

„Mir iſt noch Alles wie ein Traum. — Ein Wunder Gottes iſt an mir geſchehen!“ rief er aus und blickte mit feuchten Augen gen Himmel. „Ja, ein Wunder!“ wiederholte er fromm und ſank erſchüttert in die Knie. „Dank, Dank, du Allgütiger, daß du mich zurückgeführt haſt zu den Meinen!“

„Auch Xaver iſt hier“, ſagte Thereſe mit thränenglänzenden Augen über ihn gebeugt. „Auch der Graf Thurn!“

„Der Vater wird eine unbeſchreibliche Freude haben, Euch wiederzuſehen, lieber Wolodna“, ſagte Thekla mit herzlichem Tone.

„Der Herr Graf iſt hier?“ ſagte Wolodna freudig. „O, gnädigſte Gräfin“, wandte er ſich zu Eliſabeth, „dann ſprecht ein Wort für mich zu ihm. Die Reiter dort unten waren meine Retter, ſie möchten in des Grafen Dienſte treten, verwendet Euch für ſie für mich, daß er ſie nicht zurückweiſe!“

„Gewiß, gern“, antwortete Eliſabeth; „aber erzählt doch, Wolodna. Was hielt Euch ſo lange ab? Wie ſeid Ihr gerettet?“

Wolodna wollte eben berichten, als die Gräfin, die das Auge nach den Reitern und ſomit nach den Fenſtern gewendet hatte, ängſtlich ausrief:

„Mein Gott, was iſt denn das? Seht doch, wie die Leute unruhig laufen! Sie eilen nach dem Hradſchin hinauf!“

„Was kann das ſein?“ fragte auch Thekla ängſtlich. „Ach, welch eine Zeit iſt das! Jeden Augenblick droht ein Unheil!“

Alle traten ans Fenſter. Es ließ ſich jenes ſchauerliche Geräuſch hören, welches aus einer unruhigen Menge hervorgeht; dumpfes Brauſen verworrener Stimmen, einzelne heftige Ausrufe, der Schall haſtiger Schritte.

„Das muß etwas ſehr Eigenthümliches ſein, und wie es ſcheint, nichts Erfreuliches“, ſagte Wolodna.

Ein Diener öffnete haſtig die Thür und trat beſtürzt ein.

„Um Gottes willen, gnädigſte Frau Gräfin“, rief er,

„auf dem Hradſchin in der Domkirche geſchehen ſchreckliche Dinge!“

„Was denn? Was gibt es?“ tönten ihm die Fragen entgegen.

„Die Kirche iſt von ruchloſen Menſchen erfüllt, die Alles zerſchlagen und zerſtören!“

„O Himmel!“ rief Eliſabeth aus. „Das ſind gewiß Ausbrüche des blinden Religionseifers, vor denen Thurn ſchon den König gewarnt, ihm die dringendſten Vorſtellungen darüber gemacht hat!“

„Sie wollen die Heiligenbilder zerſtören, die Crucifixe herabreißen“, erzählte der Diener bleich vor Grauen über den Frevel.

„Unmöglich, unerhört!“ rief Thereſe, die, wie ſtets bei großen Ereigniſſen, von höherem Geiſte ergriffen wurde, der ſo wunderbar in ihr flammte. „Das wäre eine That, die um Rache gen Himmel riefe! Für unſeren Glauben, für unſere Kirche, für das höchſte Heiligthum unſerer Herzen, haben wir den furchtbaren, blutigen Kampf begonnen, der jeden Tag ſchwerer auf uns laſtet, uns jeden Tag mit neuen Schrecken heimſucht! Und dieſes Heiligthum wollte man frevelnd antaſten? Unmöglich! Das dürfen wir nicht dulden!“

„Ich will zu Thurn ſenden — er iſt im Kriegsrath beim Fürſten Anhalt“ — rief Eliſabeth.

„Wir müſſen ſelbſt hinauf! Mit unſeren Leibern die Heiligthümer zu ſchützen!“ rief Thereſe begeiſtert.

Draußen wuchs das ſchauerliche Getöſe. Ein dunkler Strom von Menſchen trieb ſich am Hauſe vorbei nach den Aufgängen zum Hradſchin hin.

Thereſe, die in ſolcher Stimmung nur dem Gebot des Geiſtes gehorchte, der ſie erfüllte, war ſchon hinausgeeilt.

Wolodna folgte ihr. Bald waren ſie mitten in dem Strom der Menge, die zum Hradſchin hinaufeilte. Droben fanden ſie die Schloßkirche von dichtem Gewimmel umgeben. Es war nicht zu unterſcheiden, wer hier feindſelig oder wohlgeſinnt war. Die Meiſten hatte die Neugier hinaufgetrieben.

Thereſe drängte ſich durch die Menge. Wolodna folgte ihr, um ihr ſchützend zur Seite zu bleiben, nicht um, was unmöglich erſchien, dem begonnenen Frevel Einhalt zu thun. Gleichzeitig mit ihnen trafen Abtheilungen von Soldaten ein, welche die Kirche umſchloſſen und den Andrang des Volks abwehrten. Ein Augenblick ſpäter und ſie würden nicht mehr hineingedrungen ſein.

O wären ſie um dieſen Augenblick ſpäter gekommen! Ein Schauder und Empörung weckendes Schauſpiel wäre ihnen erſpart worden! Rohe Banden mit Aexten und Hämmern, Brechſtangen, Sägen, richteten, nach Scultetus' Anordnung, eine ſchauerliche Verwüſtung in dem heiligen, wundervoll majeſtätiſchen Gebäude an! Der ſtreng calviniſtiſche Eiferer hatte ſeinen ganzen Zorn gegen die Heiligenbilder, die Crucifixe und alle andern Ausſchmückungen der Kirche ausgegoſſen! „Das Abendmahl!“ hatte er ausgerufen, „ſoll nicht mehr mit ſündigem Prunk genoſſen werden! Am einfachen Tiſche, wie der, an welchem der Herr ſaß, ſollt ihr es empfangen! Zertrümmern wollen wir die Götzenbilder, die Bilder ſündhafter Menſchen, die ihr als Heilige verehrt!“

Dieſe Worte fachten den fanatiſchen Eifer der Calviniſten zur Flamme an. Und ob die rohe That den rohen Sinn aufſtachelte und ihm die Feſſeln jeder frommen Scheu abſtreifte, oder ob umgekehrt der rohe Sinn die rohere That gebar: mit taumelnder Zerſtörungswuth hatte das ruchloſe

Werk begonnen. Die Wahnerhitzten miſchten das ſchärfſte Kennzeichen der Seelenniedrigkeit, den Hohn und ſchnöden Spott in ihre Wuth. Mit lärmendem Getöſe riſſen ſie die Bilder der Heiligen herab und riefen: „Ihr Armen! Hat man euch doch ſtets gequält mit dem Geſchrei: «Betet für uns», nun ſollt ihr Ruhe haben.“ *)

Thereſe ſchauderte — und erbleichte, als ſie dieſe ruchloſen Reden hörte.

Die Schreine der Reliquien wurden zertrümmert, der koſtbare, unerſetzliche, von Tauſenden verehrte Inhalt hinausgeſchleudert.

Viele Gläubige, die aus angſtvoller Beſtürzung, wie Thereſe und Wolodna, in die Kirche gedrungen waren, rafften die auf dem Boden verſtreuten Gegenſtände der Verehrung und Anbetung auf, um ſie zu bewahren. Die Schergen entriſſen ſie ihnen und riefen: „Ihr ſollt euren Götzendienſt nicht ferner üben!“

Die Frommen boten Gold, um die Kleinodien der Seele anzukaufen. Das reizte die Habgier der Zerſtörer. Doch Scultetus trat dazwiſchen und zürnte: „Wollet ihr die Hand bieten zur Fortdauer des Bilderdienſtes? Eure Seelen ſind auf ewig verloren, wenn ihr ſolchen Frevel begeht! Es ſoll kein Götzendinſt mehr geduldet werden! Erlöſchen für ewig ſollen dieſe brennenden Kerzen am Altar, aufhören das ſündige Kniebeugen, das Kreuzſchlagen, der Sang und Klingklang, und all das eitel ſinnliche Gepränge! Fort mit dem Geläut, das Tag und Nacht ſinnlos das Ohr betäubt! Nieder dort mit dem gottloſen Altarbilde, das der lutheriſche Sünder gemalt und der katholiſche Aberglaube ſich nicht entblödet hat in ſeinem Götzentempel aufzuhängen! Gott

*) Hiſtoriſch.

ſelbſt, der Gott des Geiſtes und der Wahrheit, befiehlt die Zerſtörung der ſchnöden Werke des Sinnenreizes!“

Eine Schaar der Bilderſtürmer drang auf dieſes Wort gegen das herrliche Altarbild, von Lukas Cranach gemalt, an und riß es herab, daß es über den Altar hinſtürzte. Der Goldrahmen wurde zerſchmettert; mit dem Schwerte fuhren pfälziſche Kriegsknechte durch die Leinwand und ſchnitten die Häupter der Heiligen, der Mutter Gottes und des Erlöſers ſelbſt, die darauf abgebildet waren, heraus. *) — —

„Allmächtiger!“ rief Thereſe aus, die an ihren Vater gelehnt ſtarr auf den Frevel blickte. „Sie legen auch die verruchte Hand an den Heiland ſelbſt!“

Eine Rotte war zu dem großen Crucifix über dem Altar hinangeklettert; ſie ſchlangen Seile um daſſelbe und zerrten es herab. Es zerſchmetterte mit einem, die ganze Kirche erfüllenden, und das lärmende Geſchrei der Zerſtörer mächtig überſchallenden Getöſe auf den Boden nieder und brach in Stücke.

„Biſt du Gottes Sohn“, rief ein Ruchloſer höhnend, „ſo hilf dir ſelbſt!“

Das war der Gipfel des äußerſten Verbrechens! Die Frevler ſelbſt bebten zurück von dunkler Ahnung entſetzt. Ein Augenblick tiefer, ſchauerlicher Stille herrſchte im Tempel des Herrn.

Da erhob ſich Thereſe in der Kraft ihrer gottdurchglühten Seele. Sie trat auf die Altarſtufen, daß ſie die Menge überragte, hub ihre Rechte gen Himmel und rief:

„Wehe über euch! Dieſen Frevel wird der Herr rächen! Wehe der Lippe, die ihn gebot, wehe der Hand, die ihn beging, wehe der Zunge, die dieſe Läſterworte ausſprach!“

---

*) Hiſtoriſch.

Von der Erſcheinung wie durch Wundergewalt ergriffen, ſtand die Menge gefeſſelt, auf die Begeiſterte hinſchauend. Das dunkle Haar wallte ihr herab auf die Schultern, ihr Auge flammte. Sie rief mit erhobenem Ton:

„Dieſer Boden iſt entweiht! Fluch fällt auf dieſe Stätte! Des Himmels Zorn trifft dieſe Stadt, trifft dieſes Land! Wehe! Wehe! Wehe!“

Laut tönte der Ruf durch die ſchauerliche Stille in den Hallen der Kirche!

Mit gebrochener Kraft ſank Thereſe zuſammen in die Arme des Vaters.

Der wahntaumelnde Frevel erhob aufs neue ſein Haupt, und immer weiter drang der ungehemmte Strom verruchter Zerſtörung.

Doch die Weiſſagung erfüllte ſich!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.